Geist

Geschichte einer Mannhei

von

Karl Bleibtreu

München u. Leipzig · 1906 bei Georg Müller.

Geist

Geschichte einer Mannheit

von

Karl Bleibtreu

Mon coeur, lassé de tout, mêure de l'espérance,
N' ira plus de ses voeux importaner le sort.
Lamartine.

München und Leipzig
bei Georg Müller
1906

I.

„Ach, geliebte Anwesende, wir alle hier wissen ja, daß jener hohe Beruf und erste Stand, dem unser teurer Verblichener angehörte, mehr Opfer verlangt als irgend ein anderer!" Die fettige Stimme des Hofpredigers erfüllte den ganzen Raum. In dieser hochansehnlichen Trauerversammlung ordengeschmückter Militärs fiel nur ein schwarzer Zivilistenrock unangenehm auf wie ein störender Fleck. Verwunderte Blicke richteten sich wiederholt dorthin, wo ein unansehnlicher Mann, der nicht mal einen Orden trug, mit gekreuzten Armen in einer Ecke lehnte. Wie kam der hierher?

Friedrich Geist lächelte verstohlen in sich hinein. Was dachte sich der würdige Talarträger eigentlich bei seiner Phrase, die in diesen Kreisen einer dem andern geläufig nachbetet? Besondere Opfer des Offizierlebens? Etwa die mäßige Besoldung? Dafür fing sie früher an, als in andern Berufen, erhob sich auch früher zu anständiger Höhe, als bei Beamten und Juristen. Ein verhältnismäßig so untergeordneter Subalterner wie ein Hauptmann erster Klasse stand sich doch schon ganz leidlich, weit besser als ein entsprechender Subalternbeamter oder Richter. Wozu waren übrigens die guten Partien da, die wie Schmetterlinge um eine un-

stete Kerze goldig das zweifarbgie Milieu umflatterten? Außerdem starb der arme Offizier aus unbegüterter Familie langsam aus, der Offiziersersatz stammte immer ausschließlicher aus dem wohlhabenderen Adel und der gesamten Bourgeoisie. Tu Geld in deinen Beutel! hieß schon längst die wichtigste Empfehlung für diese schimmernde Laufbahn. Was denn weiter? Daß viele im besten Alter den blauen Brief empfingen, weil ihre Nase einem Vorgesetzten oder ihre geistige Haltung dem üblichen Kommißgeist mißfiel? Gleichem Ungemach setzt sich im Zivilleben jeder Beliebige aus, der eine abhängige Stellung eingeht. Und bei Staatsbesoldeten winkt doch noch die Pension als kleiner Schutz vorm Hungertode in schlimmsten Fällen. Wer pensioniert die Millionen anderer Schiffbrüchigen? Daß die Degenschlepper a. D. in mißlichen Umständen Champagneronkels oder Versicherungsagenten werden müssen, nimmt höchstens andern bürgerlichen Mitbewerbern das Brot weg, die gleichfalls für ernste Arbeit zu wenig gelernt haben. Was also noch? Aufreibende Tätigkeit? Geistige doch wohl nicht?! Und die erforderliche körperliche Arbeit dürfte wohl schwerlich mit jeder des arbeitenden Volkes vergleichbar sein, vom Wert noch ganz abgesehen, ob es nicht wichtiger sei, Schmiedehammer und Sense zu schwingen, als den Degen beim Rekrutendrillen. Im Kriege freilich, ja, das ist etwas anderes, das heischt einen ganzen Mann. Doch verlangt man dieselben Kriegertugenden der Selbstverleugnung nicht auch vom Gemeinen, der weder Gehalt noch Ehren genießt und dem als Vaterlandskrüppel nur der schäbigste Invalidendank winkt? —

„Erinnern wir uns der Heldentaten unsres gefeierten Toten, seines echt christlichen Soldatentums!" Der Hofprediger ließ sich nicht irre machen, ohne zu ahnen, welch ein böser Geist und vaterlandsloser Geselle seinen krampfhaften Bemühungen lauschte. Es hatte neben der Komik etwas peinlich Mitleiderregendes, wie dieser Officiosus der Kirche Militarismus und Christentum mit einander zu verkoppeln oder, boshafter ausgedrückt, zu verkuppeln suchte. Er machte den Verstorbenen zu einem christlichen Helden.

„Ja, meine andächtigen Zuhörer, in neuster Zeit haben wir Heiden im fernen Osten, Diener des Götzen Buddha, kriegerische Abenteuer vollbringen sehen. Doch, wie unser herrlicher Kaiser allerhöchstselbst zu sagen geruhten: darum ist Buddha noch nicht mächtiger geworden als Christus. Nur ein guter Christ ist ein wahrhaft guter Soldat." Was er nun des Näheren belegte. Sogar der Hauptmann von Capernaum mußte herhalten. Es war zum Weinen oder zum Totlachen.

Geist kannte zufällig die wichtigeren Augenblicke in der Laufbahn des verstorbenen Generals. Indem er aber die Gesichter der jüngeren Offiziere mit raschem Rundblick überflog, sah er deutlich, daß die Daten, welche nach üblicher Sitte der Hofprediger einigen ihm zugestellten Notizen der Familie entnahm, ihnen allen unbekannt und obendrein gleichgültig waren. Natürlich! Die spärliche Muße, außerhalb des Kasernendrillens, vertanzten die meisten auf Bällen, andere gingen ins Theater, andere in die Amorsäle, andere zum Jeu. Zum Bücherlesen blieb da keine Zeit und selbst die paar auserwählten Streber der Kriegsakademie beeiferten sich

nur um praktische taktische Augenblicksfragen, erfreuten sich tiefer Unwissenheit in der einzig nützlichen Kriegswissenschaft, der Kriegsgeschichte.

Nur ein einziges Gesicht fiel ihm auf, das Anteilnahme verriet. Ein hoher Offizier, der nahe der Witwe stand, schien des Toten wirklich zu gedenken. In den scharfen, harten Zügen, deren wettergebräunter Teint sich von weißgrauem Haare abhob, zuckte es wie von innerer Bewegung. Diese historische Figur, einst vom Schlachtendonner von Vionville umbraust, wirkte fremdartig unter all den andern zeitgenössischen Militärtypen wie eine letzte Säule entschwundener Pracht, überlebender Spätling jenes Geschlechts, das sein Blut für Deutschlands Auferstehung vergoß.

Friedrich Geist kannte ihn persönlich, ihm einmal in diesen Räumen auf exklusiver Militärgesellschaft vorgestellt. Als bester Freund des Verstorbenen, teilte der alte General ein wenig dessen Interesse für Kunst, im übrigen ganz im Milieu seines Standes befangen: Nobel, auch in gewissem Sinne human, nicht ohne Bildung, doch immer in die spanischen Stiefel des Klassenhochmuts eingeschnürt, heilig davon durchdrungen, daß nur der Militär den Gipfel alles Menschentums und den einzigen Pfeiler der sittlichen Weltordnung bedeute.

Mit einem Gemisch aufrichtiger Achtung und ironischen Mitleids betrachtete der Zivilist diese Gestalt, die ihm ein Bild des ganzen Altpreußentums heraufbeschwor. Beschränkt und naiv, von jeder liberalen und „christlichen" Weltanschauung durch Abgründe getrennt, standen diese Leute doch sittlich unendlich höher, als das manchesterliche Fortschrittlergesindel, das den göttlichen

Namen Freiheit unnützlich im Munde führt. Ihre schrankenlose Hingebung an den Staat, der ihnen freilich immer nur „König“ hieß, ihr unermüdliches Pflichtgefühl machte dies knorrige Kriegergeschlecht einer großen Vergangenheit ehrwürdig. Der herrliche greise König Wilhelm und der ehrenhafte kraftvolle Roon waren die Vertreter einer heut ausgestorbenen Rasse, die sich aus dem Alten Fritz und dem alten Blücher herausevolutionierte und mit vollem geschichtlichem Recht ihren schlichten, echten Wert in einem verlotterten Europa durchsetzte. Ja, hier stak wenigstens ein Positives in einer Welt des Humbugs, sogar etwas Idealistisches in einer materialistisch verseuchten Gesellschaft. Besser die rauhe Halbbarbarei eines solchen Militarismus, als die verlogene Kultur einer nur dem gemeinsten Erwerb und Genuß nachjagenden Industriegesellschaft.

Junker hin, Junker her! Solche Royalisten läßt man sich gefallen, sie haben die deutsche Volkskraft entfesselt und gedrillt, bis sie auf Kommando in den Sattel stieg und wirklich reiten konnte. Daß später die ungeheuren Erfolge auch dies männlich bescheidene, kühlruhige Geschlecht zur Selbstüberschätzung fortrissen, daß der immer noch ungenügend gewürdigte hochbedeutende König Wilhelm, ursprünglich „liberal“ im besten Sinne, voll tiefen Widerwillens gegen russische Autokratie, in seiner letzten Zeit durch Erzjunker Bismarck mit halbwegs reaktionärem Oel gesalbt wurde, wie einst seinen klugen, humanen Vater, vor und nach Jena ganz und gar bürgerlich-liberal, russischer und metternichtiger Einfluß zu einer ihm innerlich fremden Demagogenhetze gedrängt hatte, — das lag mehr in äußeren Umständen

begründet. Aber die heutigen, diese jüngeren Herren in Uniform, die hier als Vertreter einer neuen reichsdeutschen Rasse mit gelangweilten Gesichtern und kaum verhaltenem Gähnen das Salbadern des Hofpredigers über sich ergehen ließen, ihnen kam das Reaktionäre von Herzen. Solche Byzantiner und Streber, solche untertänigen Anbeter des Absolutismus und Junkertums, solche schweifwedelnden Mantelträger vor Rang und Macht, solche gierigen Tänzer ums goldene Kalb, wie die gesamten höheren Stände des heutigen Deutschland ihr Lebenssehnen zur Schau tragen, vermochte freilich jene ernste, strenge Vergangenheit nicht zu züchten, von deren Gnaden und deren Arbeitserbe die heutigen lustigen Erben schmausen.

„Vornehme Gesinnung, vorbildliche Formen in jeder Lebenslage, feinstes Ehrgefühl, das ist's, was jeden deutschen Offizier auszeichnet. So nimm denn, allbarmherziger Gott, in Gnaden auf einen deutschen, kgl. preußischen, hohen Offizier, Herrn Generallieutnant z. D. Alzer, Ritter hoher Orden, deinen Knecht!"

So schloß die noble Leichenrede. Geist wunderte sich nur, daß nicht sämtliche Orden besonders aufgeführt wurden. Daß der Verstorbene in seiner ruhigen Würde nur auf seinen im Schlachtfeld erworbenen Pour-le-Merite Wert legte, hatte er aus dessen eigenem Munde gehört.

Ein Aufatmen und Räuspern ging durch die Versammlung, man schob sich langsam der Türe zu, da der Sarg nunmehr aufgehoben und zum Kirchhof transportiert werden sollte. Beim Hinuntergehen, wobei wieder erstaunte Blicke der Uniformträger den Zivilistenrock

streiften, bemerkte Geist einen Andern in Zivil, einen hochgewachsenen älteren Herrn mit unvorschriftsmäßiger Barttracht, der mehr wie ein eleganter Gelehrter aussah, gleichwohl für den Kenner in seiner Haltung den Militär verriet. Ein seltsamer Einfall, als „a. D." zu offizieller Feier in Zivil zu kommen, statt endlich mal wieder die geliebte Uniform anzuziehen und sich so auf einen Tag in einen „ersten Stand" hineinzuträumen! Geist entging es nicht, daß ein mißbilligender Blick jüngerer Offiziere, die den Herrn kannten und grüßten, diesen allzu bescheidenen Verstoß gegen die gute Sitte rügte. Außerdem knöpfte der Mann so fest seinen Pelzüberzieher über die Brust, daß man nicht mal seine Orden sah!

Indem er vor Geist herging, holte er einen jungen stattlichen Lieutnant ein, der sich mit lässiger Würde nach dem „Zivilisten" umdrehte.

„Herr Lieutnant v. Dannewetter?" fragte der ältere Herr freundlich und verbindlich. „Ich kannte Ihre Frau Mutter. Ich bin der General v. Hornad."

Ja, a. D., vergiß das nicht! Auf diese gütige, liebenswürdige Anrede erwiderte der junge Mensch mit kühlem, gleichgültigem Gruß. Kaum, daß er in den wenigen trockenen Worten, die noch gewechselt wurden, sich herablieſ, das Prädikat „Excellenz" zu gebrauchen. Offenbar peinlich berührt, schritt der Generallieutnant a. D. die Treppe hinunter nach stummer Abschiedsverbeugung. Geist konnte sich kaum eines Auflachens enthalten. Jedem andern Zivilisten wäre der Vorgang unverständlich gewesen, er war aber zu versiert in Militärdingen, um nicht sofort zu begreifen. Erstlich fühlt

jeder aktive Jüngling sich solchem Kaltgestellten weit überlegen, der so ein Zwitter zwischen Militär und Zivil bedeutet. Zweitens hatte aber jüngst Herr v. Hornad durch eine unvorsichtige Publikation über gewisse kriegshistorische Erlebnisse, die er am besten wissen mußte, unliebsamen Anstoß erregt. Die Generalstabsklique der historischen Abteilung und das alleinseligmachende Militärwochenblatt waren nicht gut auf ihn zu sprechen. Was Wunder also, daß er hiermit für jeden aktiven Jüngling, der etwas auf sich hält, einfach unmöglich wurde! Erzählt doch Trochu in seinen Memoiren das Staunen des in Ungnade gefallenen kommandierenden Generals Lamoricière, als sein früherer Adjutant ihn zu besuchen wagte, sintemal doch alle früheren Untergebenen und Kameraden ihn von Stund' an wie einen Aussätzigen mieden. Aber dies geschah unter Louis Napoleon in der sittlich verkommensten Aera der französischen Armee, wir Deutschen sind natürlich bessere Menschen! Ei, ei, haben wir's auch schon so weit gebracht?

Als Geist unter die Haustür trat, blieb er wie angewurzelt auf der Schwelle stehen. Der Sarg wurde grade aufgeladen, die Regimentskapelle stand bereit und probierte ihre Instrumente. Das ganze zur Leichenfeier beorderte Offizierkorps aber, in dessen Reihen noch einige ältere Hauptleute unter dem Verstorbenen dienten und mehrere bei dessen offiziellen Gesellschaften im Hause verkehrt hatten, löste sich in heitere Gruppen auf wie bei einem ländlichen Picknick. Längs des Trottoirs und mitten auf dem Straßendamm schritten muntere junge Herrn plaudernd und scherzend hin und her. Ein dunkelhaariger Hauptmann mit hübschem, unange-

nehmem Gesicht machte soeben einen schneidigen Witz, der von seinen Lieutnants mit pflichtschuldigem Gelächter aufgenommen wurde. Unwillkürlich sah Geist ihn ernst an. Sein Blick hatte immer etwas Eigentümliches. Der Hauptmann schien leicht zu erröten und machte unwillkürlich eine Bewegung, als wolle er auf diesen faulen Zivilisten losschreiten: „Fixieren Sie mich?" Doch da Geist, der in der Tür lehnte, seine beobachtende Stellung nicht änderte, drehte jener sich rasch auf dem Absatz ab, murmelte etwas und ging dann schweigend beiseite. Vielleicht hielt er den Unbekannten für einen nahen Verwandten des Hauses und empfand eine gewisse Beschämung. Kein Wörtchen sagte er mehr.

Geist lächelte wieder. Der arme Offizier! Schon wieder mal unversehens am Rande eines Konflikts der Standesehre! Denn sich unanständig benehmen schadet nichts, aber eine Rüge dafür geduldig einstecken, verbietet das wie Glas zerbrechliche sogenannte Ehrgefühl. Mit ebenso großer Sicherheit, wie unvermeidliches Duell oder Brüsewitzerei, läßt sich aber voraussehen, daß der seine Schande in Blut reinwaschende Tressenheld gleichfalls geschwenkt wird und seine sonst gar nicht getadelte Unanständigkeit dann auf einmal den blauen Brief magnetisch anzieht.

In die allgemeine Picknick-Heiterkeit mischte sich jetzt auch noch Berufseifer. Eine näselnd barsche Kommandostimme stattete laut und unbekümmert Rapport ab:

„Zu Befehl, Excellenz! Die letzten Versuche in Spandau sind ganz zufriedenstellend ausgefallen!"

Geist sah sich um. Ein baumlanger Oberst mit unmäßig rotem Gesicht und dicken Wülsten unter den Augen

stand in dienstlicher Haltung von seinem höchsten Vorgesetzten, einem kleinen Mann mit angenehmem, klugem Gesicht. Der Generalinspekteur der Waffe war selber zur Leichenfeier des verdienten Verstorbenen in offizieller Eigenschaft erschienen und angesichts des Sarges auf offener Straße erwischte der Oberst den passendsten Augenblick, sich dem hohen Herrn zu empfehlen. Wieder hatte Geist das Gefühl, als ob nicht einer der Anwesenden unterrichtet sei, daß dieser kleine Mann einst am Tag von Mars la Tour sich hervorragend schneidig betrug. Das war fünfunddreißig Jahre her, wer kümmert sich heut darum! Und doch war dies der einzige Tag im Leben des hohen Offiziers, wo er kriegerische Fähigkeiten zeigen durfte, obschon in untergeordneter Stellung. Alles übrige bloße Tändelei, Kaserne, Parade, Manöver, mehr oder minder geschäftiger Müßiggang. Wofür ist denn der Krieger da, als für den Krieg? Welch unerfreuliches, nutzloses Leben für jeden ehrlich Strebenden und Selbstdenkenden, diese sogenannte Friedensarbeit und Kriegsbereitschaft stehender Heere mit der eigenen geheimen Einsicht, daß drei Viertel von all dem Berufsspektakel reine Zeitverschwendung, daß die Maschine mit einem Zehntel des zur Schmierung verwendeten Oels schon von selber gehen würde!

Der kleine Generalinspekteur nickte kurz, huldvoll und herablassend. Aber Geist bemerkte es, wie er mit zuckendem Lächeln die Unterlippe vorschob und sich mit kameradschaftlichem Gruß abwandte. O weh, Herr Oberst, sollten Sie am Ende schon abgesägt sein? Warte nur, balde ruhest du auch! Heute noch auf hohen Rossen, morgen durch die Brust geschossen!

Hatte die Excellenz die geräuschvolle Ungeniertheit seiner jungen ritterlichen Offiziere doch etwas übel vermerkt? Es schien so, denn der Generalinspekteur warf mit leiser höflicher Stimme hin: „Ich glaube, meine Herren, es wird Zeit, daß wir uns ordnen. Ueberhaupt — wir sperren ja hier den ganzen Bürgersteig."

Obschon das Leichenhaus in einer wenig belebten Nebenstraße gelegen, hatten die Offiziere dafür gesorgt, eine regelrechte Verkehrsstockung herzustellen. Einem anderen Leichenzuge gegenüber wären die an der Ecke postierten Herren Schutzleute gewiß energisch eingeschritten, hier aber sanktionierten sie natürlich den Unfug gesinnungstüchtig, salutierten stramm und belästigten dafür die Passanten mit Durchgangsverboten, als ob nicht die erlauchten Uniformträger den Verkehr, sondern der Verkehr die zu allem berechtigten Uniformträger störe. Geist mußte sich gestehen, daß er noch keiner solchen Würdelosigkeit der Form und Haltung in irgend welchem Stande begegnet sei. Man vergleiche damit die gemessene Feierlichkeit der Arbeiter beim Begräbnis eines Parteigenossen. Daß entfernte Bekannte des Verstorbenen beim Abgang des Leichenzuges mit einander plaudern, kann man bei Zivilbegräbnissen natürlich nicht ausschließen. Aber daß frühere Untergebene, also offiziell Nahestehende, angesichts der Leiche wie ungezogene Jungen schäkern und sich balgen — denn ungefähr so nahm sich dies Straßenpicknick aus —, das war eine sittliche Roheit und gleichzeitig ein Mangel an jedem Takt, wie er es noch nie erlebt hatte. Also dies waren die angeborenen tadellosen Formen, die anerzogenen guten Sitten dieser unantastbaren Brahminenkaste?!

Sogar einem Passanten schien dies aufzufallen, denn er rief erstaunt und unwillig: „Na nu?", welcher unwillkürliche Ausruf ihm sofortige Aufmerksamkeit eines Schutzmanns zuzog, der ihn anschrie: „Zurücktreten, hier ist keine Passage!"

Endlich setzte der Kondukt sich in Bewegung. Endlich trat angemessene Stille ein. Eine Woge wallender weißer Federbüsche auf den Pickelhelmen, da alle natürlich in Gala erschienen, füllte die Straße und der Marsch zum Kirchhof begann, der frei draußen vor der Stadt lag. Der Verstorbene hatte gewünscht, dort beigesetzt zu werden, weil seine weit im Westen liegende Wohnung diesem Gottesacker am nächsten lag und weil die luftige einsame Höhe ihm der passendste Aufenthalt für Tote erschien. Geist gedachte beifällig, wie dieser stattliche Herr mit dem scharfgeschnittenen südländischen Gesicht, dem man sein Alter nicht ansah, ihm mal sagte:

„Ihr Herr Vater, mein seliger Freund, liegt ja auch dort oben und da bin ich also in bester Gesellschaft. Dem Toten selber ist's ja schnuppe, denn meine religiösen Ueberzeugungen — na, lassen wir das! Ich bin ein alter Leser von Schopenhauer und eine Symphonie von Beethoven versteh ich besser als die schönsten Predigten. Im übrigen ist man da, um seine Pflicht zu tun und sich sonst das Leben erträglich zu machen. Der alte Kant hat auch jeden Abend L'Hombre gespielt und sich um die Gänse seiner Köchin bekümmert. Ich halte nichts von den Feierlichen, die stündlich mit der Kritik der reinen Vernunft spazieren gehen. Man muß sich auch in der Gesellschaft zu bewegen wissen." Das war ein Stich gegen den jüngeren Mann, dessen gesellschaft-

liche Unbeholfenheit er mißbilligte. „Aber den Toten ist das eine wie das andere Wurscht. Wenn wir da oben modern, Ihr seliger Papa und ich, dann heißt's bei den Würmern: Unter Kameraden is ja alles janz ejal."

Das war der Mann, den soeben ein würdiger Diener Gottes als Christen pries. So ungefähr geht's bei allen Leichenreden zu, nicht zu vergessen die Inschrift auf Grabessteinen. Und die erquickliche Biographie der Leichenrede beging noch eine Unterlassungssünde. Sie verschwieg, weshalb ein so hochverdienter Mann, der auch lange eine besonders verantwortliche wichtige Stellung außerhalb des Frontdienstes einnahm, doch keine höhere Stufe der militärischen Hierarchie erreichte und plötzlich mit dem simplen Excellenz-Titel ins Privatleben zurücktrat. Nun, das Warum war ja für keinen Wissenden ein Rätsel: Er hielt nicht die „Kreuzzeitung" und hieß gutbürgerlich Alzer. Es ging sogar das Gerücht, er habe Nobilitierung ausgeschlagen. Ach ja, ein Leser von Schopenhauer gehört nicht in die preußische Armee, Schoppenstechen ist viel standesgemäßer.

Auf halbem Wege des Leichenzuges zur Bestimmungsstätte empfahl sich der Generalinspekteur wegen dringender dienstlicher Obliegenheiten. Ob er wohl heut daran dachte, daß er damals während der Einheitskriege dem Verstorbenen im Anciennitätsrange sogar nachstand? Nun, er war gewiß ein tüchtiger Mann in seinem Fache, aber wäre er nicht ein „Edler Herr" von ältestem Adel, so hätte er schwerlich die oberste Stufe erklommen.

„Na, das große Tier ist nun weg! Nun kann man

wieder sagen: Rührt euch!" brummte ein junger Offizier in Nähe des Zivilisten, der unter den letzten im Zuge mittrottete. Den Chopinschen Trauermarsch und den Satz aus der Heroica hatte die Kapelle gebührend abgehaspelt, jetzt erhob sich ein Rauschen vielfältiger Unterhaltung, während die vorausfahrenden Wagen schon ins Kirchhoffeld einlenkten. Die nächsten Offiziere blickten auf Geist, sahen sich an und stellten sich unisono vor. Denn jene äußerliche Formetikette, auf welche der Offizier sich so viel zu gute tut, gebietet diese Initiative dem Zivilisten gegenüber, wo Offiziere sich in der Mehrzahl befinden. Wie gewöhnlich verstand kein Mensch die wechselseitige Namensnennung. Die Uniformträger wandten sich auch sogleich ab, da es sich ja doch bloß um eine unverbindliche Formalität handelte, und plauschten miteinander. Nur ein Oberlieutnant schien verstanden zu haben und sagte überrascht, indem er einen scharfen, prüfenden Blick warf: „Geist? Das ist ja ein bekannter Name!" Der Zivilist verneigte sich höflich, sagte aber nur trocken: „Sehr gütig!" womit das Gespräch einschlief, zumal die Kapelle gleichzeitig intonierte:

„Jesus, meine Zuversicht!"

Auf dem Kirchhof gab es den üblichen kirchlichen Hokuspokus und die sogenannten Leidtragenden verliefen sich. Ein Teil, der noch einige herkömmliche Kondolenzen bei der Familie abtragen wollte, stand in Gruppen zerstreut umher zwischen Kreuzen und Leichensteinen. Die Frühlingsblumen waren noch nicht heraus, der heutige Märztag brachte unfreundliche Kälte, aber die bunten Uniformen schienen wie ein Blumenbeet aus den Gräbern aufzusprießen. Es waltete hier oben eine

weihevolle trauliche Stille, einige Grenztürme und Giebel der Riesenstadt winkten herüber, in weiter Ferne rasselte dumpf ein Stadtbahnzug.

Geist suchte ein Grab, das er nur zu gut kannte, das Erbbegräbnis seiner Familie, wo seine Eltern schliefen und für ihn selber eine Gruft bereit stand. Diese hochstrebende Eigentums-Feierlichkeit auf dem Totenacker hat etwas Belustigendes, da es sich natürlich um entsprechende fromme Geldbeträge dabei handelt. Tu Geld in deinen Beutel! Für Instandhalten der Gitter jährlich außerdem noch so und so viel, ferner alle zehn Jahre Erneuerung des Betrags, da sonst die Toten umgegraben werden, also eine regelrechte Erpressung im Namen kirchlicher Gläubigkeit. Mit wehmütigem Lächeln betrachtete Geist „sein" Erbbegräbnis: was wohl den Leichen daran liegt, wo sie faulen! Als er sinnend vorüberschritt, kam eine Gruppe zufällig hinter ihm her und blieb dort stehen.

„Sieh, sieh, dort liegt der alte Geist!" hörte er sagen. Er wandte sich um und näherte sich leise dem schmalen Gitter, wo vier Personen auf die kleine Marmorpyramide blickten, mit der er das Grab seines Vaters geschmückt hatte. Er erkannte den historischen hohen Offizier, den Freund des Verstorbenen, ferner Excellenz v. Hornad und einen andern vornehm aussehenden Herrn in Zivil, den er einst auf einem kleinen Diner anderswo kennen lernte. Der vierte, ein noch ziemlich junger Regimentskommandeur in voller Uniform, war ihm unbekannt. Es hatten sich nämlich noch mehrere auf dem Kirchhof eingefunden, die sich von der sonstigen Leichenfeier suspendierten; wahrscheinlich mehr, um

hier Bekannte zu treffen, als aus Rücksicht auf den Verstorbenen, das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend.

Der weißhaarige hohe Offizier las die Inschrift vor: „‚Von Sieg zu Sieg des deutschen Adlers Flug
Hast du begleitet auf dem Kriegeszug.
Geschichte schrieb uns deine Meisterhand,
Du wobst im Bilde mit der Einheit Band.‘

Scheint ganz hübsch, obschon von so was nichts verstehe. Ist wohl von Geist dem Jüngeren. Sieht ihm ganz ähnlich, dieser hochtrabende Ton. Du lieber Gott, diese Künstler und Schriftsteller haben von sich eine Meinung! ‚Begleitet auf dem Kriegeszug‘, na ja, als Schlachtenbummler. ‚Im Bilde mit der Einheit Band‘! Als ob Bilder und Bücher 'was anders sein könnten als Ergötzungen ... für Leute, die sich für so was interessieren!"

„Das tun sehr viele, Excellenz!" bemerkte Hornad trocken. „Ich z. B. Und es läßt sich nicht leugnen, daß die Bilder des Verstorbenen, die mich schon als jungen Offizier entzückten, viel Vaterlandsliebe geweckt haben. Ich erinnere mich noch der Zeit, die heut vergessen ist, vor den großen Kriegen. Da hielt der alte Geist wenigstens durch seine Bilder aus den Befreiungskriegen patriotische Erinnerungen wach. Er ist dem deutschen Volke teuer gewesen, obschon man heut nicht mehr viel davon hört. Jedenfalls halte ich diese Inschrift nicht für übertrieben."

„Pardon, pardon, Herr Kamerad!" Der Weißhaarige machte eine beschwichtigende Handbewegung.

„Wollte durchaus nicht Ihren Auffassungen zu nahe treten. Man weiß ja, daß Sie ungewöhnlich zum Idealen hinneigen.“ Das war ein Stich auf die zu liberalen Allüren des in Ungnade Gefallenen. „Wollte auch durchaus nichts gegen Kunst und schöne Literatur sagen. Mir liegt das fern, aber man ist doch kein Barbar. Nur widerstrebt meinem altpreußischen Soldatengemüt, einfach und schlicht, wie unsereins erzogen ist,“ — wenn Hochstehende diese Bescheidenheitstöne anschlagen, muß man sich in acht nehmen —, „daß man solche Vertreter der freien Künste so — so unziemlich in den Vordergrund rückt. Da malt einer ein Bild, da schreibt einer ein Buch, damit ist das Vaterland noch lange nicht gerettet. Habe mir sagen lassen, daß der hochselige König Friedrich Wilhelm III. recht ungehalten wurde, als man solch einen Künstler oder Literaten — ich glaube, Jean Paul hieß er — in Berlin maßlos feierte. ‚Alles ganz schön sein,‘ sagten Se. Majestät, ‚aber wie denn erst einen General feiern, der das Vaterland gerettet!‘ Die Deutschen machen zu viel Wesens mit solchen Zelebritäten, darum heißen sie auch das ‚Volk der Dichter und Denker‘, daß Gott erbarm! Aber hier in Preußen wenigstens soll und wird es beim Alten bleiben. Wir Offiziere als erster Stand und sodann die Regierungsbeamten. Und die Herrn Künstler und Literaten mögen sich in bürgerlichen Kreisen fêtieren lassen, unsereins fällt nicht vor ihnen aufs Knie, sondern fragt höchstens, welche Charge sie als Offiziere oder Unteroffiziere der Reserve bekleiden. Da fängt bei mir der Mann im Staate an. Die alte Devise ‚Ich dien‘ soll, will's Gott, ewig in Preußen alleinherrschen. Der Staat ist's X

und O, Kunst und solche Allotria kommen erst in letzter Linie."

Sowohl Hornad als der Herr in Zivil sahen sich lächelnd an, nur der stramme Regimentskommandeur nickte Beifall.

„Ein Glück, daß Geist der Jüngere Sie nicht hört, Excellenz!" warf Hornad hin. „Das würde er wieder zu bissigen Ausfällen gegen Militarismus benutzen!"

„Jawoll, das fehlte uns noch, dieser faule Zivilstratege, der in Militaribus herumpfuscht! Und das Schlimmste ist, daß er sogar in Offizierkreisen ernst genommen wird, hab' ich mir sagen lassen. Ein vaterlandsloser Geselle, der aufs deutsche Heer schimpft, jede Gelegenheit ergreift, unsern Ruhm zu untergraben —"

„Erlauben Excellenz," fiel der Herr in Zivil ein, „haben Sie schon ein Buch von ihm gelesen?"

„I wo werde ich! Ich gehe nach dem, was die Militärpresse sagt. Die bringt ja auch Zitate aus seiner Schreiberei —"

„Vermutlich aus dem Zusammenhang gerissene Sätze. Ich habe mir mal selbst mein Urteil bilden wollen und verschiedenes nachgeprüft. Da war ich sehr überrascht, es ist ja alles nicht wahr. Kritisiert scharf, überscharf, vielleicht zu keck, doch unpatriotische Gesinnung — keine Spur! Im Gegenteil, viele seiner Schriften halten erst im Volke das Gedächtnis unserer Heldentaten lebendig. Sie sollten von Staatswegen protegiert und vertrieben werden, obschon er dies gar nicht nötig hat, sind schon verbreitet genug. Wenn ich diese ewigen hochfahrenden und suffisanten Hetzereien lese, kann ich mich des

Eindrucks nicht erwehren, daß dabei mitspielt — peinlich, es zu äußern —"

„Konkurrenzneid," ergänzt Hornad trocken. „Und exklusive Verzopftheit, wovon wir uns hüten sollten. Der Mann hat ein kolossales Wissen. Ob ich seiner Meinung bin, ist eine andere Frage. Und sein Ton ist oft aggressiv, provokant, allerdings hauptsächlich, wenn man sein Idol Napoleon antastet."

„Da haben Sie's! Ein Deutscher, der diesen korsischen Parvenü anbetet, richtet sich selber! Legenden will er zerstören, aber dafür baut er selber neue Legenden auf!" Hornad lächelte. Dieser Satz stand wörtlich jüngst in einem Militärblatt. So redet jeder dem andern nach. „Im übrigen unterscheide ich natürlich sehr zwischen seinem seligen Vater und ihm. Als gemeinschaftlicher Freund meines soeben beerdigten Freundes habe ich ersteren ab und zu getroffen. Ein liebenswürdiger netter kleiner Herr! Und hatte so viel erlebt und mit angesehen ... drei Feldzüge, alle Achtung! Tapfer war er auch, wie ich verschiedentlich von Zeugen hörte. Und allerhöchstenorts sehr gut angeschrieben! Generaladjutant und Kapelle ersten Garderegiments an seinem Grabe, mehr Ehren konnte er doch nicht verlangen. Und so bescheiden! In allem der Gegensatz zu seinem anmaßenden Söhnchen!"

„Gestatten Ew. Excellenz," meldete sich der Regimentskommandeur, „daß ich einen Einwurf wage. Was Excellenz vorhin über Vordrängen und Dünkel der Künstler äußerten, war mir aus der Seele gesprochen. Und ich kann die Bemerkung nicht zurückhalten, daß ich auch Professor Geist von dieser Seite kennen lernte.

Hatte mit ihm ein höchst peinliches persönliches Renkontre."

„Das wäre! Ich hatte nicht den Vorzug, ihn zu kennen, habe aber von befreundeter Seite immer nur in höchsten Tönen über ihn reden hören. Er soll doch ein hervorragend edler Mensch gewesen sein. Noch nie habe man auf einem Begräbnis so viele Männer weinen sehen," wandte Hornad ein.

„Verzeihen Excellenz, den sonstigen nobeln Charakter des seligen Herrn Malers anzuzweifeln liegt mir fern. Aber er konnte gradezu grob und beleidigend werden, wenn ihm irgend eine Bemerkung nicht paßte."

„Merkwürdig, Herr Oberst, daß Sie diese Erfahrung machten!" unterbrach der andere Herr in Zivil. „Ich hatte mal die Ehre, in befreundetem Hause und fand ihn reizend und, wie ja schon Excellenz vorhin bestätigten, sehr bescheiden für einen so berühmten Mann. Offen gestanden, auch Geist den Jüngeren, den ich mir ganz anders dachte. Ein recht höflicher freundlicher junger Mann ohne jede Ueberhebung, freilich ist das schon ziemlich lange her."

„Excellenz werden aber wohl nicht meinem Worte mißtrauen," verbeugte sich der Oberst gemessen. „Ich leibe dabei, daß Professor Geist unter Umständen ein sehr giftiger galliger kleiner Kerl sein konnte. Mein Renkontre mit ihm war in Töpfers Restaurant —"

„Aha!" Geist, der sich an einem Nebengrab zu schaffen machte, aber horchend kein Wort verlor, trat plötzlich vor. „Geist ist mein Name. Als Sohn des Verstorbenen habe ich wohl das Recht zu fragen, worauf Herr Oberst Ihr Urteil gründen. Mit wem habe

ich die Ehre? Doch ich glaube es zu erraten." Er nannte einen Namen.

„Allerdings. Sie wünschen, Herr — ah — Geist?" Der Stabsoffizier schien förmlich zur Salzsäule erstarrt. Ein elender Zivilist ihn öffentlich koramieren! Geist verneigte sich vor der historischen Person in Uniform und den beiden Militärs in Zivil. Alle grüßten aufs verbindlichste, ihre ausgezeichneten Formen verleugneten sich nicht in diesem etwas beklemmenden Augenblick.

„Wir kennen uns, irr' ich nicht, Herr Doktor!" reichte ihm der Historische die Hand und der eine in Zivil desgleichen: „Sehr angenehm, Sie wieder zu sehen!" Hornad stellte sich vor und setzte hinzu: „Ich selbst hatte noch nicht den Vorzug, aber meine Frau und Tochter sprachen Sie mal längere Zeit bei Admirals... Sie wissen, wen ich meine... und als Hausfreunde bei Frau v. Ornhein hörten wir ja immer von Ihnen."

Der Historische schwang sich ritterlich auf die Höhe der Situation. „Der fatale Zwischenfall muß erledigt werden. Eine Beleidigung Ihres verehrten Herrn Vaters lag dem Herrn Obersten natürlich ganz fern, doch wird er Ihnen gewiß Genugtuung nicht versagen. Ich glaube, meine Herren, wir andern entfernen uns besser, indem wir unser lebhaftes Bedauern aussprechen."

„Darf ich Excellenz bitten zu bleiben," sagte jedoch Geist mit fester Stimme. „Die einzige Genugtuung, die mir gebührt, ist offene Aussprache vor Zeugen. Ich kenne nämlich zufällig den Fall, auf den dieser Herr sich bezieht. Mein Vater erzählte es mir brühwarm... wie ich nicht verhehle, mit großer Entrüstung, daß ihm auf seine alten Tage so 'was passiere."

„Ah, ah!" Die beiden Militärs in Zivil prononcierten ihre Befriedigung etwas schadenfroh und warfen sich vielsagende Blicke zu. „Worum handelte es sich denn?"

„Ich werde doch wohl meine Version angeben dürfen," schnarrte der Oberst. „Die Sache ist die: Ich kannte den Herrn Professor oberflächlich, traf ihn in Gesellschaften und da klärte ich ihn mal auf, daß auf einem seiner geplanten großen Gemälde mein Regiment den Ehrenplatz haben müsse." Er setzte auseinander, inwiefern. „Der Künstler versprach mir dies, wie ich betone."

„Pardon," unterbrach der Sohn, „ich möchte präzisieren. Aufzuklären hatten Sie meinen Vater überhaupt nicht. Denn er wußte dies natürlich alles viel genauer als Sie, Herr Oberst, der Sie damals Premierleutnant waren, während mein Vater mit den höchsten Spitzen der Armee in Verbindung stand und sich daher viel besser aufklären konnte. Sie b a t e n meinen Vater, wurden bei ihm vorstellig, um mich so auszudrücken. Das begreifen wir ja völlig, denn es ist wahrlich keine Kleinigkeit, Waffentaten für immer verewigt zu sehen. Wer keine Bücher liest, wird durchs Bild erinnert. Wann längst jüngere Generationen das Meiste vergaßen und sich wenig mehr um Vergangenes kümmern, dann bleibt immer noch unvergeßlich das Künstlerwerk, sei es Bild oder Buch. Des Soldaten Angedenken hängt lediglich von Pinsel und Feder ab, die Armee sollte daher denen, die dies Amt führen, unauslöschliche Dankbarkeit bewahren." Der Historische runzelte die Stirn, doch die beiden in Zivil nickten beifällig.

„Sie exagerieren, werter Herr." Der Oberst ließ ein leichtes malitiöses Lachen hören. „Der Soldat hat so was nicht nötig, ihn interessiert nur die Gnade des allerhöchsten Kriegsherrn. Alles übrige ist ihm egal."

„Wie Figura zeigt. Woher dann Ihr Ingrimm getäuschter Erwartung? Mein Vater nämlich konnte seine konditionelle Zusage, er werde Ihren Wink berücksichtigen, leider nicht halten. Er nahm Rücksprache mit mir, der ich diese Dinge kritisch studiert habe," — der Oberst hüstelte höhnisch, — „wozu Ihnen der Dienst ja keine Zeit läßt, Herr Oberst, und erkundigte sich außerdem bei seinem alten Bekannten, dem Herrn Generalobersten . ." er nannte einen historischen Namen, „der wohl hier der maßgebendste Zeuge ist. Daraufhin wählte er ein anderes Regiment. Das war sein gutes Recht nicht nur, sondern seine Pflicht als gewissenhafter Herold wahrer Ruhmestaten. Eines Tages bei Töpfer frühstückend, sah er den Herrn Obersten mit zwei Kameraden eintreten und sich an die andere Ecke des Tisches setzen. Als er aber Herrn Obersten als Bekannten freundlich grüßte, erwiderte dieser den Gruß auf unpassende Weise mit unartiger Kühle."

„Ja, ich befand mich in gereizter Stimmung über den Wortbruch. Unpassend und unartig sind Ausdrücke —"

„Die ich wiederhole," versetzte der Zivilist scharf. „Sie hatten einen berühmten Greis mit derjenigen Ehrerbietung zu grüßen, die ihm zukam. Und von Wortbruch kann gar keine Rede sein. Sie waren eben ärgerlich, daß er Ihnen nicht zu Willen war. Ohne seine Begleiter vorzustellen, rief Herr Oberst statt jeder sonstigen

Anrede laut über den Tisch in gröblichem verletzendem Ton: ‚Sie haben ja doch Ihr Versprechen nicht gehalten, Herr Professor, das muß mich sehr wundern.‘ Mein Vater war einen Augenblick starr.“

„Taktlos!“ murmelte der Historische und fragte trocken: „Trifft das zu?“

„So ungefähr.“ Der Oberst richtete sich um so kerzengerader auf, je deutlicher er Mißbilligung auf den Gesichtern der andern bemerkte. „Ich war, wie gesagt, sehr aigriert...“

„Das berechtigte Sie keineswegs, die guten Formen zu verletzen,“ unterbrach ihn Hornad schroff, und der andere in Zivil fragte: „Und was antwortete Ihr Herr Vater?“

„Gar nichts. Er rief nur dem Kellner: ‚Bringen Sie mein Gedeck an einen andern Tisch!‘, erhob sich mit gemessenem Gruß und setzte sich weg.“

„Sehr korrekt! Schneidig!“ murmelte der Historische. „Donnerwetter, war das eine Abfuhr!“ warf Hornad halblaut über die Schulter hin. Er und der andere in Zivil drehten mit unmerklicher Bewegung dem Oberst den Rücken.

„Nach diesem unerhörten Affront,“ der Oberst wurde puterrot, „verließ ich selbstredend mit den Kameraden sofort das Lokal.“

„Ja, da blieb Ihnen wohl nichts anderes übrig,“ bekräftigte der Historische trocken, sein Auge unter den buschigen Brauen blitzte bedenklich. Nach kurzem, betretenem Schweigen fuhr er fort: „Mer—kwürdig! Mich interessiert nur noch, wie die anwesenden Herrn Kameraden sich dazu verhielten.“

Geist lächelte fein. „Herr Oberst vergaßen freilich, dies wichtige Detail beizusteuern. Ich werde ergänzen. Die betreffenden beiden Herren gehörten zufällig dem vornehmsten Kavallerieregiment der Armee an.“ Er nannte eine Truppe, wo der Mensch beim Baron anfängt und beim Prinzen aufhört.

„Alle Wetter!“ schnalzte Hornad leicht mit der Zunge. „Das kann gut werden!“

„Es traf sich unglücklich, daß mein Vater mit diesem Regiment zu Pferdestudienzwecken in Verbindung stand und der höchstgeborenste Herr dieses Offizierkorps ihn noch kürzlich besuchte, sich ritterlich ganz zur Verfügung stellend. Da Herr Oberst jede Vorstellung unterließen, was sonst in gebildeten Kreisen nicht üblich zu sein pflegt, hörte mein Vater die erstaunten Herren erregt flüstern: ‚Wer ist denn das?‘ Auf die hastige, in wegwerfendem Ton vorgebrachte Antwort hörte mein Vater ein gradezu entsetztes: ‚Was?!‘ Beide Herren sprangen a tempo auf, nahmen Helm und Degen und dann eine offiziös vorschriftsmäßige Grundstellung, verbeugten sich und schritten zeremoniös hinaus. Draußen hörte man eine kurze, lebhafte Auseinandersetzung, wobei Herr Oberst das Wörtchen ‚unerhörte Impertinenz‘ fallen ließ, die andern Herren jedoch seine Meinung nicht zu teilen schienen. Es klang, als ob sie in den Herrn Obersten drangen, er möge sich entschuldigen, was dieser jedoch kurzer Hand ablehnte.“

„Natürlich! Nach solcher Beleidigung sollte wohl ich am Ende noch revocieren für meine harmlose Bemerkung!“

„Harmlos nennen Sie das? Die andern Herren

haben es ja nicht so aufgefaßt, nach obiger Darstellung. Ist dem so, Herr Oberst?" Die Stimme des Historischen klang eigentümlich scharf und barsch, als stehe er vor der Front.

„Ich kann nicht leugnen, daß eine kleine Ansichtsverschiedenheit — Nun, man gab mir das Ehrenwort, über den Vorfall zu schweigen und ihn zu begraben, da die sonst unter Gentlemen übliche Satisfaktion ja hier doch nicht zu holen war."

Auf diese Roheit schnitten die drei hohen Offiziere ein finsteres Gesicht. Geist aber fuhr erregt auf: „Ah, ein schwächlicher Greis sollte sich wohl mit Ihnen schlagen, weil Sie sich ungebührlich —" Hornad legte ihm die Hand auf den Arm mit beschwichtigendem „Sst", der Oberst knurrte schon „Herr!" und Geist verbesserte sich vorsichtig: „Weil er Ihre Beleidigung zurückwies?"

„Ach, das ist ja eben die Differenz! Meine Bemerkung sollte doch keine direkte Beleidigung sein, man kann doch jemandem Vorwürfe machen —"

„Einem Vorgesetzten? Nein. Einem Ebenbürtigen? Nein. Dann nur im höflichsten Tone. Man hütet sich, einen Bekannten in öffentlichem Lokal vor Zeugen anzuschnauzen. Einem Kameraden gegenüber trüge Ihnen dies sofort ein Duell ein. Erkennen Sie das nicht an?"

„O gewiß." Ueber des Regimentskommandeurs hochmütig leeres Gesicht huschte ein flüchtiges, verächtliches Lächeln. „Aber Ihr Herr Vater war ja kein Militär, sondern ..."

„Nur ein Maler?! Nicht wahr? Da steckt des Pudels Kern. Also nicht mal Ihr Ebenbürtiger, nicht

wahr?! Einem gesellschaftlich so viel tiefer Stehenden konnten Sie das schon bieten! Was war denn dabei? Wer kann argwöhnen, daß solche Leute so empfindlich sind!" Geist lachte ihm einfach ins Gesicht, sein zorniges Gelächter traf wie ein Peitschenhieb.

„Herr, wollen Sie mich auslachen?" wollte jener auf ihn losgehen, aber der Historische machte eine gebieterische Handbewegung: „Der Herr lacht nicht über Sie, sondern über Ansichten, die Sie unmöglich haben können. Wir sind doch gebildete Männer. Aber leider muß man dem Herrn zugeben, obschon er sich natürlich täuscht, daß Ihr Verhalten, Herr Oberst, zu solchen falschen Vermutungen verlockte. Sehr bedauerlich!" Daß er selbst zuvor nichts wesentlich Verschiedenes als Herzensmeinung gebeichtet hatte, vergaß er. Man verleugnet stets den Spiegel der Karrikatur: so soll ich aussehen?

Der Oberst schwieg. Sollte er offen bekennen, daß er tatsächlich so fühlte und dachte, wie der Zivilist ihm zuschob?

„Dies wäre auch hier doppelt komisch," bemerkte Hornad verbindlich zu Geist, den Oberst konsequent ignorierend, „da die höchsten Militärs mit Ihrem Herrn Vater befreundet waren."

„Nächstens wird hier noch behauptet werden," schnarrte der Oberst dazwischen, um sich eine Haltung zu geben, „daß der Herr mir an Rang überlegen war!"

Aber der andere Herr in Zivil betonte gelassen, ohne ihn anzublicken: „In gewissem Sinne sicher. War er doch sozusagen eine historische Person in der Armee!"

„Historische — ist gut. War mir unbekannt, daß er

eine Charge à la suite der Armee bekleidete!"

„War nicht nötig. An offiziöser Stelle stand im Nekrolog zu lesen, daß sein Name nur mit der Armee selber schwinden könne," trumpfte jener ab, und der Historische nickte: „Wie man's nehmen will. Jedenfalls hat er mehr Aktionen beigewohnt, als der Herr Oberst. Schließen wir den fatalen Zwischenfall! Wir, meine Herren, die wir nicht mehr aktiv sind, haben hier kein Amt, nur eine Meinung. Ihr Herr Vater hat wohl die unliebsame Geschichte viel erzählt?"

„Nur wenigen. Was denken Sie, Excellenz! Er hielt es doch seiner Würde nicht angemessen, den Herrn Oberst zu schädigen."

„Hielt es unter seiner Würde, zu deutsch," brummte die eine Excellenz in Zivil „Sehr nobel."

„Na, korrekt und vornehm!" Der Historische nickte befriedigt. „Dazu kann der Herr Oberst sich beglückwünschen. Denn wer weiß, ob ihm nicht schwere Unannehmlichkeiten — der Herr Professor hatte bekanntlich sehr hohe Gönner — Na also, da jene Herrn Kameraden ihm ihr Wort gaben zu schweigen, so werden wir das nämliche auch tun. Dem Ansehen des Offizierkorps könnte es nicht förderlich sein, solche Sachen auszuplaudern. Die verfluchten Demokraten haschen ja ohnehin nach jedem Vorwand, uns eins aufzumutzen. Wir alle — auch Sie, Herr Oberst — sprechen nachträglich unser tiefes Bedauern über solches Mißverständnis aus. Denn ein solches lag ja nur vor, nicht wahr, Herr Oberst?"

Der kalte, unfreundliche Ton des alten Herrn hatte etwas so drohend Gebieterisches, daß jener verlegen

stotterte: „Selbstredend! Nach den ausgetauschten Erklärungen bin ich — hm — überzeugt, Herr Doktor, daß ich meinerseits das zu schroffe Auftreten des Herrn Vaters zu — subjektiv beurteilte. Ich sehe ein, daß ich mich hinreißen ließ. Ohne also meinen Standpunkt —"

„Das genügt. Fertig," schnitt der Historische weitere Explikationen ab. „Ich empfehle mich allerseits." Der Oberst tat desgleichen mit kurzem, gemessenem Gruß, die beiden Excellenzen in Zivil begleiteten Geist eine Strecke.

„Hoffentlich glauben Sie nicht, daß solche Erscheinungen typisch für unser Offizierkorps sind," hob Hornad an. „Sie haben doch zu viel in unsern Kreisen verkehrt, um nicht zu wissen — Ihr Herr Vater war doch gewiß ein Freund der Armee."

„Er sagte," bekräftigte jener ruhig, „er habe in keinem Stande so viel anständige Menschen gefunden als unter Offizieren, und — darf man erweitern — deutschen großen und kleinen Fürsten. Diesbezüglich bestehen im bürgerlichen Publikum die abenteuerlich falschesten Vorstellungen. Ja, so sehr ich das Junkertum hasse — pardon! —, möchte ich doch meinen, daß ein echter Aristokrat wie Graf Dürckheim-Montmartin dem Adel Unrecht tat, als er meinem Vater bekannte, er habe nirgends so wenige vornehme Leute gefunden als in seinem Stande. Auf den Prozentsatz kommt es an, schlechte Elemente gibt es natürlich überall, aber die Offiziersklassen der Witzblätter sind recht seltene Exemplare und ein ‚Serenissimus' kommt überhaupt nur ausnahmsweise vor." Daß sein krankhaft verfeinerter Gerechtigkeitssinn hier umgekehrt übertrieb, daß in jeder

Karrikatur hier ein gut Stück Wahrheit steckt, vergaß er.

„Sehr erfreut, so loyale Gesinnungen von Ihnen zu hören!" fiel der andere „in Zivil" ein, während Hornad etwas nachdenklich vor sich hinschaute, ohne eifrig beizustimmen. „Wenn Ihre Feinde in der Armee Sie hörten!"

„Pardon, das hat mit loyal und nichtloyal im konservativen Sinne nichts zu tun, sondern nur mit Gerechtigkeit. Ich bin wie jeder wahre Idealist zugleich Realist und immer für das Positive. Deshalb anerkenne ich historische Vererbungsrechte, sobald sie gesund und männlich und human gleichzeitig als Selbstpflichten auftreten. Sonst aber bleibe ich Demokrat wie mein Vater." Auf das erstaunte Stutzen der andern fuhr er fort: „Allerdings. Er mußte mal dem bewußten Generalobersten auf dessen politische Ansichten ‚Wir beide als Konservative' erwidern: ‚Ich bin nicht konservativ.' Der alte Herr zog sich mit schlagfertiger Geistesgegenwart, wie sie beim Offizier sich ausbildet, rasch aus der Affäre: ‚Nun, dann sind wir beide wenigstens Patrioten.' Sehr wahr! Aber die Herrn Konservativen verstehen unter Patriotismus immer etwas Besonderes — pardon, Feudales. Und zum oben Gesagten möchte ich doch eine kleine Einschränkung wagen. Mein Vater urteilte immer nach der großen alten Generation der Einheitskriege. Doch seit dreißig Jahren hat die Welt sich verteufelt geändert und man darf seine Hand nicht dafür ins Feuer legen, daß obige Lobsprüche noch heute zutreffen."

Die beiden Excellenzen seufzten bedächtig. „Nur zu

wahr, mein Lieber. Heut herrscht ein Geist, wie wir ihn nicht kannten. Byzantinerei, Streberei, Luxus, Genußsucht, Hochmut, Roheit! Unsereins diente König und Vaterland, d. h. dem Staate, wofür unser alter Herr uns allen ein Vorbild war, ein Gentleman ohne gleichen, der alle liebedienernde Knechtischkeit haßte. Doch der heutige untertänigste Personenkult — na, lassen wir das!"

„Und deshalb irren Sie auch, daß der Fall mit diesem Obersten einzigartig sei. Ich muß Ihnen offen sagen, mein Vater war auch ein andermal tief indigniert. Die Tochter eines verstorbenen sehr hohen bayrischen Militärs, an einen Berliner Obersten verheiratet —"

„Ach so! Ich weiß."

„Hatte sich mit meinem Vater in einem Badeort angefreundet und suchte ihn selber zuerst in Berlin auf, um Erinnerungen an ihren berühmten Vater auszutauschen. Als er aber den Besuch erwiderte, benahm sich ihr Gatte mit markantester steifer Kühle, um hervorzukehren, daß er keinen Umgang wünsche, was meinem Vater wahrlich sehr gleichgültig war. Denn es ist die alte Geschichte, es kam ein neuer Pharao und ein neues Geschlecht in Egypten, das wußte nichts mehr von Josef. Das heutige Offizierkorps, von dem nur ein kleinster Bruchteil vor dem Feind gestanden hat, gleicht dem heutigen Berlin: es hat keine Traditionen, keine Pietät für das ältere Geschlecht, dem man alles allein verdankt. Und jener barbarische alberne Feudalgeist, den man im Volke so furchtbar haßt, kam erst im neuen Reich zur Reife. Die alten Krieger, die mit ihrem Blut die deutsche Einheit begossen, wußten nichts von der heutigen Ueber-

hebung des Militarismus. Der Deutsche bleibt ja ohnehin in Kunstdingen ein Barbar, und wenn die Juden nicht wären, müßten Kunst und Literatur bei uns zu Grunde gehen. Als Horace Vernet nach Algier kam, schlugen die Trommeln den Marschallssalut und die Fahnen senkten sich. Wo Meissonier sich als Pariser Nationalgardist bei der Belagerung zeigte, grüßten ihn alle Offiziere wie ein Großkreuz der Ehrenlegion. Als mein Vater mal vor Paris verirrt unter verkleidete Franktireurs fiel, deren Chassepots unterm Wagenstroh rasselten und die ihn als Spion aufgreifen wollten, genügte Vorzeigung seiner Landschaftsskizzen und die Aufklärung ‚Je suis peintre-artiste', um die chevalesken Franzosen zu bezaubern, so daß sie ihn mit eigener Gefahr auf den richtigen Weg zu den deutschen Vorposten fuhren. Und ich könnte noch vieles andere zufügen von lebenslanger Dankbarkeit, von ritterlicher Hochachtung der Franzosen. ‚Künstler', das ist ihnen das Höchste. In Deutschland dünkt jeder kleine Leutnant sich himmelhoch über Pinseler und Federfuchser erhaben, der Adel ist größtenteils ganz ungebildet und betrachtet alle nicht zum Staatsdienst oder Finanzprotzerei Gehörigen wie fahrendes Volk, wie höhere Bediente."

Als sollte eine Illustration dazu geliefert werden, stieß man vor dem Kirchhof beim Einsteigen auf einen alten, recht klapperigen General mit dicker Frau Gemahlin, den auch Geist kannte. „Sie auch hier, lieber Herr?" Der Alte schien erst durch Begleitung der andern Excellenzen zu dem Entschluß bewogen, einen simplen Herrn Geist öffentlich zu grüßen. „Sahen uns ja öfter zu Lebzeiten Ihres Herrn Vaters. Wie geht's?

Immer noch fleißig mit der Feder? Machen sich viele Feinde. Na, wenn sich's nur bezahlt! Dafür schreiben die Herren Zeitungsschreiber ja wohl."

„Excellenz verwechseln. Ich bin nicht Journalist."

„Ach so, Bücher! Das ist alles dasselbe. Erinnere mich, erzählte Ihnen von meinen Erlebnissen als Gouverneur der Kriegsgefangenen. Sie belehrten mich da über manches. Na, Sie wissen das ja natürlich besser als ich." Wenn ein hoher Herr Bescheidenheit markiert, wehe! „Ob ich noch rüstig bin, teurer Freund?" fragte er Hornad, sein halbtaubes Ohr vorstreckend. „Es geht noch mit die Knochen! Neulich im Winter fegte ich Schnee aus dem Garten zur Muskelübung und der Revierschutzmann lobte mich: ‚Na, Ihre gnädige Frau hat ja einen fleißigen Hausknecht.' Haha, da sagte ich: ‚Meine gnädige Frau hat sogar eine Excellenz zum Hausknecht.' Eh, Gertrud, du erinnerst dich wohl noch an Herrn Geist?" gab er gutmütig seiner Gemahlin einen Wink, da diese den grüßenden Zivilisten majestätisch durch die Lorgnette anstierte und kaum den Kopf neigte.

„Geist — Geist! Welch drolliger Name! Ah ja, da war so einer — ein Maler. Ja, richtig, mit Ihnen hab' ich mal Whist gespielt. Was sind Sie doch?"

„Ganz recht, Excellenz. Ich bin Schriftsteller."

„O je, o je! Vor brotlosen Künsten, verfehltem Beruf bewahre uns, lieber Gott! Karl, kommst du?" Und die dicke Madame rauschte in die Equipage und fuhr davon. Hornad sah sehr verlegen aus.

„Den Guten hat auch der Himmel in seinem Zorn zum General geschaffen! Gott schütze die Armee vor

solchen Veteranen!" sandte er dem Davonfahrenden ein Stoßgebet nach.

„Bah, Sie wissen doch, warum der Gute, Liebe, Brave bis zum Gouverneur der Pulvertürme stieg, obschon keiner weniger als er das Pulver erfand."

„Weiß, weiß." Hornadi stieß den andern warnend leicht an. Aber Geist lächelte ironisch: „Legen Sie sich keinen Zwang auf, meine Herren! Ich kenne die ganze Geschichte von Ihro Excellenz, der weiblichen, mein' ich. Darf ich fragen, was aus dem sogenannten Pflege- und Adoptivsohn wurde?" Die beiden Excellenzen lachten vor sich hin. Die Excellenz genoß nämlich in ihrer Jugend als Hofdame eine erotische Auszeichnung von sehr hoher Stelle, und um dem lebendigen Zeugen dieser hohen Gunst einen legitimen Vater zu verleihen, wurde ein Hauptmann kommandiert, die Dame zu heiraten. Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege stieg er dienstlich von Stufe zu Stufe.

„Sie wissen aber auch alles!" schmollte Hornad. „Wie Sie nur immer alles 'rauskriegen! Hat mal anno Siebzig ein höherer Offizier Kanonenfieber gehabt und ist dann schonend nachher abgesägt worden aus den so beliebten Gesundheitsrücksichten, wupp! steht's bei Ihnen zu lesen, obschon unverbrüchliches Schweigen darüber waltet. Und da wundern Sie sich noch, daß man Sie mit scheelen Augen ansieht."

„Bah, warum? Ja, dies System des Vertuschens, Zustutzens, Schönfärbens ist der Krebsschaden der Armee. Und wer dagegen auftritt, sollte als Patriot gefeiert werden. Statt dessen —"

„Bedenken Sie, daß Militärkreise von vornherein

gegen zeitgenössische Literatur erbittert sind. All diese kindischen Militärromane und Militärschwänke —"

„Frauen, Kinder und Volk lieben buntes Tuch, Belletristen daher zweifarbiges Milieu." Geist zuckte die Achseln. „Man nutzt die Konjunktur aus. Den guten Bürger überläuft ein Gruseln vor solcher Verderbnis ... so was kommt bei uns nicht vor, pfui, wie schön, o diese Offiziere! Ich gebe ja zu, daß solche Sensationsleistungen teils von Unmöglichkeiten strotzen, teils Einzelfälle skandalös verallgemeinern. Die wahre Wurzel des Uebels, die wahren dramatischen Seelenkonflikte dieses Standes, wenn der Offizier ein moderner, aufgeklärter Mensch ist, berührte noch niemand."

Hornadi blieb stehen. „Wurzel des Uebels? Meinen Sie das ganze System der stehenden Heere?"

„Allerdings. Die Tugenden des Kriegers erproben sich nur im Kriege, Friedensgarnison ist Schule geschäftigen Müßiggangs. Nur das Milizsystem kann die vom Militär untrennbaren Uebel bannen."

Die beiden Excellenzen blieben stehen und sahen sich an. „Also ist's doch wahr, daß Sie solche unpatriotischen Tendenzen hegen. Das bedaure ich. Ich denke gewiß human und hoffe auch zu den Gebildeten zu zählen. Doch hier trennen sich die Wege. Die Armee muß bleiben wie sie ist, ein Rocher de Bronce der Autorität, der Adel muß seine Rechte behalten, sonst geht die Monarchie zum Teufel. Alles andere zielt auf Umsturz ab. Nous autres Royalistes wir lassen uns kein Jota von unserer Königstreue abhandeln. Preußen bleibt Preußen, trotz der traurigen Ereignisse in Rußland. ‚Verfassung', meinethalben, aber der König absolut. Der Reichstag

ist ja ganz nützlich, um nachträglich Kredite zu bewilligen. Empfehle mich Ihnen, Herr Geist! Es war mir interessant." Und damit entfernte sich die andere Excellenz, indes Hornad noch kurz bemerkte:

„Solche Anschauungen, wie Sie entwickeln, sind eben unannehmbar für unsere Begriffe. Alle Liberalität in Ehren, aber die Hauptsache muß beim Alten bleiben. Wie Friedrich d. Gr. zu Mirabeau sagte: ‚Wenn man solch ein Metier so lange geübt hat, kann man nicht so rasch umlernen.' Fürsten, Adel, Offiziere können nur sein, wie sie sind, oder sie werden nicht sein. Depossedieren lassen wir uns nicht, das sei Ihnen gesagt, wir werden unser altererbtes Recht wahren oder fallen. Adieu, Herr Geist! Sehr interessant, Ihre Bekanntschaft zu machen!"

Das ist immer das Ende. Selbst die liberalsten, tolerantesten Offiziere oder Aristokraten gehen eine weite Strecke nur mit, um plötzlich eine Scheidemauer zu errichten, über die man nicht weg kann. Wir können zu einander nicht kommen, das Wasser ist viel zu tief und die chinesische Mauer zu hoch ...

II.

Als Geist im Inneren der Stadt ein Café aufsuchen wollte, begegnete ihm ein hochgewachsener, stattlicher Mann von südländischem Typus, fast ans Orientalische grenzend. Seiner Nase nach Semit, konnte er auch wohl ein Armenier, Grieche, Süditaliener sein.

„Ah, Meister! Soeben dachte ich an Sie. Und in vollem Wichs? Kommen Sie von einer Hochzeit?"

„Nicht ganz so schlimm, von einem Begräbnis."

„O, das trifft sich herrlich. Darf ich Sie um eine große Gunst ersuchen?"

„Sie wissen, lieber Zecconi, daß ich Sie ungewöhnlich gern habe. Wenn ich irgend kann — was ist's denn?"

„Nur, daß Sie mit mir nach Hause kommen. Da Sie so feierlich angezogen sind, ist alles in Ordnung, die Taufe in der Kirche ist vorüber und ich will nur eine kleine Tauffeier halten, wie überall landesüblich. Meine ... meine Frau wird sich unendlich freuen, Sie kennen zu lernen. Bitte, verweigern Sie nicht diesen Liebesdienst! Als Ausländer hab' ich so wenig Bekannte ..."

„Aber ja! Wenn Ihnen so viel daran liegt!" Geist biß in den sauren Apfel, so unbequem ihm alle Gesellschaftlichkeit, die ihn von sonstiger Erholung nach angestrengten Arbeiten abzog. „Ich wußte nicht, daß Sie

Vater geworden sind!" warf er ruhig hin, als sie in einer Droschke durch den Tiergarten fuhren. Doktor Perini-Zecconi — den „Doktor" hatte er sich teilweise beigelegt, um deutschem Chinesentum zu schmeicheln — wohnte in der Flensburger Straße.

„Seien Sie ehrlich: auch nicht, daß ich verheiratet bin, n'est-ce pas?"

„E vero. Wann geschah dies freudige Ereignis?"

„Gestern." Geist beschränkte sich auf ein höfliches „Ah", ohne Ueberraschung zu verraten. „Und heut die Taufe. Die zwei Daten bedürfen keines Kommentars. Doch möchte ich Sie rasch orientieren, damit Sie keine schiefe Auffassung gewinnen." Aus Triest gebürtig, also von Jugend auf mit Deutsch vertraut, sprach dieser Italiener fließend Deutsch ohne grammatische Fehler. Nur sein Aeußeres blieb fremdartig. Halbgriechischen Blutes glich er einem Levantiner und trotz seiner gebogenen fleischigen Hakennase zweifelte Geist an seinem Judentum, bis Zecconi es ausdrücklich bejahte. Vertreter der ersten italienischen Zeitungen, auch mit der italienischen Botschaft liiert, manchmal vom Geschäftssinn seiner Rasse zu kommerziellen Spekulationen für italienische Handelshäuser gereizt, die aber fast immer schlecht ausfielen und in diesem weitumhergekommenen Weltmann einen im Grunde unpraktischen Idealisten mit allzu anständigen Gesinnungen verrieten, fiel Zecconi von Anfang an durch seine Grandseigneurerscheinung in Spree-Parvenupolis auf. Doch er schloß sich gar nicht an und hielt sich äußerst reserviert. Man konnte dies als stolze Exklusivität auslegen, da er mit überlegener Ironie und verächtlichem Staunen die Literaturmischpoche an sich

vorbeiziehen ließ. Doch Geist merkte später, daß Zecconi nichts weniger als Stolz markieren wollte, wovon schon seine Höflichkeit und Bescheidenheit ihn abschreckten, sondern daß er im Grunde seines Herzens trotz aller weltmännischen Allüren ein einsames, scheues, zartes Gemüt blieb, das möglichst Berührung mit banalem Tagesschmutz mied. Geist lernte ihn vor Zeiten zuerst kennen, als der Italiener ihn im Auftrag über den Abessynischen Feldzug interviewte. Denn der sogenannte Zivilstratege galt im ganzen Ausland sozusagen als Autorität und Prophet, nur nicht im lieben Vaterlande. Da er aber dies Metier militärischer Theoriekritik nur nebenbei betrieb, ursprünglich nur ein simpler Dichter war, was in Deutschland erst nach großem äußeren Erfolg in klingender Münze eine Weihe und bis dahin einen unaustilgbaren Makel bedeutet, so hatte der literarisch hochgebildete Italiener später zu seiner Verwunderung davon Kenntnis genommen, daß außer Haupt- und Sudermann noch andere Leute hinterm Berge wohnten. Nach widersprechenden Sagen und Mären, die er bei Nachfrage unter Journalisten vernahm, faßte er den kühnen Entschluß, ausnahmsweise gegen Berufssitte die Werke zu lesen, über die man urteilt. Aus diesem Hinabsteigen in den sehr verschütteten Nibelungenhort der gesamten Geist'schen Poesie, die im Abgrund reklameloser Vergessenheit friedlich schlummerte, kehrte der Italiener als Schätzefinder an die Oberfläche zurück. Als er freilich hier und da Berliner Journalisten von seinem Funde berichten wollte, stieß er auf so ungläubige Ablehnung mit dem Wink, daß er als Ausländer doch wohl kaum richtig abmesse, daß er weiteres Verkünden seiner Ueber-

zeugung für sich behielt. Dagegen suchte er Geist nochmals auf und unterbreitete ihm die Absicht, einmal eine umfassende Studie in einer Rivista über diesen großen Unbekannten loszulassen. Seinen ursprünglichen naiven Vorsatz, eine Interview-Serie über Berliner Berühmtheiten mit Helmholtz zu beginnen und mit Geist fortzusetzen, gab er zwar auf. Denn in der Ferne hatte Geists Name einen ganz andern Klang als hier daheim, und die Berliner Literaten hätten sich den Buckel voll gelacht, wenn man Geist unter die Berühmtheiten mitzählte. Man empfahl Zecconi, dafür Oskar Blumenthal und Ludwig Fulda zu behandeln, zwei wirkliche Größen.

Bei dieser Unterredung hatte der Deutsche großes Gefallen an diesem Italiener gefunden, der als Jude etwa jenen Typ vorstellte, wie ihn die aristokratischen portugiesischen und spanischen Juden einst verkörperten. Nicht nur Zecconis hohe Bildung zog ihn an, sondern seine weltmännische Lebenskenntnis. Ein Vielgereister wie Geist, der mancher Völker Städte gesehen, mußte ja immer über kindliche Krähwinkelei von Berliner Literaturkonventikeln lächeln, die nicht bis übern Kirchturm von Schöneberg hinaussahen. Innerlich ganz einsam, schloß er sich sofort an diesen Fremden an, der ein kosmopolitisches Europäertum in sich trug. Beide traten sich näher und Zecconi, sonst so reserviert, fühlte sich tiefgeehrt und gerührt von der offensichtlichen Zuneigung des Deutschen.

„Ich weiß, ich darf Ihnen alles sagen. Tout comprendre c'est tout pardonner," begann er seine Geschichte. „Meine Frau ist eine Deutsche von altem Adel, aber verarmte Waise, wie das so geht. Mußte

sich als Sängerin ernähren. Ich lernte sie zuerst in Mailand kennen, später in Deutschland ging das so fort, sie wurde meine Geliebte, gab sich mir hin. Sie ist eine leidenschaftliche romantische Natur. Unter uns Männern wollen wir uns nichts vormachen, ich hätte sie nicht geheiratet, zumal meine Verhältnisse nicht danach sind, eine Frau ohne Geld zu nehmen. Aber —". Er atmete tief auf. „Ich hatte sie mit Empfehlungen nach Mailand abgeschoben und tat natürlich pekuniär mein Möglichstes. Da kam plötzlich die leidige Kunde, daß sie — sich Mutter fühle. Das Kind ist vor acht Wochen geboren worden, in aller Stille, an den italienischen Seen. Was sollte ich tun! Die Verzweifelte im Stich lassen, ihre Anklagen mein Leben lang hören, daß ich ihr Verführer sei, sie um ihre Ehre brachte? Ich liebte sie ja. Und so entschloß ich mich denn — sie kam hierher, gestern auf dem italienischen Konsulat gab ich ihr meinen Namen."

„Das macht Ihnen nur alle Ehre, als Ritter ohne Furcht und Tadel!" Geist betrachtete von der Seite diesen Weltmann, der sich in Paris, London, Rom, Smyrna herumtrieb, früher auch mit größeren kommerziellen Geschäften wie Bahnbauten vertraut war, und der doch ein so weiches Kind blieb, weiblichen Tränen nicht widerstehen zu können. Was die fragliche Donna betraf, sparte er sich sein Urteil bis zum eigenen Sehen auf. Dieser Genuß ward ihm nun zu teil. In Zecconis kleiner Wohnung waren etwa ein Dutzend jüngerer Männer, keine Damen, versammelt. Ein paar Italiener und Franzosen von der hiesigen Kolonie, ein paar Journalisten von dunkelm Rufe oder geringem Range. Es

sah aus, als hätte der Fremde eben die Erstenbesten von der Straße zusammengetrommelt. Geists Erscheinen erregte daher eine gewisse Sensation. Von einer Chaiselongue, wo sie in schmachtender Pose einer noch etwas angegriffenen Wöchnerin lag, erhob sich eine große, elegante Dame von auffallender Schönheit, Blondine mit goldigem Haar und rosigem Teint, ganz das Genre, um einen tiefschwarzen Südländer zu begeistern. Nur ihre Nase fiel aus der Regelmäßigkeit ihrer Züge heraus, sie war an der Spitze eigentümlich geformt, etwas eckig. Es machte den Eindruck, als ob die Dame an chronischem Naserümpfen leide. Zecconi war zuvor hineingeeilt und hatte sie vorbereitet.

„O welche Ehre! Ich bin entzückt, Ihre werte Bekanntschaft zu machen," flötete sie mit allzu herzlichem Handdruck. „Mein Mann spricht immer von Ihnen. — Meine Herrschaften," sie stellte vor: „Friedrich Geist. Weiterer Titel bedarf es nicht und das ‚Herr' schenkt man sich in solchem Falle. Man sagt ja nicht: Herr Schiller."

Diese maßlos dick aufgetragene Schmeichelei mißfiel dem kühlen Berliner sehr. Indem er die schon ziemlich üppigen Reize der Schönen streifte, glaubte er in ihrem Auge einen falschen Blick zu bemerken. Bei weiterem Gespräch, da sie ihn neben sich auf die Chaiselongue zog und sich selber mit edlem Anstand einer ehrenvoll Leidenden zurücklehnte, ward dieser falsche, böse Ausdruck ihm zur Gewißheit. Auch ihr bezauberndes Lächeln hatte etwas Moquantes, Medisantes, Mechantes, und um ihren Mund kräuselten sich jene zarten feinen Schlangenlinien, die er aus stürmischer Jugenderfahrung kannte.

Sinnlich leidenschaftlich mit Neigung zur Grausamkeit, Kokette und etwas überspannt, nahm er ihr seelisches Maß. Bei Tische, wo es ziemlich hoch herging, hatte sie absichtlich Polenta, Salami, Mortadella, Tomaten und andere italienische Zutaten aufgefahren, um ihre nunmehrige Zugehörigkeit zum Lande der Eselswurst zu veranschaulichen. Sie sprach und lachte in einem fort, behandelte die andern Gäste wie eine gütig herablassende Königin, schlug mit dem Fächer einem zu Galanten auf die Finger, auch entschlüpfte ihr einmal ein grelles Lachen, das Geist als unangenehme Erinnerung aus Jugendtagen ins Ohr klang. So hatte er gewisse Damen ja häufig lachen hören. Sängerin? Ein weiter Begriff. Am Ende wohl Chansonneuse, Soubrette, Cabarettzierde, Ueberbrettlkünstlerin? Der gute Zecconi hätte wohl vorsichtiger sein können, doch — des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Nach Tisch erfolgte die hochnotpeinliche Prozedur, die in solchen Fällen mit Anstand und Würde zu tragen des Patengastes Pflicht ist: das Neugeborene wurde verabreicht, wobei außer der Amme noch ein paar geschwätzige alte Weiber sich einstellten. Die junge Mutter entfaltete eine fürchterliche Zärtlichkeit. Es schien Geist, als ob sie „overdid it", doch er bedachte, daß jede Mutter sich ähnlich naiv zu betragen pflegt und in ihrem kindlichen Naturegoismus das Dasein des neuen Erdenbürgers für eine Wohltat ansieht, die sie Sonne, Mond und Sternen und dem gesamten Weltall erwiesen hat.

„Sieht er nich dem Vater wie aus'm Jesicht geschnitten?" kreischte die eine Gevatterin. „Na, gnä'ge Frau,

aber so was! Wie er lacht! Ganz wie der Herr Papa!"

„Ich glaube wirklich, er sieht meinem Mann sehr ähnlich?" fragte Frau Zecconi bewegt und ein allgemeines Gemurmel erhob sich pflichtschuldigst: „Fabelhaft!"

„Doch auch Züge von Madame sind deutlich zu erkennen," machte ein höflicher Franzose aufmerksam und mehrere pflichteten bei, ihr Brustton der Ueberzeugung ließ nichts zu wünschen übrig.

„Nun, daß mein Kind m i r ähnlich sieht, ist weiter kein Wunder, Monsieur," lachte sie glückstrahlend. Aber täuschte sich Geist, daß ein eigentümlich falscher Ton in Wort und Rede ihm auffiel, daß er einen unwillkürlich zwischen ihr und der einen alten Here gewechselten Blick auffing, einen seltsamen Blick, halb Hohn, halb Einverständnis? Doch er verwarf solch argwöhnische Stimmung als krankhaft. Offenbar flößte ihm der Anblick des Freundes, der gutmütig schmunzelnd dabeistand und in Vaterwürde geschmeichelt zuhörte, diese eifersüchtige Besorgnis ein, ob hier auch alles mit rechten Dingen zugehe und ob der gute Mensch nicht irgendwie übervorteilt sei. Opfer einer Schwindlerin war er mit solcher Heirat ja ohnehin geworden, denn die sonstige unantastbare Tugend der jetzt ehrbar Vermählten erschien dem Beobachter fragwürdig, Aber solche Damen mit stürmischem Jugendlenz reifen oft zu besten Gattinnen und Müttern, vielleicht fand der Freund hier wirklich sein Glück. Geist seufzte leise, denn ihm selber ward es nicht so gut.

„Ach, erzählen Sie mir von sich, Herr Doktor!"

hauchte die schöne Alma — Alma war ihr werter Name — ihm zu. „Wie interessant, einen großen Geist so in der Nähe bei sich zu haben!" Der Säugling protestierte soeben durch lautes Geheul gegen die Welt, er kannte sie zwar noch nicht, aber mißbilligte sie, klug wie Kinder sind. Als man ihn mit gezierten Zeremonien wegtrug, begleitete ihn der Vater zärtlich, indes die Mutter kein Glied rührte. „Verzeihen Sie, daß ich nicht aufrecht sitze, ich bin noch so angegriffen!"

Geist, dieser mißtrauische Mensch, meinte wieder, daß sie ihre Wöchnerinnenhaltung zu stark unterstreiche. Doch Uebertreibung lag wohl in ihrer affektierten Art. „Ich wünschte, mein Kind sähe seinem Vater auch im Herzen ähnlich, er ist so gut." Er hatte zwar von der berühmten Aehnlichkeit nichts gemerkt, doch diese regelmäßige Entdeckung bei jeder Taufe gehört ja mit zur Fable convenue der konventionellen Lügen. „Mein Mann sagt mir, Sie leben auch viel im Süden? In der Schweiz, nicht wahr?"

„An den lombardischen Seen, manchmal in Lugano." Daß er dauernd am Luganoer See wohne, wünschte er zu verschleiern.

„Ah, in Lugano! Dort war ich auch einmal!" Diesmal konnte er sich nicht täuschen, daß sie leicht aufschrak und ein lauernder Blick in ihr Auge trat. „Sind Sie dort gut bekannt?"

„So ziemlich. Ich wechsele oft den Aufenthalt," warf er gleichgültig hin. Er log absichtlich, weil er ahnte, sie wolle ihn über etwas ausholen. „Uebrigens verkehre ich dort mit niemand, lebe geistig von dort auch nur immer im Berliner Beruf."

Es schien, als ob sie aufatme. „Ach ja, es ist dort eigentlich langweilig. Und die vielen Fremden sind immer nur Passanten, strömen ab und zu, was hat man davon! Ich liebe mir ein trautes Heim, nicht das ewige Reisen!" Und sie warf einen zärtlich schmachtenden Blick auf ihren Mann. „Nach Luino kommen Sie wohl nicht?" Etwas in ihrer Stimme fiel ihm auf und er war auf seiner Hut, ohne recht zu wissen, warum.

„Nur vorübergehend. Ich mache mir nichts daraus." Er sah, daß sie befriedigt lächelte.

Als die andern Gäste sich empfahlen, bat Zecconi seinen Freund, mit ihm noch auf dem Balkon zu rauchen. Das Wetter war milde, die Sonne ging lieblich unter.

„Tut das! Ich bin zu leidend dazu ... ach, die Männer haben es immer besser als wir armen Weiber, die zum Leiden geboren!" Auch diese Note schon? Die unverstandene Frau in der Westentasche, Laienbrevier für Tyranninnen, die sich als Sklavin drapieren? „Ich werde mir einsam einen Tobak ins Gesicht stecken — eine unschuldige Zigarette. So emanzipiert bin ich, schaudert Ihnen nicht die Haut?"

Geist versicherte natürlich, daß er Rauchen von Damen für den Gipfel der Kultur halte. Ihre Mischung affektiert ästhetisch-ätherischer Phrasen mit ordinären Burschikositäten war ihm ein vertrautes Gewächs. Die hatte er weg. Es gibt überall eine Mittelgesellschaft, eine Zwischenstufe zwischen „Welt" und „Halbwelt", nie zur ersteren, aber noch nicht zur letzteren gehörig.

„Sagen Sie doch, caro maëstro," fragte Zecconi draußen, „was ist's eigentlich mit dem Schillerjubiläum? Mir kommt dieser plötzliche Enthusiasmus ungesund und

gekünstelt vor. Schiller war gewiß ein großer Poet für seine Zeit, wie Victor Hugo, wie Alfieri, aber heut ist's doch vieux jeu. Deshalb hat das jüngste Deutschland doch gegen Schillerpathos und akademische Rhetorik gewettert, und nun soll aller Fortschritt des Realismus und Naturalismus wieder wie nicht geschehen sein, der alte Schiller wieder als ewiges Vorbild gelten? Wo steckt die Logik in diesem Gebaren?"

Geist schnippte die Asche von seiner Zigarre. „Bah, alles Rauch, blauer Dunst, verstäubende Asche. Dieser Seelenkult der Toten soll nur dazu dienen, die Lebenden zu unterdrücken. Das nennt der Deutsche pietätvoll Unsterbliche ehren ... Leichen kann man füttern mit Festessen und Denkmaltoasten. Uebrigens bleibt Schiller wirklich ein ewiger Klassiker ... für die reifere Jugend und unreife Bildungsphilister, die in großen Worten das Heil suchen. Als Theatraliker furort er ewig auf den Brettern, die nicht die Welt bedeuten, ein dichtender Schauspieler, da kann Shakespeare mit ihm nicht konkurrieren. ‚O eine edle Gabe ist das Licht,‘ singt Melchthal eine Bravourarie, die zündet, und wenn Macduff in ähnlicher Lage den Hut ins Gesicht zieht: ‚O er hat keine Kinder!‘, so macht dies lange nicht so viel Effekt .. Effekthaschen ist das Erfolggeheimnis. Hier und da findet man freilich bei Schiller Augenblicke, wo man dem Weltgeist näher ist als sonst, wo um gemeine Wirklichkeit der Dinge ein höheres Ahnen glänzt und wir in unserer eigenen Brust des Schicksals Sterne sehen. Aber solche Augenblicke verschwinden im knallenden Feuerwerk seiner Theatralik-Rhetorik, wo himmelblaue Liebschaften, mit Staatsaktionen verbrämt, die Geschichte

prostituieren. Zeitgemäß ist er ja immer noch, seine Volksvorträge über Menschenwürde und umliegende böhmische Wälder schmecken gradezu... nationalliberal. ‚Geben Sie Gedankenfreiheit!‘ Ja natürlich, Gedanken sind zollfrei.“

„Sie sind boshaft,“ lächelte Zecconi. „Hüten Sie sich, die Jubiläumskomödie zu stören! Sonst geht's Ihnen schlecht.“

„‚Er hat dem Hut nit Reverenz erwiesen!‘ O Geßlerhut, Zwing-Uri des kannibalischen Ahnenkults, der alle Lebenden am Grabe legendärer Toten schlachtet!“

„Hm,“ machte der Italiener. „Ich verstehe nicht diese Begeisterung, gemacht oder nicht. Wollen die Deutschen sich ihren eigenen Idealismus bescheinigen, von dem man im Lebn wahrhaftig nichts merkt? Ehrlich gestanden, verstehe ich die Deutschen überhaupt nicht. Wenn ich denke, wie ich zum ersten Mal nach Germanien kam, den Kopf voll von Traumbildern eines tiefsinnigen Volks von Dichtern und Denkern — diese Enttäuschung! Ich fand genau so wie in romanischen Ländern lauter schlaue Geschäftsleute, richtige Bourgeois, nur mehr Militär, und das alles mit schlechteren äußeren Formen. Die Gelehrten sahen so aus wie überall, die Literaten geiferten und medisierten wie in der Pariser Bohême. Kurz, ich fand nirgendwo etwas Apartes oder Originelles. Freidenkerei und allgemeine Schulbildung freilich weiter verbreitet als sonst in Europa, daneben aber doch viel Bigotterie und orthodoxe Kirchlichkeit, von deren Vorhandensein in Deutschland kein französischer und italienischer Gelehrter etwas ahnt, wenn sie den deutschen Protestantismus als Vorbild aufstellen.

Dazu Kastengeist, Feudalität, Bureaukratie, Militarismus, Byzantinismus, in neuester Zeit sogar dynastischer Absolutismus, wie er sonst nur noch in Rußland gedeiht. Volk der Dichter und Denker, wahrhaftig! Volk von Philistern und betitelten Bedienten!"

Geist runzelte leicht die Stirn. So heftig er selbst auf Neudeutschland zu schelten pflegte, berührte es ihn doch unangenehm, einen Ausländer ähnlich poltern zu hören. So stark wurzelt in jedem das Vaterlandsgefühl, die Heimatzugehörigkeit.

In diesem Augenblick trat die neue Frau Dr. Zecconi auf den Balkon heraus. „Die Herren müssen sich ja ganz fuselig geredet haben mit ihren gelehrten Gesprächen. Jetzt wollen Sie sicher drin eine Tasse Tee mit mir trinken?"

„Bedaure unendlich, bin zum Abend versagt und muß mich verabschieden," brachte Geist die übliche gesellschaftliche Notlüge vor.

„Versagt! Ja, so taumeln die Herren von einem Vergnügen ins andere!" seufzte sie mit einem giftigen Blick. „Wir armen Frauen lernen Berlin ja doch nur kennen durch Berliner Romane!" Sie hob ein Buch empor, das sie soeben durchblättert hatte, natürlich Leihbibliothek, da sie als echte Deutsche sich an italienische Gewohnheit des Bücherkaufens noch nicht akklimatisieren konnte und als edle Patriotin sich sicher nicht von so löblichen vaterländischen Sitten entnationalisieren ließ.

„Berlin aus Romanen kennen — o weh!" lächelte Geist. „Italien aus Novellen von Heyse und Richard Voß! Das ist zum Schieflachen."

„O, Sie werden doch diesem Autor — er ist auch von Adel — nicht absprechen, daß er die hohe Berliner Gesellschaft kennt?!"

„Hm, er war genau ein Jahr in Berlin als Lektor und Hilfsredakteur eines Illustrierten Familienblatts. Da muß er natürlich Berlin aus dem F kennen! Was die Kreise betrifft, die er schildert, so hat er nie einen Fuß hineingesetzt. Höchstens der geschaßte Leutnant ist sein persönlicher Bekannter. Aber trösten Sie sich, meine gnädige Frau!" Sie schien aus allen Wolken gefallen, daß dieser Standesgenosse, der sogar sein Wappen auf den Umschlag druckte, kein großer Herr war. „Das Buch ist trotzdem vortrefflich, von mir sehr gelobt worden, und diese angefressene Gesellschaft, die darin bedichtet wird, existiert wirklich, ist naturgetreu wiedergegeben. Nur gehört dazu keine Kenntnis Berlins, sondern nur gewöhnlichste Beobachtung und Erfindungsgabe. Denn eine solche Halbwelt, zusammengesetzt aus verkrachten Aristokraten und zweifelhaften Gründern, die scheinbar in Millionen wühlen, gibt's einfach in jeder Weltstadt, sie bleibt überall die gleiche. Solche Elemente, die man auf Englisch sehr treffend ‚shady' nennt, braucht man gar nicht zu kennen, um sie als Dichter portraitieren zu können. Doch was hat das mit dem spezifischen Berlin zu tun!"

„Aber es gibt doch so viele Berliner Romane," warf Zecconi ein, „da sind doch gewiß welche drunter —"

„Erster Grundsatz der Berliner Romanziers: nicht in Berlin geboren sein! Wenn man Berliner ist, was hat man dann in Berlin zu suchen? Sind hundert Per-

sonen beisammen, bin ich immer drunter der einzige geborene Berliner. Das wäre ja nun nicht schlimm, denn das heutige Berlin ist eine traditionslose neue Stadt wie Chicago. Aber wie soll einer das Geheimnis Berlins und des Deutschen Reiches verstehen, der das alte verstorbene Berlin nicht kannte, von dem allein alles Große ausging. Nur bei Fontane, der ein Märker war, findet man den sogenannten Erdgeruch, wenn er nur nicht immer Junker und vornehme Welt schildern wollte, die er nie gekannt hat und sie daher immer noch in einem gewissen Snob-Nimbus sieht. Diese braven Leute läßt er so geistreich und weise causieren, daß man vor Lachen platzt. Ach du lieber Gott! Und die Junker bedanken sich nicht mal dafür, daß er sie so liebenswürdig malt, denn sie lesen ihn nicht, da sie überhaupt nicht lesen. Die gewaltigen Jugendwerke von Kretzer vibrieren allerdings vom Pulsschlag des neuen Berlin als Arbeiterindustriestadt, doch auch diese Verhältnisse des vierten Standes und Kleinbürgertums sind eigentlich überall die gleichen. Das wahre bürgerliche Berlin oder das der hohen Staatskreise, wo noch Tradition steckt, kann niemand schildern, dessen Familie nicht im alten Berlin gelebt hat. Ach, ich sah als Kind noch schmutzige Rinnsteine in den Straßen, auf dem Lützowerplatz spielte ich mit Ziegen, nach Charlottenburg fuhr man im Kremser, über Schöneberg hinaus machte man Landpartie, als Jüngling wanderte ich noch täglich über die freie Wilmersdorfer Heide. Als die Siegessäule einsam errichtet wurde, ahnte man noch keine marmorne Puppenallee. In der Potsdamerstraße lagen Ferdinand Lassalle und ein Assessor raufend auf dem Pflaster, Turnvater Maaß-

mann wandelte dahin, Ludwig Löwe, der Gewehrfabrikant des Deutschen Reiches, hielt Einheitsreeden, Roon spazierte pünktlich durch die Leipziger Straße, Schulze-Delitzsch war ein großer Mann, einem gewissen Bismarck bewilligte die herrschende Fortschrittspartei keinen Groschen, Major Duncker, der Hofbuchhändler, brachte nach jeder Siegesdepesche im Zoologischen Garten ein Königshoch aus und bekam für jedes einen neuen Orden, während früher sein Bruder im Rathaus residierte und sowohl Bismarck als Lassalle in die Acht tat. Wo heut Peter Hille, Marie Magdalene oder ähnliche gottbegnadete Verrücktheit gedeiht als erotisch-exklusive Höhenpoesie, lasen sich im ‚Tunnel' Offiziere und Amtsrichter ihre formvollendeten schlechten Verse vor. Ach Gott, heut gibt's keine Offiziere und Amtsrichter, die Verse machen! Dohm, Kalisch, Helmerding besorgten gesunden alten Lokalhumor statt der heutigen jüdischen Witzelei. Nicht mal die spätere Aera Lindau haben die Heutigen mitgemacht. Ebers Teetischägypter und Julius Wolffs altdeutsche Talentlosigkeit sind Sage der Vorzeit. Wo ist die italienische Kneipe mit der schönen Zeit, als nationale Studenten Wildenbruch als Schwan vom Avon entdeckten! Wo die Akademische Lesehalle mit ihren billigen Portionen! Ade, ade! Ueber fünfzehn Jahre reicht heut keine Erinnerung mehr, neuer Kurs, neuer Herr auf allen Gebieten. Von alten Berliner Originalen wie Musikdirektor Wieprecht und Organist Haupt — ich kannte sie alle noch — oder dem Turner-Urgreis Markgraf weiß kein Mensch mehr was, dafür versichert Ihr holder Landsmann Leoncavallo, Berlin sei ihm die liebste Heimat! Ich glaub's, dies

internationale Jerusalem! Doch wozu sag' ich das alles! Ich rede für Sie mit fremden Zungen."

„Ich begreife schon, was Sie meinen." Der Italiener blies nachdenklich den Rauch seiner Zigarette in die Luft. „Pariser Romane schildern also Paris besser, weil dort genauere Tradition mitschwingt?"

„Ja, außerdem gibt's dort und überall sonst auf der Welt eine ‚Gesellschaft', die gleichzeitig Rang, Reichtum, Bildung umfaßt. In Berlin kann ein ‚Salon' sich nicht halten, nicht mal ein Londoner ‚Rout' ist möglich. Tee und Konfitüren als einzige Atzung, sonst nur geistreiche Plauderei oder Kunstgenüsse — pfui Deibel, der geeinte Reichsdeutsche will vor allem was in den Magen kriegen! Schlemmerei heißt ihm Geselligkeit. Der selige Auerbach aß für drei, Spielhagen trank nur Rheinwein zu zehn Mark, Gutzkow gab Diners wie ein Börsianer: mit so gutem Beispiel gingen in der Gründerzeit die sogenannten geistigen Spitzen belehrend voran. O altes Berlin mit Tee und Butterschnitten, wo man kein Geld, aber viel Geist und vornehme Gesinnung hatte, wo es als Ehre galt, bei Stahr und Fanny Lehwald oder der alten Hohenhausen und der Olfers eingeführt zu werden, wo es nichts zu fressen und nur noble Geselligkeit gab! O Pückler-Muskau mit den falschen Waden und Ida Hahn-Hahn mit den falschen Zähnen, ihr waret Komödianten, aber lebtet ihr doch noch! Ihr spieltet wenigstens vornehme Komödie. Solche Fürsten und solche Gräfinnen wären heut lächerlich unmöglich. Dichter, Künstler, Gelehrte gehören in Paris, London, Rom, Madrid zum nämlichen Salon, wie der Vicomte, Lord, Principe, Grande — in Deutschland vegetiert jeder

Stand für sich als geschlossene Kaste mit Krähwinkel-borniertheit und -dünkel. Nur jüdische Finanzkreise setzen eine Ehre darein, Modeautoren und Modemaler als ‚Attraktion‘ zum Braten zu verabreichen. Doch nur jüdische, wohlgemerkt! Denn im Juden lebt immer noch der alte Respekt vor geistiger Arbeit, wie er ihn früher im Ghetto seinen Rabbinern zollte. Höchstens wenn er Titel hat und vom Hof protegiert wird, gewinnt der geistige Arbeiter bei der sogenannten ‚guten Gesellschaft‘ einige Beachtung, obschon man ihn auch dann etwa so betrachtet, wie der römische Patrizier den talentvollen Freigelassenen, seinen früheren Sklaven. Ganz wie im russischen ‚Tschin‘ schätzt der Deutsche gesellschaftliche Stellung nach dem Staatstitel ab, alles andere ist ihm Wurscht. Wie soll nun ein Berliner Romancier dies ganz zerklüftete Leben, wo jeder Stand für sich sein eigenes Dasein pflegt, dichterisch zusammenfassen, selbst wenn er alle Kreise kennte!“

„Hm, glauben Sie, daß Romane überhaupt das Leben richtig wiedergeben?“ fragte Zecconi ruhig. Seine Gattin kreischte förmlich auf:

„Wozu werden sie dann geschrieben? Woraus sollen z. B. wir Frauen, wir Haussklavinnen, sonst das Leben kennen lernen, wie es wirklich ist?“

„Das ist eben das Elend.“ Geist stand, den Hut schon in der Hand, noch immer an der offenen Tür. „Alle Romane, nicht nur die deutschen, werden fürs Amüsement des Publikums geschrieben und in Deutschland fast nur für Frauen. Männer lesen nicht, weil sie keine Zeit haben, denn Bier und Skat sind strenge Gebieter. Die Literaten schmieren also nichts als Liebes-

geschichten, teils aus Berechnung, teils aus Hohlheit, weil sie nichts anderes können und bei mangelnder Welt- und Lebenskenntnis immer noch fiktive sentimentale Erotik alten Stils am leichtesten gelingt. Das soll das Leben sein? Du lieber Gott, im Leben spielt die Liebe eine mehr als bescheidene Rolle."

„O! So reden Sie, ein Poet? Sie rauben uns alle Ideale!" seufzte die schöne Frau mit ostentativ wogendem Busen.

„Ich suche Poesie nur wo anders ... in der Wahrheit. Bei der Durchschnittsmasse besteht die ganze Erotik darin, daß man mal heiratet und — pardon — Kinder in die Welt setzt. Selbst in den Ausnahmefällen, wo wirklicher Liebeswahn vorherging, beschränkt sich die romantisch-dramatische Seite auf den kurzen Angstzustand der Blumenorakel: ‚Er oder sie liebt mich, er oder sie liebt mich nicht.' Glauben Sie, der Mann hat nicht viel tragischere Angstgefühle bei seinen Berufsgeschäften, wo es sich oft um Sein oder Nichtsein handelt, die Frau als Mutter, wenn ihre Kinder nichts taugen? Warum soll das nun weniger poetisch sein?"

„Ach, Durchschnittsmenschen haben keine Poesie! Die* dreht sich um höhere Naturen, Uebermenschen!" flötete sie mit schmachtendem Augenaufschlag.

„Uebermenschen lieben überhaupt nichts, nur sich selbst," trumpfte er trocken ab.

„Sie meinen wohl sogenannte Künstlernaturen. Da gilt der Grundsatz: je feuriger der Liebhaber, desto schlechter der Künstler. Die Muse ist selbst eine sehr eifersüchtige Dame, die keine Doppelehe duldet, keinen Grafen von Gleichen will und erst recht keinen Harem."

„Doch Sie leugnen wohl nicht, daß in der Lebensmaschine trotzdem sehr viel erotisches Oel verbraucht wird?" wandte der Italiener ein. „Es kommt sogar viel Abenteuerliches vor, wie es kaum in Romanen steht."

„Gewiß, aber dann so, daß man's nicht schildern darf oder mit solchen Maskenumschreibungen, daß es wieder Unnatur iwrd. Erotik als schöne Literatur kann nur bei gröbster Wahrhaftigkeit Wert haben, dann aber nennt man's unsittlich. Selbst dann aber wären solche Romänchen verwerflich, weil sie Unkundigen und Unmündigen eine Welt vorzaubern, die nur in seltenen Ausnahmefällen existiert. Scharfsichtige Kriminalromane sind eine gute Gabe Gottes, aber wie würde man lachen, wenn man daraufhin das ganze menschliche Leben vom Standpunkt des Kriminalisten und Verbrechers betrachten wollte, als ob das Verbrechertum nicht immer nur einen verschwindenden Prozentsatz der Menschheit bildete! Ganz so steht's aber mit derjenigen sentimental-romantisch-leidenschaftlichen Erotik, die ausschließlich alle Romane füllt! Das ist nicht das Leben, das ist nur ein kleiner und obendrein verlogen dargestellter Abschnitt daraus! Wer sich im Leben umsieht, findet unendlich wenige Liebesgeschichten im Romansinn. Alles banal, jede gleicht wie ein Ei der andern, spannend Dramatisches dabei erregt gleich weltweite Sensation, so selten ist es. Höchstens grüne Jugendeselei, Tanzstundenträume laden den Lyriker ein. Der Romancier aber muß immer erfinden, zu deutsch lügen, sonst kommt er nicht auf seine Rechnung."

„Gesetzt, es wäre so," seufzte die Donna tief auf,

„dann soll man das Leben eben so schildern, wie wir es wünschen, wie es sein sollte."

„Nämlich aus lauter ‚Liebe' bestehend? Wir wünschen ja auch gebratene Tauben ins Maul, doch wir leben nicht im Schlaraffenland. Und wer sagt Ihnen denn, daß Männer so was wünschen? Wir bedanken uns schön, haben Wichtigeres zu tun. Ja, bei Lichte besehen, verdenk' ich's den Männern nicht mal, daß sie lieber Skat dreschen als solche faulen Romane lesen. Wer gesund fühlt, den packt nach hundert Seiten ein Ekel: Ach, das ist ja alles unwahr! Das soll das Leben sein?"

„Aber was verlangen Sie denn eigentlich von einem Roman?" fragte Zecconi betroffen. „Ich gebe zu, Sie haben in allem Recht. Aber wie denken Sie sich Romane ohne Erotik?"

„Nicht ‚ohne', das wäre auch falsch, wäre nicht das Leben, sondern einfach in den bescheidenen Grenzen wie im Leben selber. Die eigene Arbeit, die Erfahrungen im Berufe, das Milieu, das verschiedene Temperament der Personen — ob Männer, ob Frauen — das bietet überreichlichen Stoff. Am besten wär's, wie Carlyle mal wünschte, wir bekämen lauter Autobiographien und Tagebücher. Da würde mehr Lebenswirklichkeit drin stecken, als in aller Erdichtung."

„Ach, wäre das langweilig!" Alma lehnte sich mit zärtlicher Pose an ihren Gatten. „Wir Frauen wenigstens können uns keine Poesie denken, wo nicht nur von Liebe die Rede ist."

„Das mag bei Dummen zutreffen, nicht bei klugen, gebildeten Damen wie Sie, meine Gnädige. Was inter-

essiert denn die Frau zumeist? Der Mann. Und wen lernt sie in Romanen kennen? Einen Mann als Liebhaber, wie er meist gar nicht oder höchstens in vorübergehender Jugendphase existiert. Uebrigens blicken Sie doch mal auf den größten aller Dichter! Ein Liebes-, ein eheliches Eifersuchtsdrama, weiter steuert Shakespeare zur erotischen Massenliteratur nichts bei. In all seinen übrigen Dramen spielt die Liebe gar keine oder höchstens wie im ‚Hamlet' unscheinbare Nebenrolle, selbst bei so welthistorischem Ausnahmefall wie ‚Antonius und Kleopatra' bildet ihm erotische Leidenschaft nur den zufälligen Einschlag für ein riesiges historisches Gemälde. Oder gar die Antike! Selbst in Goethes Dramen bleibt die Liebe stark im Hintergrund, sie ist nur ein Anhängsel der Helden. Nur bei Schiller und Victor Hugo wird immer himmelblaue Minne zum Leitfaden der ernstesten Begebenheiten, aber Poeten der Unnatur hat noch kein Vernünftiger als Propheten der Wahrheit bewundert."

„Schiller, o Schiller! ‚Ehret die Frauen, sie flechten und weben,' darum bleibt er eben unser Lieblingspoet!" hauchte Alma. „Ach, gehen Sie, schnöder Realist! Wir halten fest am Idealen!"

„Halten Sie feste dran, doch allzuviel ist ungesund. Ich habe die Ehre!" empfahl sich Geist ironisch. Er hatte den Eindruck, als ob diese rosenfarbene Ehe keine ideale sein werde. Dem armen Zecconi hing der Honigmond voll Geigen, aber die Donna sah ihm aus, als ob sie ihm virtuos 'was geigen werde. Die konnte zum Tanz aufspielen, man roch es ihrem Moschus an.

Nicht ohne Selbstironie vergegenwärtigte er sich

aber, daß er solche Perlen über Nicht-Erotik vor die Säue geworfen habe, während er selbst einen Ausnahmefall vorstellte, wo abenteuerlichste Erotik nur zu bestimmend ins Leben eingriff. Heut war es schon einen Monat her, daß ihm auf verschiedene Fragebotschaften keinerlei Antwort vom Luganer See zurückwehte. Teils schlug ihm das Gewissen, obschon er sich nicht schuldig fühlen konnte, in trauervollem Mitleid, teils beklemmte ihn zehrendes Heimweh, ob er wirklich für immer seinen einzigen Zufluchtsort vor dem langweilig entnervenden Weltgetriebe, sein Asyl des Friedens in unerquicklich zermürbendem Lebenskampf, verloren habe. Sechs Monde gingen zur Neige, seit er der warmen Südlandssonne Valet gesagt, sich ins naßkalte, klebrige Kirchhofgemäuer der nordischen Alltäglichkeit hineingepfercht, als versetze sich eine flinke schillernde Lacerte, behaglich in Schönheit sich sonnend, unter dunkle Molche in enger Schlucht. Vier Monde vergingen, seit er die wüsten Schimpfbriefe einer angeblich verlassenen Frau unbeantwortet ließ, drei, seit diese Verschwendung von Doppelporto aufhörte. Aber zuletzt drückte ihn dies Schweigen so unheimlich, daß er kurz anfragte, ob sie noch auf ihrer Felsklippe horste. Keine Antwort. Dann nochmals. Keine Antwort. War sie am Ende doch ihrer Einsamkeit müde geworden, hatte ihr selbstgeschaffenes Heim aufgelöst, den geliebten See verlassen, um in die vaterländische westfälische Heide zurückzuwandern?

III.

In seiner inneren Unruhe mußte er Zerstreuung suchen. Fast ohne es zu wollen, lenkte er seine Schritte nach einem früheren Stammlokal, das er schon lange mied. Dies war eine Wein- und Austernkneipe, wo Falstaff und Prinz Heinz auferstanden und jeder Berliner Lebemann mal einige blaue Lappen hängen ließ. Was man in London einen „man about town" und in Paris einen Boulevardier nennt, mußte sich dort wenigstens einmal blicken lassen, um zu sagen, daß er diese „Falle" kenne. Denn für nicht zum inneren Kreis Gehörende war es ein kostspieliges Vergnügen. Die Atmosphäre steckte derart an, daß die Sektpfropfen ganz von selber losgingen wie geladene Gewehre. Provinziale, meist notleidende Agrarier, verschleppte man dorthin, um angeblich feines Berliner Leben zu studieren und berühmte Leute leibhaftig zu schauen. Mehrstenteils nur berüchtigte, doch das kommt aufs gleiche hinaus. Trotz dieser großen Einnahmen ging es dem Wirt aber nicht gut, der als Grandseigneur etwas Besseres zu tun hatte, als sich um geordnete Wirtschaft zu kümmern, und auch solide Revenüen verpraßt haben würde. Er hatte die anspruchsvolle Tochter eines Originals geheiratet, der als Besitzer eines weitbekannten Vergnügungsetablissements angeblich Millionen sammelte. Aber wenn man ein zu teures Söhnchen hat, Equipage

und Villa dazu, leben und lebenlassen zur Parole macht und die Geschäfte nicht so glänzend florieren wie sonst und man endlich auch noch an der Börse spielt, von anderem Jeu ganz zu schweigen, kann man das dickste Geld klein kriegen. Wie denn auch bald mit großem Krach geschah, der alle Herrlichkeit begrub. Doch dies lag noch verhüllt in der Zukunft Schoß und der Schwiegersohn Henri Weinstock freute sich seines Lebens. Warum er Henri hieß, wußte er selber nicht, dagegen paßte Weinstock zu seiner geröteten römischen Adlernase. Er stieg immer tiefer in den Keller und kam aus dem Dusel gar nicht mehr heraus. Seine römische Mannesschönheit, hohe Statur und massiges, gedrungenes Kinn schienen auf Willensstärke hinzudeuten, aber die Physiognomik lügt gar oft. Er war im Grunde ein Schlappsack. Ebenso logen seine niedere zurückliegende Stirn und weinheisere rauhe Stimme, denn er war keineswegs ein schlechter, gewinnsüchtiger Kerl, sondern ein gutmütiger Saufkumpan, ein echter Köln'scher Junge, mit Spreewasser übergossen.

Kaum trat Geist in die niedriggebaute Trinkstube, wo ein Dunst von Weinen, Austern, Suppen und Zigarren durch die offengelassene Tür ihm entgegenschlug, als ihn vom dichtbesetzten Haupttisch ein Halloh versammelter Mannen empfing.

„Schmerz, laß nach! Das fehlte noch zur Bouteille! Herein wandelt ein guter Geist!" brüllte eine Stimme, worauf ein Chorus einfiel: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!"

„Hier kommst de her an meine grüne Seite!" schrie mit erhobener Rechten ein hünenhafter langer Herr mit

wildflatternden Künstlerlocken und schmalem Spitzbärtchen im schlauen, aufgedunsenen Gesicht. „Ernscht Gottlieb Ludewig läßt sich nicht lumpen und schmeißt eine neue Lage Sekt! Ernscht Gottlieb Ludewig wird dir neue Flötentöne beibringen, biederer Meister, dir den ehrsamen Philister austreiben und die griesgrämige Schnute. Wo man kneipt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keinen Kater!" Dies stadtbekannte Original mimte den Künstler, war aber keiner, sondern Verleger einer Kunstspezialität, die seine Firma weltbekannt machte. Kriegte er seinen Koller, was jede Woche dreimal geschah, tat er's grundsätzlich nicht unter hundert Mark Zeche. Minder freigebig nannten ihn seine Kommis, die er patriarchalisch nach System Stumm regierte und beim geringsten Verstoß Knall und Fall auf die Straße setzte. Diese jovialen Verschwender, die nobeln Kerle in Berlin bei Nacht, sind meist die schofelsten Gesellen bei Tage. Ernst Gottlieb Ludewig Buchsbaum hatte es faustdick hinter den Ohren und es gehörte viel Wein dazu, um seiner Behauptung sich gläubig anzuschließen, daß er ein Gemüt sei.

„He, die Herrn da drüben sind sicher aus der Provinz!" schrie er eine Gruppe Outsider an, die sich an einem Nebentisch mit Krebsen und Bordeaux beschäftigte und ehrfürchtig verwunderte Augen auf die illustre Tafelrunde warf. „Hier in Berlin wird allens freigehalten. Immer 'rin ins Verjnügen! Henri, drei Pullen Sekt für die Herrschaften da drüben. Keine Widerrede! Ernscht Gottlieb Ludewig läßt sich keinen Refüs bieten. Mithalten oder ich zerschmettere Sie. Sic volo sic jubeo! Suprema lex Bachi voluntas, zu

Deutsch: es muß immer noch ville mehr gesoffen werden." Der Provinzialen schüchterne Einwände, die ja im Grunde ihres Herzens auch gerne Persona gratis zechten, ersäufte bald ein allgemeines Fraternisieren. Auch ihre aus Versehen mitgebrachten anständigen Damen waren keine Unmenschen und für Fraternisieren eingenommen. Den Skandal übertönte Buchsbaums Donnerstimme: „Sie kennen nich Ernst Karl Ludewig, von dem schon der Sänger berichtet: ‚Das jrößte Portemonnaie hat Ludewig, hat Ludewig!?‘ Schämen Sie sich, gehen Sie in sich und erweitern Sie Ihre Sachkenntnis! Ich bin der erste in meinem Fache, groß in Paris, London, Timbuktu und Buxtehude, ich hab's dazu. Sauft, Kinder, sauft! Oder ich, die blondeste Bestie, werde euch lehren, was 'ne Harke is! Also spricht Zarathustra:" er legte Geist seine Bärentatze auf die Schulter, erhob sich zu ganzer Höhe und rülpste tief. „Wir feiern die Rückkehr des verlorenen Sohnes und mästen ihm ein Kalb. Sie Kalb, Gotzkowski, sputen Sie sich, ich werde Sie tranchieren! Was sehe ich? Ein königliches Weib!" Die baumlange, mastdicke Frau Minna Weinstock rauschte soeben herein, um ihrem Gatten eine kleine Ehescene zu machen oder am Gelage kraftvoll teilzunehmen. Denn auch sie war kein Unmensch. „Ha, der alte Gott lebt noch! Thusneldens Töchter wölben noch ihren vollen Busen! Ich werde eine kleine Rede reden. Du Stolze, Hohe, Göttliche, Heldenweib!"

„Er duzt ihr schon!" greinte der riesenhafte Eduard Gotzkowski mit den Schmarren in der feisten Fresse, Sohnes eines jüdischen Journalisten und einer altadeligen Mama, der als Reklameexemplar für Rassen-

mischung herumrannte. Dies war freilich seine einzige Beschäftigung, da er nun schon seit fünfzehn Jahren Medizin studierte, ohne sich über die Alkoholfrage und andere hygienische Kernpunkte klar zu werden. Diese schwor er sich zu, erst praktisch zu lösen, statt sich mit grauer Theorie zu plagen. Er löste sie beiläufig so gut, daß er eines Tages durch Herzschlag seine angestrengte Tätigkeit beendete. „Und schwindeln tut er auch. Das jrößte Portemonnaie hat noch lange nich Ludewig, das ist eine Falschmeldung! ‚Ladewig' heißt's, und bei uns in Berlin sagt man Lude."

Diese gemeine Anspielung sollte zu einem Faustkampf führen, da Buchsbaum wutentbrannt eine Flasche ergriff und ausholte. „Schmeißt Ede 'raus!" grölte Weinstock und wollte Eduarden gewaltsam entfernen, während seine Gattin das Signal zu allgemeinem Kreischen der anwesenden holden Weiblichkeit gab und mit einem Ohnmachtanfall drohte. Sie beruhigte sich jedoch, als die Ordnung wieder hergestellt wurde, und trank zur Herzstärkung für ihre angegriffenen Nerven eine Flasche Sekt alleine aus. Dies tröstliche Friedenspfand versetzte Ernscht Gottlieb Ludewig in solche Extase, daß er ihr einen Bruderkuß verabreichen wollte, wofür er eine zentnerschwere Watschen von zarter Hand erhielt. Tiefgerührt durch solchen Beweis weiblicher Tugend, stimmte er an: „Hoch soll sie leben, hoch, hoch, hoch!"

Mittlerweile ereigneten sich mehrere Begebenheiten. In der Mitte des Tisches thronte ein schöner Mann mit einem Apollokopf, allerdings einem Kopf, der zu tief ins Glas geguckt hatte. Dieser sprang auf, als ihm

Geist mit der Hand winkte, und fiel ihm stürmisch um den Hals: „O du, du! Gewaltiger! Neulich las ich wieder deine göttlichen Dramen! O zage nicht! Die Zeit für so Gewaltiges wird kommen, wird kommen! Auch wenn dich längst die Würmer schmausen, werde Ich die Lorbeerkrone auf deine Leiche drücken!" Und in nassem Jammer säuselte er: „Wer wird dann mein gedenken? Dem Mimen flicht die Nachwelt — und so weiter. O Ich weiß, du verachtest Mich. Habe Ich dich nicht durchschaut, du grausam Stiller? Was bin Ich dir? Ein Komödiant. Doch glaube mir, es naht der Tag —". Mit düster erhabener Feierlichkeit raunte er ihm ins Ohr: „Komm hinweg von diesen Kanaillen! Wir zwei beide allein sind einander würdig. Versenken wir uns in die Alten, die göttlichen Alten!"

„Na, hast du genug einen Narren an ihm gefressen?" brummte eine weinvolle Stimme. „Dann darfst du dich wieder setzen." Dies war der beaknnte „falsche Kunitz", der aus weiter Ferne dem echten großen Kunitz täuschend ähnlich sah, in der Nähe allerdings als besondere Kennzeichen nur eine rote Nasenspitze und verschwommene Kateraugen aufwies. Ein wohlhabender sächsischer Spießbürger, wählte der falsche Kunitz zum Lebenslauf eine treue Kopierung seines Abgotts, des genialen Bühnenkünstlers Kunitz, dem er wie Hund und Schatten folgte, zu jedem Dienste bereit. „Geist ist überhaupt ein schlechter Mensch. Daran ist nicht zu tippen, darüber jibt's nischt. Seit neunzehn Monaten drei Wochen fünf Tagen — ich hab's in meinem Kontobuch unter Passiva notiert — schuldet mir dieser deutsche Dichter ein Freiexemplar seines letzten Buches mit eigenhändiger

Widmung. Aber wer nicht Werda macht, ist der hohe Herr. O Meister, Sie kränken mich tief und innig." Sprach's und schlief stantepede ein, Kopf auf den Armen über der Tischplatte. Die Sitzung dauerte schon acht Stunden und auch das tapferste Wollen nimmt endlich ein Ende. Mit schnöder Verachtung schaute der echte Kunitz auf ihn nieder: „Da lieg', schlingernder, schleckernder Lurch! Wigelaweia, eia! Schlaf', Kindchen, schlaf, du bist ein rechtes Schaf." Er unterbrach sich und starrte Geist entgeistert an. „O Mensch, Bruder, deine Augen! Freunde, Römer, seht diese blauen Augen! Welche Milde, welche Güte, welch ein abgrundblauer See!"

Dies mißfiel jedoch einer hinterrücks schielenden Persönlichkeit, die andächtig an Kunitz' Seite zu kauern pflegte und mehr für hintere Regionen hinter den Kulissen bestimmt schien. Teils Börsenagent, teils Doktor Philadelphiae, weihte auch er sein Leben der hohen Bestimmung, hinter dem großen Künstler Kunitz hintennach zu wandeln auf Schritt und Tritt. Wahrhaft große Künstler halten sich stets eine Garde solcher Leibsklaven, die bei jeder Aufführung aufzumarschieren und spontane Hingerissenheit des unabhängigen Publikums zu markieren hat. Christian Kunitz hatte dies freilich nicht nötig, das ganze Theater raste, wenn er bei Laune und nicht angetrunken war. Denn sein Temperament besaß etwas Elementares. Obschon ungebildet genug, fehlte es ihm nicht an tieferem Auffassungsvermögen. Seine natürliche Begabung befähigte ihn, dichterische Intuitionen nachzuempfinden. Und so ließ sich nicht leugnen, daß er kein gewöhnlicher Kulissenbeißer und

Bühnenbrüller, sondern eher eine Neuauflage des verbummelten Kean war. Hier lebte sich kein Geist aus, aber eine Natur. Der naive Philister pflegt solche Natur genial zu nennen und ungezogene Selbstsucht nennt er dämonisch. Vielleicht ganz heilsam, daß derlei Pseudogenialität dem Pöbel, blind für alles wirklich Geniale, wenigstens ein Surrogat des Genialischen zur Anschauung bringt.

„Aber, Christian!" krächzte der Satellit mit süßlicher Eunuchenstimme, „du machst uns ganz eifersüchtig!" Seine hingebende Freundschaft war unnennbar, aber ach! so unerwiedert.

„Eifer—süchtig?" hauchte sein Abgott mit hohler Grabesstimme, unheimlichen Bühneneffekt tragisch vorbereitend. „Das wagst du zu wimmern, winselnder Wicht? Wer warf neulich den Lorbeerkranz zu kurz, so daß er ins Parkett zurückfiel und unheiliges Lachen erscholl? Wer krähte neulich zu früh ‚Christian, Christian! Kunitz, Kunitz!', als die Scene noch nicht zu Ende war, und erweckte zum andern Mal kein heiliges Lachen? Und du willst hier noch eine Lippe schwingen, wenn zwei Männer — M ä n n e r, verstehst du — als Geistesgenossen klassische Gruppe bilden? Hebe dich weg von meinem Angesicht! Nicht mehr nahe mir, nichtiger Nullerich! Auf zwanzig Tage seist du verbannt — bis zur Stunde, wo ich meine neue Bombenrolle kreire!"

Diese Behandlung war aber nicht nach dem Geschmack eines Doktor Philadelphiae. „Ja, dazu sind wir dir gut genug. Aber das lasse ich mir nicht gefallen —"

„Ich gebiete dir, mich zu Siezen. Wo Männer sich

duzen, schweige, schmiegsames Weib. Komm, Geist, wandeln wir über diese Jammerleiche hinweg! Geist und Natur sind eines nur! Entfleuch, elender Erdenwurm!"

Wütend fauchte der gemaßregelte Sklave, denn auch der getretene Wurm krümmt sich: „Wenn ich künftig Ihre Börsengeschäfte leiten soll, Herr Kunitz —"

Zerschmetternd blitzte der Zorn des Zeus, unvorsichtig geweckt an wundester Stelle. „Und das wirfst du mir in die Zähne, scheußlich schleimiger Schlemmer? Wer hat mir faule Sachen aufgehalst, wer hat Differenzeinwand nicht erhoben, wo nötig? Du! O ich schulde dir schändlichen Dank! Nimm das und das, listig lausiger Lump!" Und ein Faustschlag streckte den schlotternden Philadelphen zu Boden. Mächtiger Tumult.

„Aber, Christian, Christian!" Der ritterliche Wirt pflanzte sich als edler Römer und Rausschmeißer auf. „Herr Doktor, verlassen Sie das Lokal! Ich mache Feierabend! Sie sehen ja, Christian ist toll und voll!"

„Ich werde klagen wegen tätlichem Angriff — wegen Injurien werde ich klagen," heulte der Unglückliche, seine Gebeine zusammensuchend, indem er sich unter Weinstocks gütlichem Zureden zur Türe hinausstahl. Der falsche Kunitz erwachte einen Augenblick und stammelte: „Juden raus!", worauf er wieder selig entschlief. Aber der echte Kunitz stand kühl und großartig da als Koriolan und deklamierte, daß die Wände zitterten: „‚Ihr mich verbannen? Ich verbanne euch!' Bah, der kommt morgen schon wieder! Man muß die Menschlein in Zucht halten, drei Schritt vom Leibe, Pathos der Distanz!" Geist zweifelte durchaus nicht, daß sich morgen

alle gegenseitig für Ehrenmänner erklären würden. Er verhielt sich völlig passiv und vergalt Kunitz' Zärtlichkeit mit gelangweilt eisiger Miene. In diesem Augenblick erschienen neue Gäste auf der Bildfläche, bei deren Anblick der neue Kean grollend ausrief: „Da kommen die allerwärmsten Brüder! Hohe obrigkeitliche Ueberwachung!" Und völlig nüchtern raunte er Geist ins Ohr: „Die lieben Kollegen kommen mal nachsehen, ob ich mich anständig aufführe. Morgen werden sie durch alle Kulissen klatschen. Hier wird die Luft zu unrein. Lebewohl, o Brutus, bei Philippi sehen wir uns wieder!" Er meinte nämlich eine Première von Philippi, wo der Geist Kotzebues erscheinen sollte.

Die Neuankömmlinge, Schauspieler und Bühnenagenten, schnüffelten ihm nach, als er mit barschem „Mahlzeit!" an ihnen vorbeischritt. Die heiße kollegiale Liebe der Mimen für einander bewog Kunitz' Genossen, häufig seine Sauforte zu inspizieren, um nachher mit tiefem Bedauern einige Winke darüber an geeigneter Stelle einfließen zu lassen.

„Herrgott, Meister!" streckte ein liebenswürdiger, hübscher Herr beide Hände Geist entgegen. „Welch glücklicher Zufall! Heut noch dachte ich an Sie und die schöne alte Zeit! O dies Leben, wie reißt es die besten Freunde auseinander!"

Geist blieb äußerst kühl. „Hm, wenn Sie solche Sehnsucht nach mir empfanden, konnten Sie sich ja melden."

„O, man will nicht stören. Man weiß nie —"

„Wahrscheinlich. Deshalb sandten Sie nicht mal beim Tod meines Vaters ein Beileidschreiben."

„Ich — ich — ah, ich habe keine Anzeige erhalten!"

„Wenn ich an alle, die je bei uns verkehrten, hätte Anzeigen schicken wollen, so hätte Podbielski ein eigenes Postamt errichten müssen. Es schickte sich für Sie, mein Lieber, nach so viel genossener Gastfreundschaft ein Lebenszeichen zu geben. Sie halten ja so auf gute Formen. Es fiel mir auf, doch — bei Schauspielern nimmt man's ja nicht so genau."

„Bei ‚Künstlern', allerdings," verbesserte der Histrione. „Unter uns Künstlern sollte man nicht auf leidigem Formenquark bestehen. Wenn's Herz nur gesund ist! Ach, was ich sagen wollte, mein Alter, Ihr habt doch eine Villa und da steht jetzt sicher eine Etage leer. Ich möchte zu Euch herausziehen, um still für mich meinen Studien zu leben, ich musiziere, wie Sie gehört haben werden. Und da dachte ich: das ist wie von Gott gesandt! Freund Geist wird —"

Mich halbumsonst wohnen lassen, aha, das war die plötzliche Sehnsucht. Alles, was zur Bühne gehört, leidet an einer Art moral insanity. Selbstsucht und Eitelkeit steigern sich hier zu förmlichem Blödsinn, der nur sich in der Welt sieht und einfach staunt, wenn man Rücksicht auf Nebenmenschen von ihm erwartet. Wieso denn? Haben kleine, aber bösartige Kinder nicht das verbriefte Recht, nach jedem Fraß und Spielzeug zu begehren? Wozu sind die Erwachsenen sonst da?

Geist brach kühl ab: „Ich fühle dazu kein Bedürfnis. Was macht übrigens unser gemeinschaftlicher Freund aus jener alten Zeit?" Er nannte einen Mimen, der nebenher ein wirklicher Poet war.

„Ach, der hat soeben seinen dritten Selbstmord ver-

übt. Diesmal auf Urlaubsferien im Schwarzen Meer — ausgerechnet, wohl wegen der Druckerschwärze. Die Reklame zieht nicht mehr, ist schon veraltet. Ja, das Dementi ist schon da, unter Telegrammen. Gestern tot, heut auferstanden ... Zum dritten Mal."

„Unwiderruflich letztes Benefiz!" brummte Geist. „Was wollen Sie! Andere feiern dafür mehrmals ihren 70. oder 80. Geburtstag. Der eine so, der andere so, jedem Bühnentierchen sein Pläsierchen." Und sinnend fuhr er fort: „Wenn er nur den alten Adam ersäufte! Der Mensch ist mir ein wertvolles psychologisches Objekt. Sein Dichtertum mag man ihm antasten, aber nur nicht seine Schauspielerwürde, dann wird er fuchsteufelswild. Als ich ihm mal auseinandersetzte, der Dichter sei der Feldherr, der seinen Untergebenen, den Mimen, ihre Feldzugsrollen zuweise und pünktliche Wiedergabe seiner Befehle verlange, schnob er Rache über solche Entwürdigung. Da hat man ein klassisches Beispiel, daß an euch Hopfen und Malz verloren ist. Dichtereitelkeit verkriecht sich vor solcher allverzehrenden Mimendreistigkeit. Ein unleugbarer Poet und fragwürdiger Schauspieler, der sich mehr auf seine Bühnenmätzchen als seine guten Verse einbildet, c'est le comble."

Der andere lachte gezwungen. „Sie aber auch! Sie haben heut Ihren guten Tag. Immer noch so gallig wie früher! Man sagt doch seinen Nebenmenschen nicht solche Sottisen ins Gesicht."

„Hehe, ganz Ihrer Meinung, Meister!" fiel aber eine heisere sächselnde Stimme ein. Mit mehreren schneidigen Bücklingen stellte sich Michael Kornmann ein. Dieses war der Nationaldichter des Königreichs Sach-

sen, er „dichtete“ in allen Mundarten dieses sprachschönen Stammes, von Drädn bis zum Vogtland. Ritter hoher exotischer Orden von Bulgarien, Serbien, Montenegro und der Republik San Marino, Ehrenbürger des Fürstentums Monaco, Cavaliere eines italienischen Piepvogels, weshalb man ihm den schlichten allgemeinen Titel „Cavaliere d'industria“ anhängte, aber vor allem königstreuer dekorierter Sachse voll sittlichster Entrüstung über Giron XXI und die kronprinzliche Nora, spann Michael seinen Lebensfaden gedeihlich weiter von Orden zu Orden. Kein Talent, doch ein Charakter. Die dekoriertesten Dunkelmänner der deutschen Literatur, die auf jedem Schriftstellertag mit weißen Falken und anderm Getier um den Hals herumlaufen und achtungsvolles Staunen des Publikums durch solche handgreiflichen Beweise besonderer Tüchtigkeit auf sich ziehen, grüßten ihn als ebenbürtig. „Eiherrjeses, die Herrn Bühnenkünstler! Däs weeß ich Sie doch! Als ich noch Bühnenagent war — aber ne, da sitzt ja Kränkel! Was, Meister, solche Subjekte werden hier zugelassen?“ raunte er mit Bühnengeflüster. An einem Nebentisch schwadronierte nämlich der fettleibig schwabbelige Kommissionsrat Kränkel, ein für höhere Kommissionen in Bühnenunterröcken beliebter Hebräer, der soeben von der ‚Hütte‘ herüberkam, um Kunitz zu bewundern, was ihm vorbeigelang. Soeben hob er sein Glas und quäkte zu Geist hinüber: „Prost! Ich erzähle eben, wie Sie bei der Cholera in Hamburg immer im Tran saßen und den ganzen Tag Kognak genehmigten, um Ihr kostbares Leben zu erhalten!“

„Ach, bleiben Sie bei sich, Herr Rat! So entstehen

Legenden. — Na, was is denn wieder los? Zu welchen ‚Kommissionen' hat er ‚geraten'?"

„Sie wissen doch, daß er jede Anfängerin, die ein Engagement bei ihm sucht, niederknieen läßt: ‚Da küß' die Hand, Sklavin!' O Gott, wenn es bei der Hand bliebe!"

„Zwischen Lipp' und Kelchesrand!" summte Geist. „Kann mir denken, ersparen Sie mir intimere Details! Meine Phantasie ist ausreichend und selbst des seligen Graef ‚Märchen' sah ich gleich in richtigem Verhältnis. Ein Schluck dem seligen Andenken Bertha Rothers!"

„Rother! Graef! Die Namen muß ich schon mal gehört haben!" Michael rieb sich verwundert die Stirn. Die in der Nähe sitzenden und andächtig überallhin lauschenden Provinzialen kicherten. Die Provinz hat ein treueres Gedächtnis, ihr Gesprächsstoff zehrt anhänglich von den Sünden der Residenz und Sodoms Ende. Aber in Berlin sinken die dicksten Skandale in den Orkus der Vergessenheit. „O dies Nest hier ist ein Lasterbabel!" versicherte Michaels chronische Heiserkeit, er mußte es wissen. „Wir Wilden sind doch bessere Menschen, weeß Knebbchen. Deutsche Treue, deutsche Tugend, deutscher Wein und deutscher Sang — darf ich Ihnen mein neues Bardenlied auf unser allerhöchstes Wettiner Königshaus rezitieren, Meister?" fragte er boshaft. Allgemeines Entsetzen. „Na, ich bin ein guter Kerl und riesig human. Bleiben Sie bedeckt! Aber dieser Kränkel! Sie kennen meine Freundin Matuschka, ein unbeschreiblich anständiges, keusches Mädchen!" Geist hüstelte. „Ach, Sie sind auch heiser?! Ich begrüße das

als einen schönen Zug bei Ihnen. Ja, Meister, unbeschreiblich ist es, was Kränkel ihr angetan!"

Und er wollte eben über seinen alten Konkurrenten eine Schauermär zum Besten geben, während Kränkel drüben allerlei Kontokurrentliches über Kornmann seinen erfreuten Zuhörern auspackte, als ein Provinziale mit langwallendem, schwarzem Bart auf Geist zutaumelte. Er hatte mit Ernsicht Gottlieb Ludewig, der schon eine Weile schnarchte, Brüderschaft getrunken und ihm unter Tränen anvertraut, daß die Juden ihn mal auf offener Straße verhauen hätten. „Mein Herr," flüsterte er geheimnisvoll unter grotesken Verbeugungen, „ein Wort im Vertrauen! Ich sah Sie vorhin mit dem handfesten Herrn, der einen Stammgast so kraftvoll hinauswarf —"

„Das war der Hausknecht aus Nubierland!" quiekte Kränkel. „Ich erkenne ihn."

„Ex ungue leonem! Das kann nur Kunitz gewesen sein!" freute sich Geists Freund, der gebildete Schauspieler. „Nicht wahr? Ich wurde aus dem Tumult nicht klug. Leider kamen wir zu spät." Und er notierte sich glückstrahlend den Fall, eilte zum Wirt, um Näheres zu erfahren.

„Keilerei und Tanzvergnügen!" brüllte Buchsbaum, jählings aus dem Schlaf des Gerechten erwacht. „Juden 'raus! Aber etwas plötzlich!"

Doch der Mann mit dem schwarzen Barte, der selber verdächtig danach aussah, als habe er sich mit Jordanwasser gewaschen, brüllte noch lauter: „Kunitz? Habe ich doch recht gehört? An Sie, mein Herr, wollte ich

die Gewissensfrage stellen — war dies leibhaftig der große Kunitz?"

„Er war es... leibhaftig!" bekräftigte Geist ernst und feierlich.

„Siehst du, Mutter, so sind wir nicht umsonst nach Berlin gekommen!" wandte sich der Schwarzbart an seine stattliche Ehehälfte, die sich kannibalisch über dies Treiben der großen vornehmen Welt zu amüsieren schien. „Hast du gehört? Kunitz war es, der große Kunitz! Und Sie, mein Herr, ich hörte da immer 'was von Geist und dachte mir nichts dabei... aber sind Sie, sind Sie wirklich —?" Er hatte zwar sein Lebtag den Namen höchstens Mal irgendwo in der Zeitung gelesen, aber das macht nichts. Man muß auf dem Laufenden sein.

„Ja, ich bin natürlich ich!" versetzte Geist würdevoll, der nun auch schon an der Majorsecke anlangte, wo die Betrunkenheit anfängt.

„Sie sind ein treuer deutscher Mann und ein großer Stiesel!"

„Er ist es, Mutter! O so habe ich nicht umsonst gelebt! Ich habe den großen Kunitz gesehen, wie er so leicht mit der Hand ist, und der heilige Geist hat mich so recht freundschaftlich einen großen Stiesel genannt. Komm hernieder, o heiliger Geist!" Damit fiel er der Länge nach hin und riß im Fallen mehrere Flaschen um. Grade schlug es Mitternacht, die Geisterstunde.

„Schadt nichts, beunruhigen Sie sich nicht, gnädige Frau, kommt alles auf die Rechnung!" tröstete Weinstock, während diese neue Leiche entfernt wurde. Kunitz und Geist setzte er auch auf die Rechnung, mit allgemeiner Preiserhöhung. „Jetzt aber muß ich alle lieben

Freunde und Verwandten bitten... so viel Schlafdroschken gibt's ja gar nich... Buchsbaum, geh' zu deine Mama, es ist die höchste Eisenbahn!"

Allgemeiner Exodus erfolgte. Schon früher wankte Frau Weinstock, die vollgeladen hatte, majestätisch zur Tür hinaus. „Na, komm du nur nach Hause, Henri! Auf deiner Bude herrscht heut eine Zucht! Wir sprechen uns noch!"

„So ist's, Mutter Weinstock — pardon, allergnädigste Frau!" lallte Gotzkowski der Mediziner, indem er ihr seinen Arm anbot und sie gravitätisch an die freie Luft geleitete. „Hier wäre chirurgischer Eingriff nötig!"

Aber Ernscht Gottlieb Ludewig blieb unerschüttert als deutsche Eiche und ihre Zweige rauschten: „Ich schmeiße 'ne neue Pulle Sekt! Ihr seid ja doch alle Nassauer! Nassau liegt in Hessen. Ich bin ein blinder Hesse, versteht ihr? Juden 'raus! Und was wird dann aus meinen illegitimen Söhnen?" Er weinte bitterlich. „O auch ich, ein teutscher Mann, fiel in Delilas Schlingen! Ich arbeitete in Rassenmischung, wehe mir! O Bastardgeschlecht!"

„Droschke holen!" befahl Weinstock. „Jetzt kommt die Krisis. Wenn er weint, wird's sengerig!"

In der letzten Zeit hatte sich ein einsamer Gast in einen leeren Winkel gesetzt und schmauste hastig Austern, indem er mit erstauntem Widerwillen diese Höllenbreughelei betrachtete und offenbar mit sich zu Rate ging, wie er am schnellsten entkomme. „Oh, wie geht's Ihnen denn, Mister Luchaway?" grüßte Geist ihn unvermutet auf Englisch. Der Herr sah sehr sauber, hübsch und vornehm aus, sein unangenehm kaltes und blasiertes

Wesen verwischte aber bei näherem Besehen den günstigen Eindruck.

„Oh, Mister Geist," verneigte er sich sehr höflich, indem er Buchsbaum fixierte. „Lange nicht gesehen! Sie hier in solcher Gesellschaft?" Der Mann war völlig unbekannt nach Berlin gekommen, hatte sich an Geist durch den bekannten Timeskorrespondenten empfehlen lassen und sehr dringend seinen Verkehr gesucht. Bald darauf heiratete er eine adelige preußische Dame von hohen Konnexionen und installierte sich sozusagen als privater Vertreter von England, bekam unerklärlicherweise auch einen englischen Hoftitel, kehrte mehr und mehr den eingebildetsten Britendünkel heraus. Seine deutsche Frau sekundierte ihm wacker und warf Geist mal ins Gesicht: „Ja, tun Sie nur so! Wenn Sie nur Engländer sein könnten! Das wäre Ihnen am liebsten. Ich fühle mich ganz als Engländerin!"

Geist verlor den Mann aus dem Gesicht, hatte ihn nur nach vollen fünf Jahren um ein kostbares Buch mahnen müssen, das er mal in London beim Antiquar erstand und an Luchaway geliehen hatte. Eine bezeichnende Vergeßlichkeit.

„Ich schneie rein zufällig hier herein, komme von einem Ball und wollte noch rasch ein paar Austern schlucken. Hätte ich geahnt —"

„Ach, seien Sie so gut! Hier sind lauter feine Leute. In England säuft man wohl nicht? Das erzählen Sie andern. Und die vielen sinnlos Betrunkenen an jeder Straßenecke in Sonnabend Nacht, die dann Sonntag früh in der Kirche ihren Rausch ausschlafen, fand ich

im frommen Schottland und nicht im unfrommen Berlin."

„Sind Sie immer noch so patriotisch?" näselte der Brite kühl. Sein Tonfall hatte etwas unsagbar Verletzendes.

„Haben Sie was dagegen?"

„O durchaus nicht, ich freue mich nur. Nach Ihren vielen Reibereien mit Militärs und Konservativen dachte ich im Gegenteil —"

„Daß ich Wasser auf Ihre Mühle triebe? Sie sollten doch endlich deutsche Verhältnisse kennen, Zeit genug hatten Sie dazu. Wir zanken uns untereinander, querelle Allemande, aber dem Ausland gegenüber sind wir —"

„Alle gleich grob und übermütig, nicht wahr? Der Bismarcksche kalte Wasserstrahl kann aber auch mal von anderswohin appliziert werden. Man ist bei uns in England längst entschlossen, dem deutschen Hochmut einen Dämpfer aufzusetzen. Wem verdankt denn Deutschland, daß es ein Reich geworden ist? Uns, weil wir es geduldet haben. England hat sich selber einen Knirps zum Riesen großgezogen, immer Preußen aufgepäppelt, im siebenjährigen, im Befreiungskrieg —"

„Sie vergessen wohl, weil wir Englisch reden, daß ich Deutscher bin? Ich verbitte mir solche Redensarten. Wie Friedrich der Große und Gneisenau über englische Hilfe und falsche Freundschaft dachten, mögen Sie selber nachlesen." Aber der Urdeutsche, Buchsbaum, die blonde Bestie, erhob sich soeben zu voller Höhe und stellte sich dem Briten vor: „Ernscht Gottlieb Ludewig! Wer sind Sie, freundlicher Nachtschwärmer?"

Der Brite antwortete nicht und stierte ihn mit öder, arroganter Unnahbarkeit an, in der ja diese Insulaner Meister sind. „Der Herr ist wohl nicht ganz normal?" fragte er Geist auf englisch.

„Normalschule, Dutzendmenschen, Juden fliegen hier alle 'raus!" brüllte die blonde Bestie. „Hier beginnt das dritte Reich, das dritte Geschlecht, die Uebermenschen!" Damit warf er eine Flasche durchs nächste Spiegelglas und wäre lang hingeschliddert, wenn Weinstock ihn nicht abgefaßt und mit Hilfe zahlreicher Mannschaft zur Droschke geleitet hätte. „Deine gefälschte Rechnung kannst du morgen in meinem Komptor präsentieren," lallte der gefällte Recke. „Ich protestiere jedoch gegen sauren Hering. Letztes Mal hast du mir Hering mit Gurke berechnet, diesen Wechsel lehne ich mit Protest ab. Geist werde ich zum Gabelfrühstück aufspießen. Was kostet der Spaß? Das ist ein heimtückischer Schleicher, nüchtern wie Schuhwichse, trinkt heimlich Wasser. Soeben verrät er das Deutsche Reich, unser herrliches Vaterland, an das perfide Albion, das sich mit seinem Stolze brüstet." Hier erfolgte eine Eruption. Der Seekranke sank schief in die Wagenpolster und lallte: „Schuhwichse!"

„Legen Se'n man 'rin!" meinte der Droschkenkutscher hilfreich. „Ik wer' ihm schon abliefern. Kenne seine Schlafstelle. Aber versaut hat er sich schonst, und wat een richtiges Trinkjeld is, damit is et bloß Essig. Dann dut er so: ‚Hier zwanzig Märker', und nachher sind's ruppige fünf Pfennige! Frech wie'n Aal. Dir kenne ick doch, Bruder? Man so dun, aber schmutzig is er. Und ick bitte mir Fahrtaxe und Trinkjeld von Sie

aus, wat seene Saufbrüder sind, dann wer' ick ihm zu Bette bringen. So'n Aas! Das Uebermensch, sagt er, is er! Aber'n Uebertrinkjeld is nich. Wir Jenossen von die Sozialdemokratie verstehen so'n Zimt, wir wollen unser Bürjerrecht, verstandeh=wuh, det Recht uf Arbeit un' Trinkjeld."

Mit diesem philosophischen Tiefblick schloß das freundliche Nachtstück. —

IV.

Wieder kein Brief aus Lugano! Trotz seiner tiefverekelten Stimmung wanderte Geist am andern Nachmittag den gleichen Kriegspfad und suchte den Weinberg des Herrn bei Henri Weinstock. Dieser alte Zecher empfing ihn wie ein neuer König von Thule, dem die Augen niemals übergingen. „Halloh, scharfe Sitzung gestern! Schon wieder auf dem Damm? Da sieht man, was ein Mann von Geist fertig bringt. Die Alte Garde übergibt sich, aber sie stirbt nicht!"

„Wünsche wohl geruht zu haben!" streckte ihm Kunitz mit tragischer Gebärde die Heldenrechte entgegen. Er spielte heut den Hamlet und saß als melancholischer Dänenprinz, beide Arme aufgestemmt und die Denkerstirn in den Händen, schweigsam da. Daß er fett und kurz von Atem sei, ließ sich ihm nicht absprechen. „Der Rest ist schweigen!"

„Oho, saufen oder nicht saufen ist hier die Frage!" animierte Weinstock seine Gäste und ging mit ermunterndem Beispiel voran. Heut Nachmittag war eine andere Serie von Stammgästen an der Reihe. Eine Menge Champagneronkels und Versicherungsagenten schnellten kunstgerecht von ihren Sätzen empor und schnarrten Geist an: „Hatte früher den Vorzug — habe die Ehre — gestatten, mein Name ist" — sämtlich Leutnants a. D., Hauptleute der Landwehr, meist von Adel. Einer be-

kannte sich sogar zum Baron und stellte die Behauptung auf, daß er Geists Vater in der Schlacht bei Wörth gesehen habe, verwickelte sich aber in lokale Widersprüche. Lauter dunkle Ehrenmänner von verschiedener Schattierung, der sehr gemütliche Baron schillerte schon ins Aschgrau. Dann schwankte ein wahrer Koloß herein, früher Gardehauptmann, der heut als Witzblattverfertiger seinen Beruf verfehlte. Den allgemeinen Ausbruch des Entzückens über seinen gesegneten Eintritt beantwortete er dröhnend: „Vergelt's Gott! Halt's Maul, den Rand, den Schnabel! Heut muß einer hin werden!" und erzählte sofort eine massive Cochonnerie. „Paßt Ihnen wohl nicht, Herr Freiherr v. Geist? Sie sind mehr fürs Sittliche und Ernste."

„Gott bewahre! Je pikanter, desto besser! Neulich traf ich Ihren Herrn Schwager, den Maler." Er wußte, daß der reckenhafte Haudegen dann immer etwas stiller wurde.

„So, der! Wir verkehren nur noch per Rechtsanwalt. Na, nichts für ungut, lieber Doktor, wir alten ramponierten, verkrachten Existenzen a. D. sind natürlich verteufelt geehrt, mit großen Geistern saufen zu dürfen. Der große Kunitz scheint Trübsal zu blasen?"

„Stören Sie ihn nicht, er hat bloß den Hamletkoller. Das gibt sich!" tröstete Henri der edle Römer.

„Wer redet hier von Tropenkoller?" Soeben marschierte eine neue Serie auf, die Kolonialgrößen, sozusagen die Travailleurs de la Mer. Leutnants, Unteroffiziere, Beamte aus Afrika und Kiautschou, mehr oder minder gebräunt, ostasiatische Kaufleute, mehr oder minder schwindelhaft, wählten diese berühmte Weinstube

zu ihrem Lagerplatz. Sobald sie antraten und mit der andern Serie Verbrüderung gefeiert, servierte man einen Kolonialimport von kaltem Aufschnitt, höheres Jägerlatein, gepfefferte Falstaffiaden, daß die Balken sich bogen. So lag ich und so führt' ich meine Klinge. Ein Chorus stimmte an: „Ten little Nigger Boys", worauf ein sehr brauner Herr eiligst erzählte, wie schon die schwarzen Säuglinge in Kamerun sich selbst ernähren und ausreichende Speisung finden. „Sie klettern von der Mutterbrust direkt auf den Kokosbaum. Wie ich Ihnen sage, meine Herrn, solchen gesunden Naturburschen wollen wir 'was lehren? Haben Sie schon mal deutsche Knaben gesehen, die auf eigene Kosten leben? Ich nicht."

Dann erzählte ein stämmiger Unteroffizier, wie er mal einen Häuptling gefangen habe, den er beim Beknabbern von Menschenknochen überraschte. Ein Leutnant sprach geheimnisvoll von Pfandweibern und Nilpferdpeitschen. Ueber Peters waren die Meinungen geteilt, aber Leist als wirklicher kgl. preuß. Assessor genoß lebhafte Sympathien und keine Meinungsverschiedenheit waltete über Sr. Durchlaucht den Prinzen Arenberg.

„'S is 'ne Gemeinheit," nickte der frühere Gardehauptmann mit Bärenbeißerbaß, „wie die Zeitungsschmocks den hohen Herrn mit Kot besudelt haben. Solch ein hochgeborener feiner Mann steht über dem Urteil der Kanaille." Dabei blinzelte er so gemütlich mit seinen gutmütigen Triefaugen, daß man nicht wußte, ob er sich nicht über sich selber lustig machte.

„Ach, gehen Sie, Bruderherz!" stöhnte der Baron. „Respekt vor altem Adel ist unmodern. Ich bin der

Letzte meines Stammes, das schwant mir schon lange. Die Herrn Genossen und Schnapsbrüder mit Ballonmützen werden mit unsern Wappen schon aufräumen. Und, ehrlich gesagt, viel war ja auch nich dran. Baron hin, Baron her, ich bin ein moderner Mensch und pfeife was drauf. Mammon is das einzig Wahre." Die Champagneronkels und Versicherungsagenten wollten zwar remonstrieren, fühlten sich in ihrer Würde verpflichtet, Feudalität gar herrlich zu offenbaren, aber der Gardehauptmann stimmte bei:

„Is richtig. Ob eener einen ellenlangen Stammbaum hinter sich herschleppt oder bloß so'n Apothekerwappen mit dem Pelikan, beides ist Plunder. Als ich noch Prinzessinnenvortänzer war —" Und nun stieg der Kantus dieser berühmten Geschichte, steifleinen war sie nicht. Doch wie ergötzlich, daß diese beiden verlumpten Barone sich über ihren wirklichen Adel lustig machten, während die kleinen a. D. sich schneidig von solchen demokratischen Anwandlungen fernhielten! Ein neuer Gast hatte sich an einem Nebentisch niedergelassen und stürzte hastig einen Schoppen herunter, nur im Vorbeigehen hereingeschneit. Als er aufbrach, fixierte er Geist, grüßte und stellte sich vor: „Dr. Gerhart Lebrecht Storch, M. d. R. Hatte die Auszeichnung bei Frau v. Ornhein, jetzigen Frau Generalin v. Tetzelnau."

„Jawohl, Herr Doktor. Stehen Sie noch mit der Dame in Verbindung?"

„Ne! Sitzt ja jetzt in bewußter Provinzresidenz, macht dort das erste Haus."

„Das war immer ihr Ideal... selbst wenn's sonst im Hause drunter und drüber geht!"

„Verstehe vollkommen, bin informiert. Der Herr General haben da von früher her noch ein festes Verhältnis sitzen — auch sonst 'ne feine Familie — Söhne wegen Schulden geschaßt, Fräulein Töchter etwas kompromittiert — na, die gnädige Frau Stiefmama hat's wohl alles in Ordnung gebracht, schwer Geld. Ihr eigenes Söhnchen, der Bonner Borusse, kommt so in die feinste Gesellschaft, hat's beste Vorbild ..." Er sprach mit einiger Giftigkeit. „Unter uns, wenn solch 'ne olle Schachtel ihren Rappel kriegt, dann schaut nichts Gutes dabei heraus. Doch, pardon, Sie hörten ja wohl Direktes? Sie war doch Hausfreundin bei Ihren verehrten Eltern, denen ich mich dringend zu empfehlen bitte. Oh, pardon, pardon, vergaß, Ihr Herr Vater ist tot ... wie konnte ich nur ... in Berlin vergißt man doch rein alles!"

„So sehr, daß man oft auch die Lebenden für tot hält! Nein, ich weiß nichts. Sie brach alle alten Verbindungen ab."

„Verstehe vollkommen, waren alle gegen die Heirat, rieten ihr ab. Der Mann ist ja jünger als sie und dazu dieser üble Ruf ... natürlich nur aufs Ganze gegangen, die volle Tasche. Bah, die Weiber sind doch alle gleich. Wollte durchaus einen General haben, nun hat sie ihn. Auf Wiedersehen, verehrter Herr, ich muß in den Reichstag, unsere Partei hat ein wichtiges Interesse — doch das werden Sie ja aus der Presse ersehen. War mir äußerst angenehm."

Und der wichtigtuende Streber enteilte. Geist versank in finstere Gedanken. Dieser Leberecht hatte sich natürlich auch geschmeichelt, die reiche Witwe zu fangen,

und ihr die Cour geschnitten. Da kannte er sie schlecht, unter Adel tat sie's nicht. Das wäre nun eine einfache simple Geschichte: die Angejahrte, die sich von schneidigem Lebemann ködern läßt und nachher ihr Elend besieht. Aber sie benahm sich zu skandalös. Erst aus Wut, daß ihre wahren Freunde ihr vorhielten, sie habe sich mit ihrem erwachsenen Sohn zu begnügen, dann aus Scham, daß jede böse Prophezeiung sich erfüllte, warf sie all ihre alten Beziehungen über Bord. Nachdem sie jahrelang jeden Sonntag bei Geists zugebracht, fand sie es möglich, beim Tode von Geists Mutter nicht mal ein Beileidsschreiben an ihn zu richten. Nun, auch das wäre noch nichts als einfach: eine gemütlose Närrin, die mit lächerlichem Johannistrieb sich einer Uniformpuppe an den Hals wirft und diesem traurigen Götzen jeden Anstand opfert. Aber sie war nicht gemütlos, war keine Närrin, sondern eine nicht gewöhnliche, nur etwas excentrische Frau mit entschiedenen geistigen Interessen und voll gutmütiger Herzenswärme. Sie hatte Geists Eltern aufrichtig verehrt und Geist selber so viel Freundschaft bezeugt, daß bei einigen der lächerliche Verdacht auftauchte, sie inkliniere nach dieser Richtung. Das würde freilich, wenn solcher Gedanke ernst zu nehmen gewesen wäre, für Geist sehr peinlich gewesen sein, da er ohnehin nicht frei war. Jedenfalls trennte sie sich von ihm bei ihrer Abschiedsvisite mit schwer verhaltener Bewegung, Tränen in den Augen. Man hatte ihr aufrichtig alles Gute gewünscht und sie in ihr Verderben rennen lassen, weil sie es so wollte. Aber daß sie in ihrer Verblendung von dieser faulen Generalsfamilie sich derart monopolisieren ließ, daß sie alle edleren Ge-

mütserinnerungen erstickte und ganz im frivolen neuen Milieu aufging, liefert den untrüglichen Beweis, daß Art nicht von Art läßt, daß man von Adelskreisen immer nur die gleiche hohle Aeußerlichkeit zu erwarten hat. Die sogenannte gute Gesellschaft bleibt immer im gleichen Bannkreis seelischer Verdorbenheit, und wer ihr verfällt, ist unrettbar für Besseres verloren.

„Das ist zum Kathol'sch oder Sozialdemokrat'sch werden!" wetterte der dunkle Baron laut, als der Gardehauptmann soeben eine Geschichte höfischer Ungerechtigkeit zum Besten gab. „Kinder, wir taugen ja alle nix! Darüber müssen wir uns doch klar sein. Ob freilich die Herrn Genossen, Gevatter Maurer und Handschuhmacher, das Höhere sind, das mag der liebe Herrgott wissen!"

In der Pause, die auf solche unpassende Beichte entstand, hörte man einen Gewürzhändler aus Java, der wie ein abgestochenes Mastschwein schwitzte und prustete, in Kunitz' Ohr quieken: „Ich sag' Ihnen, deliciös! So 'ne kleine Braune — appetitlich zum Auffessen! Das wäre was für Herrn Kunitz! Eine Gastspieltournee um die Welt und all ihre Schönheiten!" Er leckte sich buchstäblich die Finger und schmatzte vor Inbrunst, indem er weitere Kolonialerotica auspackte, souverän erhaben übers deutsche Strafgesetz. Doch Kunitz reagierte mit keiner Silbe, sondern warf nur plötzlich seine blonde Mähne zurück und deklamierte mit gruselmachender Donnerstimme: „Aber unter den ragenden Höhen lauert der tiefe, der donnernde Fall!"

Das Mastschwein fuhr ängstlich zurück und teilnehmend blinzelte der Gardehauptmann: „Der hat heut

einen tüchtigen. Ist's denn gar so schlimm, liebster Kunitz?"

Von der scharfen Ecke kommandierte ein Stabsarzt schleunig: „Hat da jemand Fieber? In akuten Fällen Chinin! — Die Hereros haben übrigens ein Mittel —"

Gleichzeitig fing am andern Ende ein Kaufmann seine Geschichte an: „Als ich in San Francisco einen Chinesen beim Zopf nahm —"

So erweiterte diese enge Weinstube ihren Horizont über den ganzen Planeten. Geist hatte sich einst auf einem Hebridendampfer gewundert, wie der eine Reisende aus Kalkutta, der andere aus Sidney, der dritte aus Kanada stammte und doch keiner über dies Zusammentreffen entferntester Kolonien auf schottischem Holiday-Trip eine Miene verzog. Damals schien ihm dies einzigartig, nur in England möglich. Heut aber teilten sich Deutsche an Berliner Stammtischen ihre Erinnerungen aus allen Weltteilen mit, ohne daß irgend jemand es ungewöhnlich fand. Mit solcher Dampfgeschwindigkeit arbeitete in letzten zwanzig Jahren die Expansionskraft der deutschen Rasse.

Mitten im Lärm und Dunst tauchte plötzlich eine Uniform auf, ein veritabler Polizeileutnant mit diversen Verdienstzeichen auf wattierter Brust."

„Nanu, was will denn der hier?" brummten der Koloß und der Baron. Die Tafelrunde sah sich betreten um, als fürchte jeder, sein Nebenmann werde aus Versehen als Hochstapler verhaftet werden. Doch der Polizeigewaltige hatte sehr friedliche Absichten. Unter devoten Bücklingen bat er, am Haupttisch Platz nehmen zu dürfen, erzählte joviale Schnurren und sprach seine

Vorliebe besonders fürs Theater aus. Er kam so nachdrücklich immer wieder aufs Theater zurück, daß Geist ihn beobachtete, ob er einen bestimmten Zweck verfolge. Flugs hatte ihn der Schützer des Gesetzes am Rockzipfel.

„Herr Direktor, ein Wort im Vertrauen! Wir von der Polizei wissen, daß hier illustre Tafelrunde tagt, besonders vom Theater. Da sitzt z. B. unser großer Kunitz, ganz in sein Genie versunken, geistesabwesend. Dämonisch, ganz dämonisch! Na, ich möchte nicht hinterm Berge halten, ich kam hierher, mich zu informieren. Ein gutes Wort zur rechten Stunde ... Wenn Herr Direktor mich gütigst informieren ..."

„Ich bin zwar nicht Direktor, aber wenn Sie über Theaterdinge etwas wissen wollen —"

„Herr Direktor sind zu gütig!" Er betitelte ihn hartnäckig so, Geist mochte machen, was er wollte. „Sehen Sie, da ist ein Mann hier, der will ein Theater haben ... nicht deutscher Untertan, mehrfach dekoriert, aber mit der Kautionssumme hapert's —"

„Ja, weiß schon, wen Sie meinen. Ich kenne den Herrn zwar nicht, aber Vorsicht soll da die Mutter des Porzellanschranks sein. Ich habe allerlei gehört —"

„Hehe, vorsichtig ist immer die Mutter der Weisheit. ‚Gehört'! Herr Direktor sprechen also nicht positiv aus Autopsie. Denken Sie, mehrfach dekoriert! Das ist für uns auf der Polizei das Maßgebendste."

„Mir wäre gute Kaution maßgebender."

„Kaution ist gut, aber Dekorierung ist besser. — Wie soll man gegen einen Mann mit Ehrenzeichen von allerhöchster Stelle unangenehm werden!"

„Auch ein Standpunkt. ‚Dieser Zug erinnert mich

an meine frühste Kindheit', sagen wir Schachspieler. Hab' ich schon Kindheit gesagt?"

„Herr Direktor belieben witzig zu sein. Aber die Orden sind echt, sag' ich Ihnen."

„Hoffentlich auch sein Geld. Pardon, meine Uhr ist abgelaufen." Geist schlug sich als ungeselliger Kanadier seitwärts in die Büsche. Von Europens übertünchter Höflichkeit wurde ihm schlecht. Wieder ein Pröbchen für die sittliche Weltordnung in Berlin! Orden als Maßstab der Ehrenhaftigkeit!

„Ich zerschmettere alles," murmelte Kunitz, wie aus dunkeln Träumen emporfahrend, und schrie Geist brüderlich nach: „Ueber ein Kleines kreire ich dich doch noch! Warte nur, balde!"

Der Dichter lächelte wohlwollend. Solche Verheißungen in abgemessenen Zwischenräumen kannte er. Bei Schauspielern und Dirnen nimmt man das nicht so genau. Kreiren! Der Geistschöpfer ‚kreirt' durch den Komödianten! Ein richtiges Symbol unserer Kulturlüge.

V.

Ein Haufen Briefe aus aller Welt Enden, bis zu den üblichen Ehrendiplomen literarischer Klubs aus Nord- und Südamerika, womit die Neue Welt herablassend die Verdienste prominenter Europäer anerkennt. Aber keine Nachricht aus Lugano. So geht's ja immer. Man bekommt, was man nicht haben will, aber worauf man paßt, das bleibt aus.

„Auch der Kelch geht wieder nicht an mir vorüber!" prallte er mit einem blonden Christuskopf zusammen, der ihn holdselig anlächelte. Ein edler Pole aus der Polakei, mit Respekt zu melden: Thaddäus Tobal, der sich auch einen Doktortitel beilegte, Allerweltskönner, Chemiker, Psycholog, Dichter, sprach Deutsch wie ein Deutscher. Die ersten Zuckungen der russischen Revolution ließen sich soeben spüren und Tobal rief aufgeregt: „Was sagen Sie nun?"

„Daß die bestialen Instinkte der Menge sich bald entfesseln und wohlmeinenden idealistischen Führern über den Kopf wachsen werden. Schicksal aller Revolutionen! Das rast wie ein Automobil weiter."

„Oh, die Duma, die neue Verfassung wird bremsen!"

„Was Sie nicht sagen! Daß ein paar Rechtsanwälte eine etwas breitere Tribüne finden, um ihren Phrasenschatz glänzen zu lassen, ist das einzige Ergebnis aller Parlamente."

„Oho! Wir werden Spitzen der Bildung, Professoren, hineinbringen."

„Gehören Sie noch zu den Kindern, die Universitätsleuchten als Menschheitszierden anstaunen? Wird wohl auch in Rußland mit Wasser gekocht."

„Nun ja, Verlogenheit und Streberei der Professorenkliquen gibt's auch bei uns. Nicht bloß, wenn man in Deutschland studiert, kennt man die Art, wie Doktoren gemacht werden, oder das Los des Privatdozenten, der keine Professorentochter heiratet, das widrige Treiben dummdreister Professorenweiber. Denn Zopfgelehrte stehen ja natürlich stets unterm Pantoffel und deshalb bedeutet die Wissenschaft ihnen erst recht nur eine milchende Kuh. Aber ..."

„Schon genug! Die Grenzen der Menschheit im innerlich hohlen nichtigen Verlehrtentum stellten Sie genügend fest und engen hiermit die Schranken jeder anständigen Volksvertretung verdrießlich ein. Wenn weder von Rechtsanwälten noch Kathederzierden, den beiden Beflissenen des öffentlichen Redens, etwas Gesundes erwartet werden kann, wo soll's denn herkommen? — Reden wir von Ernsthafterem, als Revolutionen und Reichstagen! Was machen denn Ihre dichterischen Gehversuche in deutscher Sprache?"

„Ich schreibe einen ‚Julian Apostata'," enthüllte Tobal feierlich.

„O weh! Muß der Ibsenide schon wieder herhalten, um Leitartikel und Feuilletons über das Antichristentum loszulassen? So was flößt mir nur Unbehagen ein, stört mich."

„Ah, ich bediene mich genialer Neutönung, lasse

äußerlich Jamben drucken, die aber oft nur Prosa, manchmal auch Tetrameter oder sonstwie unregelmäßige Rhytyhmen sind. Ganz moderne Wendungen …"

„Auch diese Neutönung ist schon tausendmal abgeklappert und außerdem völlig wertlos. Das hält natürlich alle Neulinge, mit denen Sie ja wohl in Fühlung stehen, nicht ab, ihresgleichen für eine Renaissance des großen Stils kontra Hauptmann zu halten. Ein ‚Los von Hauptmann'-Schreier erklärte jüngst, daß der wahre Messias ein gewisser Beer sei, der als plagiatorischer Auswucherer des alten Engländers Massinger freilich jüdische Eigenart nicht verleugnet. Dann natürlich, ein Messias muß eben ein Jude sein."

„Juden müssen vor allem jüdische Stoffe behandeln!" docierte Tobal. „Ich plane einen ‚Judas Ischarioth' in drei Akten."

„Was, der liebe alte Bekannte bringt's diesmal nur auf drei? sonst tut er's nie unter fünf Akten. Ich kann mir denken, er ist ein schrecklich edler Jude. Hält er recht viel philosophische Monologe?"

„Vor allem biete ich zwölf Seiten Anmerkungen über das sorgfältig studierte und dokumentierte Milieu, Aehnlichkeit jener Antike der Römer- und Hebräerzeit mit der heutigen Moderne darzulegen, auch in der Redeweise."

„Auch diese Sucht wird heut chronisch. Schwanken zwischen unverständlichen Sprachwendungen hebräischen oder lateinischen Idioms und geschraubt modernem Tonfall, bald bis zu banalen Trivialitäten, bald bis zu schlechtweg unmöglichen modernen Bildungsphrasen sich

auswachsend. Nicht wahr, Ihr Judas schwatzt von Uebermenschen und Affenmenschen, als hätte er sowohl Nietzsche als Haeckel gelesen? Und dazu eine möglichst lange anmaßliche Vorrede voll selbstgefälligen Dilettantismus, das ist so Mode, tüchtig schmälen auf Mangel an vertiefter Auffassung in modernen Werken und hinterher werden wir mit secessionistischem Nichtskönnen abgespeist. Wer nicht zeichnen und malen kann, reformiert die bildende Kunst, und wer weder ein Dichter noch ein Denker ist, rettet die Literatur vor überwundenem Realismus. Ja, bester Tobal, Sie sind — verzeihen Sie das harte Wort — ein Symbolist."

„Ich bin's und stolz darauf," versetzte der Pole gleichmütig. „Daß Deutsche sich erfrischender Grobheit befleißigen, weiß man überall. Aber woher Sie sich das Recht nehmen, mich so anzuulken, weiß ich nicht. Ich sandte Ihnen mein Stück ‚Nur ein Mensch' —"

„Nur! Nichts kann logischer sein. Der Titel ist das Beste daran. Ja, wenn erst die Herrn aus Galizien sich der deutschen Literatur erbarmen, dann ist Polen noch nicht verloren. Eher Finis Germaniae! Dank auch für Ihre schöne Widmung: ‚Herrn Schriftsteller Geist achtungsvoll von seinem Th. Tobal.'" Geist fühlte sich über die Schwäche nicht erhaben, derlei naseweise Gleichstellereien als unehrerbietig zu empfinden, als ob ein in Berlin auftauchender Fremder hier notwendig Geists begrabene Bedeutung hätte entdecken können. „Doch eins verstehe ich nicht, was haben denn Sie mit jüdischen Stoffen zu tun?"

„Aber ich bin doch Jude und stolz darauf." Geist starrte den blonden Arierkopf an und hatte den Verdacht,

der Abenteurer stempele sich absichtlich zum Juden, um besser Karriere zu machen.

„Ist Ihnen nicht wohl?"

„Sowohl als auch!" brummte der Germane. „Es wird einem ganz unheimlich. Gibt's denn überhaupt nur noch Juden?"

„Ach, apropos, haben Sie nicht mein Bild gesehen? Unser Bekannter Nathan hat mich als Modell benützt. Das müssen Sie sehen! Da sind wir ja grade!"

Er stürmte ins Künstlerhaus der Bellevuestraße hinein und Geist sah es. Der Maler Nathan, Schwiegersohn eines bekannten Finanzmagnaten, ein Gentleman von Bildung und Begabung, hatte sich merkwürdigerweise mit der Kunstpresse nicht gut stellen können und geriet daher sehr ins Hintertreffen, übersehen und vergessen, weil Kollegenneid auf seine schwiegersöhnliche Opulenz die bekannte Suggerierungsatmosphäre auf die Kunstschreiber verbreitete. Nun, ein großes Licht war er ja nicht, sondern gehörte zur bekannten heutigen Rasse, deren drollige Geringschätzung auf jene Alten der früheren Generation herunterschaut, die im kleinen Finger mehr Können hatte als die ganze hochtrabende Sezession. Selbst eine so traurige, unheilvolle Erscheinung wie A. v. Werner, der preußische Bataillonsmaler und künstlerische Hofnarr, stand doch an wirklicher technischer Fertigkeit ungleich höher, als das Geschlecht der Ellenbogendrücker und Maulaufreißer einer angeblich neuen Freilichtmalerei.

Nun, die Separatausstellung des Herrn Nathan konnte auch nicht grade, um ein Berliner Jargonwort hier buchstäblich zu brauchen, „Bilder 'raussteckeu".

Allerdings nirgendwo „Klitsch“, wie Malerjargon rohe Schmiererei nennt, doch nur hier und da Spuren von intimeren technischen Reizen, sonst viel ehrliches Wollen. Doch das war's nicht, was Geist in Erstaunen setzte.

„Ei, ich wußte nicht, daß Nathan ein solcher Antisemit ist,“ lächelte er ironisch. Auf ein paar ‚Schinken‘ aus der biblischen Geschichte hatte Nathan all seine alttestamentarischen Bekannten als Typen angebracht, sie aber dabei im psychologischen Licht gemeinschädlicher Bestien gesehen, so daß man vor den Originalen gelinde Warnung bekam. Und Tobal? Wunderbar! Geist hatte den blonden Christuskopf offenbar nie richtig betrachtet, aber der Jude verstand den Juden. Da saß der „Pole“ im Bilde, schmalzig grinsend und süßlich vor sich hinduselnd, ein mehr rötlicher als blonder Veitel Itzig. Es geht doch nichts über Selbsterkenntnis der Rassenpsychologie!

... Kurze Zeit darauf verschwand der Christus nach Amerika, nachdem er meisterlich, ohne daß je einer vom andern erfuhr, sämtliche jüdische Bekannten gebrandschatzt, ein Pumpgenie, wie es sonst nur arisches Geblüt züchtet. Nicht mal die Pumpkunst lassen die Juden den Ariern, alles müssen sie eklektisch sich aneignen ...

Ein Freund hatte Geist jüngst einen Adressezettel übergeben: „Sie wollten ja immer mal Kartenlegerei untersuchen. Neulich in einem Restaurant überhörte ich das Gespräch zweier Frauenzimmer über eine weise Frau, die kolossal richtig mit Karten manipuliert. Ich dachte gleich an Sie und schrieb mir unterm Tisch die Straße auf und den Namen, die Nummer verstand ich nicht deutlich, aber es ist 21 oder 23.“

In seiner nagenden Ungewißheit verfiel Geist auf den Gedanken, ob man nicht wirklich einen Versuch damit machen könne, und machte sich auf den Weg. Richtig fand er den betreffenden Namen an Nr. 23 draußen im Torweg annonciert mit dem Zusatz: „Schriftliche Arbeiten werden prompt ausgeführt." Als er im Gartenhaus klingelte, öffnete ihm eine dicke Frau, etwas über mittlere Jahre, mit einem ziemlich hübschen, klugen Gesicht: „Was wünschen Sie?"

„Ich höre, hier werden Karten gelegt. Ein Freund —"

„I warum nicht gar!" Die Frau machte Miene, ihm die Tür vor der Nase zuzuschlagen. „Wir beschäftigen uns hier mit schriftliche Arbeiten. Wat fällt Ihnen ein!"

„Also dann nich! Entschuldigen Sie, dann werd' ich wieder gehen. Ich hörte nur so … zwei Damen haben den Namen genannt, der hier am Türschild steht, Sie verständen die Sache so gut …"

„Ach so, Damen! Sie sagten doch ‚Freund' und Herren empfangen wir hier grundsätzlich nich! Wat wollen Sie denn eijentlich?"

„Ja, wissen Sie, ich bin Astronom und beschäftige mich mit Horoskopen, Sterndeuten, und da wollt' ich doch mal probieren, ob auch an Kartenlegen 'was dran ist. Aber, ehrlich gesagt, ich halte es für Schwindel." Er spielte den treuherzig Naiven und verfehlte nicht seinen Zweck. Das mürrische Gesicht der Frauensperson heiterte sich zusehends auf.

„Na, dann kommen Se man rin in jute Stube! Wozu sollen Se da uf'm Flur rumstehn! — Also so

einer sind Sie! Das is nich so ohne. Aber mit Kartenlegen — ach, da hat man Ihnen was vorjemacht. Wir sind hier bloß ans schriftliche Arbeiten." Sie sah ihn lauernd an. Geist hätte sich zwar gern erkundigt, was das für schriftliche Arbeiten seien, aber er fuhr treuherzig fort: „Ich fand nämlich, daß sehr viel Wahres am Sterndeuten ist."

„Ja woll!" bekräftigte sie eifrig. „So is es. Mit die Sterne habe ick mir ooch sehr ville beschäftigt. Ick bin vom Lande und ein oller Schäfer hat mir belehrt. Ick bin sehr für Sterne, war immer von klein auf für solche überirdische Dinge."

„Schön. Aber Kartenlegen ist trotzdem Schwindel, es kann doch gar nicht anders sein. Wenn man bedenkt —"

„Hm! Schwindel is et nich, darauf können Sie Kamillentee kochen!" Die Frau schüttelte nachdenklich den Kopf. „Natürlich, alles kann nicht stimmen, aber das meiste in die Karten ist wahr."

„Mit einem Wort," fiel er rasch ein, „Sie sind die betreffende weise Frau selber und Sie legen doch Karten. Warum wollen Sie es denn verheimlichen?"

Die Frau sah ihm prüfend ins Auge. „Ick will Ihnen ja nich anführen und dumm machen. Aber es laufen da so viel schlechte Kerle 'rum, die eine ehrliche Frau gern ins Unglück bringen. Deshalb nehme ich Herren überhaupt nich an, und als Sie sagten, ein Freund habe Sie geschickt —". Geist erklärte ihr, wie dies zusammenhing. „Nu ja, das is wieder anders. Damens tue ich ja manchmal den Jefallen. Aber Herren — ick dachte mir so in meinem Jemiete, det is am Ende

eener von die Kriminalpolizei, der mir 'reinlegen will."

„Sehe ich so aus? Das müssen Sie doch selber fühlen. Aber wenn Sie nicht wollen —"

„Ne, ne, ick sehe Ihnen ja an, daß Sie et ehrlich meinen. Und um Ihnen zu überzeugen, daß am Kartenlegen doch wohl was dran is, werd' ick mit Ihnen 'ne Ausnahme machen. Ich bin jrade voll von Sorgen, habe einen schlechten Sohn und da wird's mir am Ende von meine Jedanken abziehen. Also los, es wird 'n Pläsier sein."

Nach den üblichen Manipulationen des Mischens und Abhebens legte die Frau mit merkwürdiger, Geist noch unbekannter Methode die Karten. Sie benutzte dazu drei verschiedene Päckchen. Das eine bestand aus gewöhnlichen Spielkarten, das zweite aus den üblichen Karten, aber meist mit Zeichen oder Bildern am Rand versehen (z. B. eine Treffsieben mit einer Sense, die Bilder meist wie in den sogenannten ägyptischen Karten), das dritte aus den Bilderkarten der Lenormant. Nachdem sie letztere zu Grunde gelegt, andere beigemischt, indes sie im Laufe der Operation durch Geist auch verdeckte Karten aus den übrigen daneben gelegten Päckchen ziehen ließ, hob sie an:

„Sie sind Militär und doch nicht Militär. Sie beschäftigen Ihnen nämlich ooch mit ville schriftliche Arbeiten." Obschon Geist sich zuschwor, völlig kühl und gleichgültig zu bleiben, und grundsätzlich nie Zustimmung zu verraten, was er während der ganzen Sitzung strenge durchführte, fuhr er doch schon jetzt beinahe stutzend zurück. Daß die Frau ihn kannte, war völlig ausgeschlossen. Selbst wenn er ihr seinen Namen genannt hätte, den

sie ja ebensogut für fingiert halten konnte, hätte dies ihr, einer Ungebildeten, sicher nichts gesagt. Dies auf-den-Kopf-zu-Sagen und den Nagel-auf-den-Kopf-Treffen war also jedenfalls erstaunlich. „Nu ne! Sehen Se mal bloß!" Die Frau warf ihm einen seltsamen verschleierten Blick zu. Er merkte sofort, daß ihre Augen während der Sitzung einen völlig verschiedenen Ausdruck als vorher hatten. Früher scharf und klug, blickten sie jetzt trübe, verschleiert, starr, als sähen sie ferne Dinge. „Sie werden mal sehr großen Erfolg damit haben."

„Bah, Militär? Ich sehe doch wirklich nicht so aus!"

„Is aber doch so! Mir macht man nichts weiß. Ich lese, was ich lese, und verlasse mir auf meine Karten."

„Hören Sie, liebe Frau, da wollen wir uns mal gleich verstehen. Mir können Sie nichts vormachen. Andern können Sie herauslesen, was Ihnen gefällt, aber ich kenne sowohl Asra el Muz, die arabischen, als auch die Karten der Lenormant sehr genau, kenne auch ihre Bedeutung."

Aber die Frau blieb ganz unbewegt, zeigte nicht eine Spur unangenehmer Ueberraschung. „Det is ja besonders schön. Da können Sie mir ja immer kontrollieren, daß ich nicht flunkere. Det interessiert mir sehr."

„Hm! Also w o steht das, was Sie da eben behaupteten?"

„Sehen Sie her! Dieser Bube bedeutet Sie, wie Sie wissen, nach Vereinbarung. Nicht wahr?"

„Allerdings." Geist blickte hin und das Wort erstarb ihm vor Erstaunen im Munde, denn er sah —

„Sehen Se, rechts liegt der Reiter, bedeutet gute Botschaft, Glück in der Zukunft — nicht?"

„Das stimmt." Dieser Reiter im grauen Rock auf Schimmel, Karte Nr. eins der Lenormant, ist nämlich kein anderer als Napoleon. Dies Portrait zu wählen lag seiner Zeitgenossin Lenormant natürlich nahe. Es bedeutete freilich grade hier einen seltsam bezeichnenden Zufall. „Aber links davon die Schlange — das soll doch Unglück sein!" Er wollte sie nur auf die Probe stellen.

„Ne, dann kennen Sie die Auslegung doch schlechter als Sie vorhin sagten. Denn in dieser Lage bedeutet es immer Glück. Sehen Sie doch im Büchel nach!" Geist schwieg. Er wußte ja, daß sie Recht hatte. Die Frau las nun ununterbrochen eine Menge Dinge aus seiner Vergangenheit und seinen persönlichen Verhältnissen, zum Teil solche, die kein Fremder wissen konnte. Sie waren fast alle wunderbar richtig. Einmal unterbrach er sie bei einer verhältnismäßigen Kleinigkeit, die nicht ganz genau stimmte: „Ach bewahre!"

Daß er mit dieser einmaligen Unterbrechung im Grunde zugab, alles Uebrige werde wohl zutreffen, entging ihm nicht. Aber der Frau schien dies nicht aufzufallen, sie blieb ganz in ihre Karten versenkt, schaute auch nie mehr davon auf, so daß ihr offenbar nichts daran lag, in seinem Gesicht zu lesen. Auf diesen Ausruf sagte sie nur ungeduldig: „Nu ja, ich sagte Ihnen schon, alles kann nicht immer stimmen. In den Karten steht's alles richtig, aber ick mag manchmal mir täuschen und nich richtig lesen."

Die Mitprüfung behielt er übrigens dauernd bei: „Wo steht das?" Regelmäßig erfolgte ein Nachweis,

den er als befriedigend anerkennen mußte. Unkontrollierbar zeigten sich nur ihre fabelhaft genauen Zeitangaben für Dinge der Zukunft. Auf seine spöttische Frage, woher sie sich das aus den Fingern sage, setzte sie ihm aber trocken und ruhig ein bestimmtes System auseinander, wonach sie die Karten abzähle, mit Addition und Subtraktion die betreffende Ziffer erhalte.

„Und woher haben Sie dies System?"

„Das weiß ick nicht. Ick hab' mir's so ausgebildet und 's fast immer richtig jefunden." Dagegen ließ sich nichts einwenden, es fragte sich nur, ob ihre Prophezeiungen sich als richtig herausstellten.

„Sie haben viel Widerwärtigkeiten jehabt, besonders Leiden, von denen keen anderer wat weiß. Und das endet ooch nich janz, bis nich zwei Tode eintreten, von nahestehenden Personen." Geist runzelte finster die Stirn und sagte kein Wort. Er wußte sehr genau, welche Tode für ihn eine Erlösung bedeuteten. „Der eine Tod ist nich mehr ferne, der andere dauert noch eine lange Weile." Sie zählte. „67 Wochen." Sie war wieder eifrig am Lesen, nachdem eine neue Mischung erfolgt. „Sie sind zwar unverheiratet, aber — nich so janz. Ick kann mir denken. Det scheint eine böse Jeschichte. Oho, wat sehe ick aber! Sie wer'n sich verheiraten."

Geist konnte eine unruhige Bewegung nicht unterdrücken. Ging er nicht mit solcher Absicht, einer sehr gewagten, schwanger? Ja, das wollte er, wenn — wenn erst —

„Hm! Ihre künftige Frau kennen Sie aber noch gar nich. Ne, gar nich!" Geist lächelte. Die gute Pro-

phetin täuschte sich wohl. „Da is übrigens noch eine Blonde, an die Sie denken — det wird nischt!“

„Ach, jetzt kommt schon die beliebte kühle Blonde — und der schwarze Herr, der bei keiner handlesenden Zigeunerin fehlt! Mit solchen Scherzen sollten Sie mich verschonen!“ brummte er unwirsch.

„Na, warum denn nich?“ versetzte sie kühl und gelassen. „'Ne Blonde un 'n Schwarzer oder n' Schwarzer un 'ne Blonde — det spielt doch mehrschtenteils im Leben eine Rolle. Warum soll man's also nicht sagen, wenn's in den Karten steht?“

„Weil das ganz vague, unbestimmte Sachen sind, die man aufs Geratewohl ins Blaue hinein rät. Unsinn! Bei mir ist's übrigens 'ne Schwarze!“

„Möglich. Ick sage ja immer, et stimmt nich allens. Aber in den Karten steht 'ne Blonde. Ick will Ihnen natürlich nich zu nahetreten, aber vorläufig glaube ich an meine Karten und nich an Ihnen.“

Geist schwieg, da er ja absichtlich die Unwahrheit gesagt. „So, so! Und daraus wird nichts?“

„Keene Spur. Da is die andere, noch recht ferne, lieber Herr, bilden Se sich man keine Schwachheiten ein! Der Ring steht ja deutlich da — hier is er — aber weit weg von hier, reisen Sie man, da wird Ihnen was begegnen.“ Sie zählte wieder. „In 95 Wochen werden Se sich verheiraten.“

Geist lachte ironisch. „Können Sie da auch was über Haarfarbe prophezeien? Und wird's eine recht unglückliche Ehe?“

„Im Gegenteil sehr. Aber freilich is da ooch was

Sonderbares dabei, nich janz helle, allerlei Leid. Doch alles anders wie bei andere Leute, denn Sie sind überhaupt kein gewöhnlicher Herr. Aha! Wieder Waffen!" Sie wies auf eine gezogene Karte. „Sie werden viel Glück in den Waffen haben. Wie, weeß ick nich."

„Aber, lieber Frau, sehen Sie mich doch an! Ich bin doch sicher kein Militär."

„Wer kann det wissen! Was nich is, kann noch werden. Und was Sie mir sagen, kümmert mir nich. Wenn die Zeichen *so* deutlich sind, da jibt's keene Täuschung," beharrte sie hartnäckig. „Uebrigens stehen Sie vor einer großen Reise, über die Berge weg. Da werden Sie was Wichtiges erleben." Sie starrte immer intensiver auf die Karten. „Ich habe nu dreimal gemischt, dreimal haben Sie abgehoben, und die Zeichen waren immer gleich. Ick kann Ihnen nur sagen, haben Sie Mut. Vorwärts, vorwärts! Es wird noch vieles gut werden. Nur freilich — zuletzt — doch ick brauche Ihnen ooch nich alles zu sagen! Hüten Sie sich vor einer Insel, da werden Se sterben, vielleicht gewaltsam. Aber bis dahin ist's noch weit." Sie warf die Karten durcheinander und sah ihn durchdringend an, mit nachdenklich träumerischer Miene. „Halten Sie Kartenlegen immer noch für reenen Schwindel?"

„Hm!" Geist nahm sich zusammen, da ihn ein seltsames Gefühl beschlich. „Sie haben mir allerlei aus Vergangenheit und Gegenwart gesagt, manches richtig, vieles falsch." Letzteres log er absichtlich. „Was die Zukunft betrifft — hm, ich werde Sie nach Jahren mal wieder aufsuchen und Ihnen mitteilen, ob Sie Recht hatten."

„Wird mir sehr freuen. Ich wette, was Sie wollen, das meiste trifft sicher zu.“

„Um mich zu überzeugen, bedürfte es aber einer andern Probe. Legen Sie mir die Karten einer Person, an die ich denke.“

„Ach, det is zu viel verlangt! Begreifen Sie denn nich, daß die Hand der andern Person beim Mischen dabei sein muß?“

„Nun, dafür ist ja die meinige da. Indem ich an die andere Person denke, tritt doch wohl auch ein Kontakt, ein Fluidum ein — verstehen Sie, eine persönliche Uebertragung —“

„Stimmt auffallend!“ Die Frau lehnte sich eifrig vor. „Det is ein Teil von's jroße Jeheimnis. Und da Sie mir so reizen, will ick's mal versuchen. Wir sind nu schon so lange in so 'ne Uebertragung mit'nander und da is möglich — also mischen wir los! Heben Sie ab! Und Sie wollen mir gar nicht helfen, z. B. ob's 'n Mann oder 'ne Frau is?“

„Nichts.“ Und er pfiff ironisch durch die Zähne ‚Karolineken, na warum denn nich?‘, diesmal wußte er völliges Mißlingen voraus. „Ich werde überhaupt zu allem schweigen, ob's wahr oder falsch ist. Ich stelle Sie vollständig auf die Probe.“

„Meint'halben. Doch ick trage keene Verantwortung. So 'ne ausjefallene Sachen können Se von keine solide Kartenlegerin erwarten. Jede andere hätte Ihnen abgewiesen. Aber mir macht's Spaß, ich bin heut im Zuge, weiß mich bei Kräften. Und, ohne mich zu schmeicheln, ick kann etwas mehr als andere, die jlauben, sie

haben Kräfte. Also will ick mal meine Kunst versuchen." Sie hielt ihr Auge unverwandt auf die ausgebreiteten Karten geheftet. „Die Person ist eine Frau ... eine ältere Frau ... von hoher Jeburt."

Geist stutzte, dies Debut war überraschend. „Wo steht denn das?"

„Nu sehr einfach, hier daneben der Stern. Die Dame lebt weit von hier, über viele Berge weg. Und in den Bergen. An einem großen Wasser."

„Wo steht das?" Geists Stimme klang heiser. Die Frau wies ruhig auf die Wasserkarte, es stimmte schon wieder.

„Is das vielleicht Meer? So was wie Amerikanerin? Ne, det is wohl eher ein See. Ja, ein See. Und die Dame is keine Fremde und doch wieder 'ne Fremde ... ick meene, sie is deutsch und doch eigentlich nich deutsch. Ausland is dat jedenfalls. Die Dame lebt dort und .." Sie inspizierte die Karten und blickte dann flüchtig auf: „Ach so! Na, det ließ sich ja denken. Sie fragen, weil ... Und die hat janz sonderbare Verhältnisse. Ick werde nich klug daraus. Ick jloobe, mit vornehme Verwandte ..." Sie schwieg eine Weile. „Witwe is sie. Deshalb trägt sie wohl auch immer Schwarz — ja ganz Schwarz von Kopf bis zu Füßen. Immer schwarz geht sie herum."

Geist, dem es bislang förmlich fröstelte, blickte rasch auf. „D a s ist nun ganz falsch. Sie trägt mit Vorliebe immer nur helle Kleider."

Die Frau prüfte wieder die Karten und schüttelte energisch den Kopf. „Sie machen mir wohl was vor?"

„Auf Ehrenwort, nein." Er fühlte eine gewisse Er-

leichterung, daß doch etwas falsch sei. Aber die Frau schien fast bestürzt.

„Aber wenn's so deutlich steht —! Oder lege ich es falsch aus?"

„Wieso? Was steht denn da?"

„Alles schwarz — schwarz — wie unter einem Flor. Und da dachte ich mir . . ."

Den Mann überlief es kalt. „Schon gut," brach er hastig ab. „Vielleicht lasen Sie falsch. Sonst noch was? Wie steht's mit der Zukunft? Aendert sich da was?"

„Nichts. Sie bleibt immer am gleichen Ort."

„Wie lange? Wie endet es?"

Die Frau zögerte mit der Antwort. „Nicht gut — das heißt — ich sehe nicht klar. Vielleicht gut so für die Person selber — aber wie man's gewöhnlich auffaßt —"

„Ich verstehe. Kein langes Leben mehr?"

Sie nickte und stand rasch auf. „Na, nu hab' ick Ihre Wißbegierde befriedigt. War's alles Blech, was ich sagte?" Ein wehmütig schelmisches Blinzeln begleitete die sanfte Frage.

„Ich will aufrichtig sein, Sie haben mich sehr überrascht. Aber nun sagen Sie mal, wie stellen Sie sich dies Ganze vor? Ich komme zufällig zu Ihnen, Sie können mich nicht kennen, Sie legen Karten und da soll auf einmal mein ganzes Leben drin stehen. Das ist doch logisch unmöglich, der blödeste Unsinn, an den nur Backfische glauben könnten."

Die Frau kreuzte mit einer gewissen Würde die Arme

über der Brust. Ihr Blick hatte immer noch etwas Verschleiertes. „Sie vergessen das Wichtigste. Ick mische, Sie heben ab und da tritt wat zwischen uns ein, verstehen Sie, ein innerlicher Zusammenhang —"

„Wissen Sie, was das nur bedeuten würde? Gedankenleserei. Daß Sie auf unerklärliche Weise alles erraten und aus mir ablesen, was ich selber weiß. Ja, darauf wird's wohl hinauskommen. Seien Sie mal ehrlich: ist's nicht Gedankenlesen?"

„Nein. Oder ick weeß et nich. Meene Jefühle sind jedenfalls nich so, janz anders. Jawoll is mir, als ob ick janz in Ihr eigenet Leben mir eindrängelte — wissen Sie, als ob wir uns vermischen täten — aber det is ja nich, wat Sie unter Jedankenlesen verstehen. Und wissen Sie denn Ihre Zukunft? Ne, aber icke. Von Ihnen kann ick's doch nich ablesen."

„Ja, liebe Frau, darüber wollen wir erst reden, wenn Ihre Weissagungen eintreffen."

„Det werden sie, verlassen Se sich druf," sagte sie ruhig und stolz. „Jetzt weiß ich et bestimmt. Und sagen Se mal, stimmt denn dat, was ich Ihnen über Zukunft der … andern Person sagte, mit dem, was Sie selbst vermuten?" Geist schüttelte den Kopf! „Also! dann kann ich's doch nich von Ihnen haben."

„Nun, wir werden ja sehen. Aber das Unmöglichste — oder sagen wir: Unwahrscheinlichste — berührte ich noch nicht. Wenn Sie bloß prophezeiten — nun, in Schottland und Norwegen gibt es das ‚zweite Gesicht', auf westfälischer Heide die Spoikekeekers, auch sonst ist Hellgesicht, Clairvoyance, bei Somnambulen oder sonst exceptionellen Begabungen festgestellt worden, obschon

offizielle Wissenschaft sich dagegen sträubt. Selbst daß Chiromanten aus der Hand lesen, wäre noch nicht so wunderbar, da sich in den Handlinien tatsächlich manche Dinge physisch abprägen. Aber wenn andere sich Karten legen lassen, so kommt ihnen das Erstaunlichste nicht zum Bewußtsein, weil sie es nicht kontrollieren können: daß man aus Karten prophezeit, ist lange nicht so wunderbar, als daß tatsächlich die Karten, wenigstens hier bei Ihnen in unserem Falle, genau so fallen und liegen, wie Sie sie lesen, und daß in vielen, meisten, ehrlich gesagt fast allen Fällen der Vergangenheit und Gegenwart — Zukunft vorerst beiseite gelassen — die Lesung richtig war. Wie wollen Sie dies Unglaubliche erklären? Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen. Nicht Ihr Prophezeien ist das Unheimliche, Unerhörte, sondern die Lage der Karten."

„Und das soll ick Ihnen erklären? Ick kann es nich. Aber freuen tut mir's doch, daß Sie nu selber einsehen, es is keen Schwindel!"

„Wenigstens spottet es meiner Vernunft. Denn die Theorie des Gedankenlesens, ohnehin kaum stichhaltig, wird hierdurch gänzlich zu nichte. Meine Gedanken könnten Sie allenfalls lesen, aber niemals die Karten, die ich selber abhebe, so fallen lassen, daß sie der Wahrheit entsprechen. Ich will Ihnen etwas verraten. Vorhin, als die Karten sagten ‚schwarz, alles schwarz', war dies nur zu richtig, Sie übersetzten es bloß falsch. Also die Karten logen nicht, nur Ihre Lesung irrte. Das ist furchtbar, grauenhaft, unbegreiflich. Ich gehe von Ihnen weg, um eine Erfahrung reicher, die ich nicht missen möchte."

„Glaubten Sie denn schon vorher an... an, wat man so nennt, Vorbestimmung?"

„Ja. Wer die neue englische Astrologie studierte und Horoskope in den Ephemeriden las, muß daran glauben, ob er will oder nicht. Es wäre ja auch widersinnig, wenn bloß der Mond so wichtige Erscheinungen wie Ebbe und Flut, Temperaturwechsel, vulkanische Störungen oder Nachtwandlerei und andere Phänomene der Sensitiven hervorriefe und die andern Gestirne ohne Einfluß bleiben würden. Wir sind aus kosmischen Stoffen gebildet und sind daher allen kosmischen Kräften unterworfen. Aber dies mit den Karten bleibt selbst für halbe Okkultisten ein Rätsel. Röntgenstrahlen, drahtlose Telegraphie, Fernphotographie — dies alles hat selbst Verstocktesten den Blick ins geheimnisvolle Reich der Strahlen geöffnet. Und wenn die Lehre von den Elektronen, den stofflosen Energieatomen, erst Gemeingut aller Gebildeten sein wird — doch das alles erklärt immer noch nicht dies von mir erlebte Phänomen. Nur völlig okkulte Weltanschauung, die auch scheinbar Obstruses als etwas Natürliches, weil auf allgemeiner immaterieller Geisterwelt beruhend, anerkennt, kann sich damit abfinden." Wenn Geist ins Feuer kam, sprach er immer wie ein Buch. In der Furcht, sich vor sich selber lächerlich zu machen, brach er rasch ab, zog die Uhr und dann die Börse: „Volle drei Stunden! Man sollte es nicht für möglich halten!. Na, ich werde fortan Ihren Ruhm singen. Bitte, wollen Sie gütigst hier —"

Doch die Frau wies das Goldstück mit der Hand zurück. „Nein. Ick habe dies allso zu mein' Verjnüjen getan. Nein, danke, keenen Silbermorjen! Aber mit

etwas können Se sich revanchieren. Meinen Ruhm singen wollen Se? Bitte, lassen Se das bleiben! Als Lohn bitt' ick mir aus, daß Sie meine Adresse an niemanden nich jeben. Ick bin froh, wenn man mir zufrieden läßt. Damen meint'halben, aber Herren ... nich in die Hand! Da war mal ein hoher Herr vom Hofe hier ... dem hab ich Karten jelegt, traf nachher alles zu und er ging nach dem, was ick sagte ... davon hatt' ich Unannehmlichkeiten." Sie war wieder eine ordinäre geschwätzige Berlinerin geworden, ihre Augen blickten nicht mehr verschleiert, sondern klug und dreist. „Na adje! Und wenn alles so kommt, wie ich sagte, dann suchen Se mir mal wieder auf, wenn ick noch lebe!" —

Geist schritt in tiefem Sinnen fürbaß. Schon einmal machte er eine seltsame Erfahrung mit einem Fakir, der auf einer indischen Ausstellung aus der Hand weissagte. Geldpunkt: zehn Pfennig. Der Kerl hatte zwar eine Galgenvogelvisage, aber eine hohe mächtige Stirn. Sein Geschäft wickelte er rein geschäftsmäßig ab, ohne eine Sekunde aufzublicken, eintönig übersetzte sein Dolmetscher, was er mit hastiger Stimme raunte. Die Menschen gingen lachend ab und zu, sich ablösend. Als er Geists Hand besah, plärrte der Dolmetscher: „Sie haben Widerwärtigkeiten. In vierzehn Monaten wird dauernde Wendung zum Bessern eintreten, von da ab lächelt Ihnen ziemlich das Glück. Sie werden zweiundsiebzig Jahre alt."

Natürlich dies geschäftsmäßige Ableiern von Wahrsprüchen nicht ernst nehmend, kam gleichwohl Geist der Einfall, als er zufällig einen vollen Monat später die Ausstellung nochmals besuchte, den Handbeschauer noch-

mals zu befragen und durch selbstverständlich erwartete Verschiedenheit seines Wahrspruchs zu überführen. Er trug einen andern Anzug und Hut, einen Ueberzieher, dessen Kragen er überschlug, und es war schon Nacht, damals Mittag. Bei dem fortwährenden Hin- und Herströmen der Menschen vor seinem Sandteller war also gänzlich ausgeschlossen, daß der Fakir oder sein Dolmetscher ihn nach so langer Zeit wieder erkannten oder sich ihres früheren Spruches erinnerten. Als er hineinging, herrschte dort obendrein ein wahres Gedränge. Eine Demimondaire schimpfte laut, ihr hatte der unheimliche Geselle trocken mitgeteilt, daß sie in sieben Monaten sterben werde. Er schien also keineswegs die üblichen Gemeinplätze zu bevorzugen. Als Geist in dem kaum erleuchteten Zimmer, wo nur eine Kerze neben dem Sandteller stand, seine Hand hinstreckte, murmelte der Inder — oder was er sein mochte — in den gleichen Lauten, die er schon früher gehört, und der Dolmetsch leierte träge genau die nämliche Prophezeiung her, wobei weder er noch der Fakir aufblickten. Dies einfache Experiment, offenbaren Schwindel festzustellen, scheiterte also nicht nur vollständig, sondern die Möglichkeit, es könne etwas Wahrheit dabei sein, steigerte sich überraschend. Und siehe da, genau nach vierzehn Monaten trat ein günstiger Umschwung seiner Verhältnisse ein!

Doch diese jetzige Hamleterfahrung, daß es mehr Ding' im Himmel und auf Erden gibt, war noch ungleich eindringlicher. Und wenn die Prophezeiung zutraf? Auch heut wieder kein Brief, dann kam wohl keiner mehr. Diese Ungewißheit ließ sich nicht ertragen. Mit

raschem Entschluß packte er seinen Koffer und sauste nach dem Süden hinunter.

VI.

Am Frühmorgen im Bahnhof von Lugano aussteigen und rosenfingerige Eos über dem Seetal erblühen sehen, ist ein Schauspiel, das man nie satt bekommt. Ein Lokalzug führte ihn den See entlang bis zu einer kleinen Station, wo er ausstieg, sein Gepäck dort unterbringend. Der Stationschef stutzte, als er ihn erkannte und grüßte. Er schien etwas sagen zu wollen, unterdrückte es aber.

„Wird Ihr Gepäck später abgeholt? Es ist doch niemand hier wie sonst, um Sie abzuholen."

„Vielleicht. Ich werde wohl später selbst dafür sorgen." Damit schritt er kräftig aus und wanderte am leisrauschenden Wasser entlang. Die grüne Einsamkeit der Büsche und Berge umfing ihn längs der einsamen Straße. Rötlichbraunes Morgenlicht ergoß sich durch die Cypressen, purpurgraue Punkte betupften die schroffe Gebirgsnase am jenseitigen Ufer und spielten über den alpenkleebedeckten Matten. Ein perlennasser Schleier hing am Blütenfederbusch der Stauden, die Mairegen wie in Weihwasser wusch. Rosarot und weiß wogten die Dolden der Mandel- und Pfirsichblüte, wie Spitzenkleider die Bäume umwebend. In heiliger Morgenfrühe schien es talauf talab zu sprießen, als ob befruchtender Tyrsosstab den Boden berühre. Wo

am Abhang ebenholzschwarze Schatten schliefen und vordem Mondesschimmer seinen Flitter gestreut, verschmolz die Wunderwelt von Silber über dem glänzenden See in gleißendes Gold. Wo der Strahl des Maimond über Alpental sein zackiges Schwert gezückt, furchte jetzt der frühste Dampfer, den einsamen Fußgänger überholend, seine Bahn. Und durch sein dunkelkreisendes Herz riß mit grellem Feuerschein das Schicksal eine blendende Furche: er ahnte, daß ihm ein Gott der Qual auf dunkelm Pfade leuchten werde.

Als er an der einsamen Mühle vorüberkam, stand die dicke Venus, Malia della Molina, draußen vorm Tor, gähnend und ihren Sonntagsstaat ordnend. In der Ferne läuteten Glocken von der Kirche Santa Maria. Vor jähem Erstaunen ließ sie beinahe den Kamm fallen, womit sie ihr griechisch geknotetes Haar eben glattstrich. „Per dio, il Sor!" Aber sie lachte nicht, sondern machte ein peinliches verlegenes Gesicht. Geist tat, als sähe er sie nicht, und schritt vorbei. Sie flog ins Mühlenhaus, hinter sich hörte er sie laut etwas ihrem Bruder zurufen. Er schlenderte weiter ins nahe Seedorf, das leerstand, weil die Einwohner schon zum Kirchgang den Berg hinauf wanderten. Nur Kinder spielten herum, die ihn nicht kannten. Im Wirtshaus am See bestellte er Asti, der Wirt war neu, kannte ihn nicht.

„Wohnt dort oben am Berg noch die deutsche Baronin?" frug er ruhig.

„Wohnte. Ist tot. Vor drei Tagen gestorben."

Geist blieb still sitzen und rührte sich nicht. Im gegenüberliegenden Spiegel sah er, daß er sehr blaß war. Er dachte an Selbstmord. Aber er fuhr gleichgültig mit

fester Stimme fort: „So plötzlich? Woran starb sie denn?"

„O ganz einfach an Influenza. Die hat hier sehr gerast und die Dame soll ja schon lange leidend gewesen sein. Ich sah sie nie, da sie niemals hier nach unten kam, überhaupt nicht mehr den Fuß vor ihre Schwelle setzte. Lebte wie eine Nonne. Obschon früher, hab' ich mir sagen lassen — da war ein Herr, der mit ihr lebte —". Er brach hastig ab und warf einen scheuen Blick auf den Fremden. Aber sah der wie ein Baron aus und die Einwohner nannten ihn doch in ihrem Dialekt „sor Barong", Signor Barone, indem sie einfach den Titel der „illustrissima Baronessa" auf ihren Lebensgenossen übertrugen.

„So?" machte Geist im gleichen gleichgültig schleppenden Ton. „Und liegt sie da oben begraben?"

„Jawohl. Unser Pfarrer Don Fernando hielt eine Rede, obschon sie Protestantin war. Die Signora war hier sehr bekannt."

„Haben sich Verwandte aus Deutschland eingefunden?"

„O nein. Nur sind auf Befehl der Dame ihr Mobiliar und ihre Bücher und alte Stammbäume und Papiere sofort versiegelt und von Gerichtswegen nach Deutschland geschafft worden. Andere hätten's ja doch nicht benutzen können, denn alles war mit dem Wappen der Signora, weiß-rot, bemalt. Komisch, daß eine Dame, die sich von aller Welt zurückzog, auf so was Wert legt! Wir Republikaner verstehen das nicht, doch in Deutschland muß es ja wohl so Mode sein!"

Der Mann sprach ganz gebildet. Komisch?! dachte

Geist bitter, ja tragikomisch. Sich auf den Zinnen höchster Bildung wähnen und dabei krampfhaft Wappen und Stammbaum als höchstes Gut festhalten!

Es war gut so. Was sollte er hier weiter? Der Schlag fuhr ihm zu arg in die Glieder, um weitere Nachforschung fortzusetzen. Er wartete an der Landungsbrücke auf den nächsten Dampfer, der nach Lugano zurückfuhr, und stieg bei der früher verlassenen Bahnstation aus, wo er sein Gepäck aufnahm und nach der Stadt zurückfuhr. — — — — — — — — —

Ja, so mußte es enden, mit einem Knalleffekt. Vor sieben Jahren hatte eine Baronin von uraltem Adel — keine gewöhnliche, sondern zu jenen wenigen deutschen Geschlechtern gehörig, die als Edle Herren auf ihrer Scholle saßen, als Karl der Große ins Land kam und noch lange kein Dienstvogt Hohenzollern die Nürnberger Burg zu Lehen erhielt — ihn mit Verehrungsbriefen bombardiert. Aus diesen Ergüssen sprach eine wilde Ursprünglichkeit, etwas durchaus Ungewöhnliches, es öffnete sich eine unbekannte Welt. Aber etwas krankhaft Uebertriebenes, ungesund Abnormes stieß ab. Keine Ueberschwenglichkeit im sentimentalen Sinne, sondern eine maßlos excentrische Leidenschaftlichkeit, die teilweise gemacht und erkünstelt schien, insofern ein wüster Wille einen bestimmten Zweck zu erreichen, hindurchschimmerte und somit unbewußte Berechnung die Feder führte. K a l t e Leidenschaft, denn die am leidenschaftlichsten rasenden Temperamente lassen sich mit großer Herzenskälte verbinden. Völlige Rücksichtslosigkeit gegen das etwaige Empfinden des Nebenmenschen entpuppte sich auch in der unglaublichen Tollheit, womit die Dame,

kaum daß er geantwortet, ihn tagtäglich mit ihren tagebuchartigen Episteln überschwemmte. Als er ihre steten Einladungen, sie in ihrem Felsasyl am Luganer See zu besuchen, endlich mal befolgen wollte, auf der Reise nach Italien durchpassierend, dachte er sich lediglich einen Spaß zu machen und dies merkwürdige Geschöpf flüchtig zu observieren. Doch es kam anders. Ein berauschender Zwang strömte nicht nur von ihr, sondern auch von dem burschikos drolligen Milieu aus, das sie sich in einem Bergdorf selber eingerichtet. Hier konnte sie ungestört sich ausleben, sogar die Königin spielen, was ihr anderswo ihre Armut versagte. Denn wie arm sie sei, darauf machte sie bald ihrem Besucher kein Hehl auf Heller und Pfennig. Sie mußte von kärglicher Apanage als Witwe eines jüngeren Sohnes sich hinfristen. Diesen Jugendfreund hatte sie aus Mitleid geheiratet, weil ihm unheilbare Krankheit drohte, die auch gleich nach dem ersten Jahr ihrer Ehe unheilvoll ausbrach. Zehn Jahre pflegte sie den Rückenmärkler als barmherzige Schwester zu Tode, opferte sogar ihre Mitgift, um seine Schulden zu bezahlen. Da sie keinen Bruder hatte, fiel das Erbgut ihrer eigenen hohen Familie als Fideikommiß einem entfernten Vetter zu. Ihre beiden Schwestern heirateten österreichische Generale und befanden sich, die ältere jetzt als Witwe in Troppau, die andere als Excellenz in Wien, in glänzendsten Verhältnissen. Sie taten aber für ihre Schwester so wenig wie möglich, verwöhnte Egoistinnen vom reinsten Adelswasser. Zum Dank für ihre Aufopferung warf ihr Schwager, der Stammherr in Westfalen, eine Apanage aus, von der sie in Deutschland mit Anstand verhungern konnte, falls sie nicht vor-

zog, als Sklavin auf einem der Familienschlösser die Rolle einer armen Verwandten zu übernehmen. Natürlich rechnete man darauf, daß sie wieder heiraten werde. Das fiel ihr aber gar nicht ein, nachdem sie endlich ihre Freiheit wieder erlangt. Sie hatte die Ehe zu bitter kennen gelernt und dankte dafür, sich für gleichgültigen Luxus zu verkaufen, wo sie zu verhaßter Gesellschaftlichkeit gezwungen worden wäre. Ihre einzige Lust war von jeher nur eines gewesen: Lesen, lesen, lesen und darüber nachdenken. So fand sie denn dies entlegene Bergasyl, wo sie bedürfnislos sich der Einsamkeit hingeben konnte. Lieber hungern, aber ununterbrochen sich Bücher beschaffen. Aber so viel aristokratischen Tic behielt sie doch, ihre Wohnung in einem zerfallenen Palazzo, voll alter Wappenstukkaturen und Fresken, möglichst malerisch und farbig zu gestalten: selbst ihre Türen und ihr Bett ließ sie mit ihrem doppelten Wappen bemalen, dem eigenen und dem ihrer Familie-durch-Heirat!

In ihre Vergangenheit, da sie ihr erstes Witwenjahr in Italien zubrachte, fiel noch eine Liaison mit einem ungarischen Grafen, den sie hernach abschüttelte. Ihre Schulden mußten mehrmals die Schwestern wehklagend bezahlen. Jetzt sollte Geist diese angenehme Pflicht übernehmen, dachte er anfangs. Doch kein derartiges Ansinnen ward an ihn gestellt, bis die Verhältnisse selber es unumgänglich machten. Aus dem kurzen Besuch wurde ein langer Aufenthalt, aus der Seelenfreundschaft bald etwas Heißeres. So begann sechsjähriges Glück, sechsjährige Marter. Denn die Frau heischte von ihm Losreißen von allen deutschen Verbin-

bungen ,indem sie ihm und auch sich selber vorredete, Berlin sei für ihn der Tod und diese erzwungene Einsamkeit die einzige seelische Rettung. Es war zur Hälfte wahr, aber nur zur Hälfte. Der Mann hat seinen Beruf, den er nicht ungestraft vernachlässigt. Wohl wuchs seine Schaffenskraft in dieser Stille und dankbar gedachte er dieser Zeit der Sammlung und Versenkung. Doch gestatteten ihm die sonstigen Verhältnisse diese Lösung und Trennung von allen Beziehungen? Wer Literatur als Beruf betreibt, darf nicht wie ein vornehmer Dilettant nur für sein Schaffen und nicht für dessen Verwertung sorgen. So begannen schon sehr früh Reibungen, die zu meskinen Reibereien führten. Riß er sich blutenden Herzens von seiner neuen Heimat und ihrer Liebe los, so machte sie ihm die Zeit des Fernseins zur Hölle. Fast Tag für Tag plagten ihn in Berlin ihre Klage- oder Zornepisteln, dabei gab sie stets gute Lehren ohne eine Ahnung vom wirklichen Leben, da sie ja stets in aristokratischer Abgeschiedenheit des exklusiven Land- oder richtiger Schloßlebens sich von der „Kanaille“ fernhielt. Bürger, die durch Arbeit ihr Geld verdienen müssen, hatte sie nie gekannt, nur hohen Adel und Bauern, selbst eine Mischung von Prinzessin und Bäuerin in ihrer hochmütigen Derbheit darstellend. Als vornehme Bettlerin behielt sie immer noch Lebensansprüche der „großen Dame“, betrachtete das Dasein mit doppelt verfänglicher Einbildung: eine eingebildete, phantastisch falsche Welt mit eingebildetem Dünkelwahn von hundert Ahnen.

Blieb er ihr zu lange in Berlin, hatte sie flugs die Drohung bei der Hand, sie werde sich vom nächsten

Felsen in den Abgrund werfen. Und bei so unberechenbaren Launen war alles möglich.

Mit bitterem Hineinbohren ins eigene Selbst vergegenwärtigte er sich jetzt seine qualvolle Erinnerung, wie er damals unter zunehmendem Druck dieses unheimlichen Liebesjochs und geheimnisvollen Doppellebens gefühlt, wo Berlin und Lugano ihm wechselweis unerträglich wurden.

Was war dies für ein Glück gewesen, das er ersehnte? Sollte er jetzt den Wahn belächeln, sich seiner Begierde schämen? Sie war nur menschlich, das natürliche Recht auf Sinnengenuß. Denn hier stak des Pudels Kern. Teils Ermüdung durch endlose Widerwärtigkeiten des Literaturklüngels, teils diese Entfremdung vom nervösen Großstadttreiben durch bäuerliche friedliche Stille, wo doch zugleich angeborene Kulturintelligenz der vornehmen italienischen Rasse und ungebundene Freiheit südlichen Lebens im Rahmen süßer Naturschönheit dies Dörflersein mit traumhaftem Reiz überhauchten, entnervten völlig in ihm seine frühere strenge Idealität. Mochte er auch liederlich genug als Jüngling sich herumgetrieben haben, so schwebte ihm doch stets ein ernsteres, reineres Ziel vor. Selbst Ehrgeiz und Ruhmsucht stachelten ihn nicht im ordinären, sondern antiken Sinne, mit der Aussicht auf wahre Größe. Doch jetzt, während steter Mißerfolg ihn längst verzichten und verzweifeln ließ, seiner Bedeutung volle Geltung zu verschaffen — „er glaubte immer eine erste Rolle zu spielen und hat doch nie eine gespielt," höhnte jüngst ein frecher Bengel — hielt er für Glück, im saftigen Erdenschmutz des Sinnenlebens unterzutauchen.

Diese Italienerinnen waren ihm gerade recht. Ihre tierische Weibchengeilheit unterschied sich doch wenigstens von Aehnlichem im Norden durch die Grazie und Feinheit einer nobleren uralten Rasse. Die Söhne des Himmels sahen nach den Töchtern der Menschen, daß sie schön waren, und ein nordischer Kulturzärtling konnte sich recht wohl mit derben Naturweibern paaren. Diese Anziehung schien gegenseitig. Sobald er ein begehrliches Auge auf diese Naturschönheiten warf, blinzelte ihm geschmeichelte Antwort entgegen. So weit kam es schon im dritten Jahre seines Aufenthalts, ohne daß „La Baronessa" es anfangs ernst nahm. Ihre Selbstgefälligkeit, durch Verhätschelung ihrer „Genialität" in ihren Adelskreisen genährt, deren Unbedeutendheit und Unbildung natürlich jeden Ausnahmefall der Ihren als Wunder anstaunen, spiegelte sich allen Ernstes vor, sie schlage jeden, zu dem sie sich herablasse, in unzerreißliche Bande. Geist war der einzige Mensch, zu dem sie geistig emporschaute, alle andern Menschlein seien bloße Nieten, doch das änderte nicht, daß sie sich mindestens für den stärkeren Charakter hielt und deshalb ein Herrschaftsrecht auch über ihn beanspruchte. Wie schlecht kannte sie sein zähes, elastisches Ich, das von jeher sich starr behauptete trotz aller altruistischen Weichheit! Deshalb nahm ihr Halt auf ihn genau in dem Maße ab, als er ihren steigenden Egoismus erkannte. Was bewog ihn denn, sein Los an das ihre zu schmieden? Zutiefst lagen rein ethische Gefühle zu Grunde, grenzenloses Mitleid für unverdientes Unglück und unwiderstehliche Sympathie für ihre weltverachtende Isoliertheit. Ursprünglich glaubte er auch an tiefere Seelenverwandschaft.

Aber von Jahr zu Jahr fielen ihm die Schuppen von den Augen, daß es mit solcher Verwandtschaft übel bestellt, gewisse Aehnlichkeit in Nebendingen noch lange keine Gleichheit sei. Zuerst begann es bei ihm zu tagen bezüglich ihrer geistigen Anlage. Diese Frau hatte sich daran gewöhnt, von Standesgenossen und andern Durchschnittsmenschen als femme supérieure und „genial" angestaunt zu werden, infolge dessen sie in naivem Größenwahn schwelgte. Gerade dies maßlose Selbstbewußtsein verlieh ihren überspannten schriftlichen und mündlichen Eruptionen eine wilde Kraft, die auch ihn anfangs blendete. Nur zu bald kam er aber dahinter, daß dies alles nur plagiatorisch angelesen und anempfunden war, daß ihr jedes klare Denken und vollends jedes Kunstgefühl mangelte. Was ihren intuitiven Weibinstinkt anregte, war immer nur etwas Allgemeines, eine Witterung für Abnormes. Daß sie daher in Friedrich Geist einfach Geist von ihrem Geist zu erkennen glaubte, begriff er ja. Aber in einem Anfall von Ehrlichkeit gestand sie später, wie entsetzlich sie anfangs von seiner Person enttäuscht worden sei. Sie hatte sich einen düstern, grimmen Berserkerrecken vorgestellt, und hereintrat ein sanfter, bleicher, nervöser Großstadtzärtling. Freilich erschien ihr dies gleich hernach als besonderer Reiz, denn sie begriff das Dämonische, das in dieser Verbindung scheinbarer Schwäche und Weichheit mit äußerster Kampfstärke lag. Das Mütterliche in jeder Frau erwachte in ihr und sie bemutterte ihren erwählten Liebling. Doch seine eigene Enttäuschung ging mit der ihren Hand in Hand. Von Verständnis für die künstlerische Seite seines Wirkens keine Spur, nur dann, wenn

es ins Gedankliche hinübergriff. Da ihr aber jeder kritische logische Vergleichsstandpunkt fehlte, steckte sie ihn mit ihrem eigenen krankhaften Größenwahn an und schmeichelte ihm mit der gläubigen Anbetung, daß er in seiner Weise zu den Allergrößten der Menschheit zähle, einem Shakespeare nichts nachgebe und nur durch die Umstände verhindert sei, die Aufgaben eines Napoleon zu erfüllen. Im Gegensatz zur ebenso kindisch albernen Unterschätzung seiner wirklichen Größe seitens der Literatenkrapüle konnte solch wahnsinnige Ueberschätzung, so sehr er sich innerlich davon zu befreien suchte, seinen Seelenfrieden nur vergiften. Zuletzt legte er auf ihr unterschiedslos verhimmelndes Urteil, ihre philosophisch sein sollenden Phrasen gar keinen Wert mehr, fand unter der Bildungsschminke nur brutalen praktischen Willen zur Macht, wie ihn Damen der hohen Gesellschaft so oft hinter den Kulissen der Diplomatie und Oberflächen-Weltgeschichte betätigen. Nicht mit Unrecht verglich sie sich jenen französischen Damen der Fronde, einer Duchesse de Longueville. Aber daß auch viel von einer Katharina von Medici in ihr steckte, verschwieg ihr wahres Wesen bei näherem Auskunden nicht. Ja, in der Renaissance, wo mit Gift und Dolch gewirtschaftet wurde, wäre sie an ihrem Platz gewesen. Freilich gab es auch eine andere Seite ihrer Natur, die zu heroischer Aufopferung drängte. Aber auch dies nur auf äußerlich praktischem Gebiete. Zu nichts wahrhaft Geistigem befähigt, gebrach es ihr an Geduld und vor allem an wirklicher Idealität.

Man sagt nicht mit Unrecht, daß die meisten Frauen den Durchschnittsmännern, auch talentvollen, an Welt-

klugheit und Lebenseinsicht überlegen seien und ihre männlichen Genossen am Gängelbande führen. Eine solche Frau wie diese würde daher vielleicht einem macht-hungrigen Politiker von unschätzbarem Nutzen gewesen sein, falls nicht ihre Abneigung gegen gesellschaftliche Konventionalität sie auch hierin lähmte. Als Genossin eines reingeistigen Arbeiters verfehlte sie ganz ihren Beruf. Selbst was sie ihm praktisch für Berufsgetriebe riet, war immer falsch und verwickelte ihn in unnötige Klemmen, weil sie stets die Dinge als hochadlige Dame sah, auf die alle Welt Rücksicht nimmt und ihr möglichst nichts zu leide tut, weshalb sie sich die hochmütigste Narrheit erlauben darf. Nun, ihre durchdringende kalte Klugheit unter all dem verrückten Temperamentsfieber ahnte bald, daß die geträumte geistige Genossenschaft hier nie bestehen könne. Denn einem genialen Produktivmenschen gegenüber befindet sich die Frau stets im Nachteil, weshalb Genies so selten weibliche Hingebung erobern, die sonst allen Minderwertigen zu teil wird. Weibliche Herrschsucht kommt hier nie auf ihre Rechnung. Mag sie solchen Ausnahmemenschen auch in äußerlichen Nebendingen regieren, womit sie seiner Gleichgültigkeit gegen Alltagsfragen nur dienend eine Last abnimmt, ewig verschlossen bleibt ihr sein innerstes Sein. Dies Dasein für sich merkt des Durchschnittsmannes blinde eigene Torheit und Eitelkeit selten, weshalb niemand ein Held für seinen Kammerdiener. Aber die Frauen besitzen eben eine ungleich feinere Witterung, für ihre Intuition kann der Held selbst in tiefster äußerer Erniedrigung ein Held bleiben, deshalb ärgert und foltert sie dies immer geahnte und oft klar erkannte

Abseitsein des Genialen. Nur ein Fittich trägt zu solch einsamem Adlerhorst hinauf: selbstvergessende Liebe.

Aber nun kam die weitere Erkenntnis, daß diese Frau trotz ihrer überschwenglichen Gesten und Phrasen zu jedem Selbstvergessen unfähig sei. Weit entfernt, in dem so glücklich erbeuteten Idol unterzutauchen, verlangte sie nach und nach von ihm das Umgekehrte, daß er in ihre Schrullen aufgehe, in ihrem wertlosen, aber nach ihrer Schätzung so hochbedeutenden Leben untergehe. Und so kam allmählich seine eigene, hingebend geopferte Selbstsucht wieder zum Vorschein. Geistiges Zusammensein von Mann und Frau ohne geschlechtliche Neigung ist an sich ein Unding, möglich nur in zwei Ausnahmefällen. Entweder gibt das Weibchen in reiferen Jahren dem polygamen Männchen volle Freiheit und verzichtet auf eigene Befriedigung der Sinnlichkeit, oder die reinethische Gemütsliebe ist so stark und heilig, daß sogar der Mann auf das Sexuale verzichtet. Zu solchem abnormem Edelsinn wäre Geist fähig gewesen, so lange er die Binde seiner eigenen Herzensschönheit vor Augen trug und diese Frau in verklärtem Lichte sah. Doch der Schleier zerriß. Obschon zwölf Jahre älter als er, wollte ihre unbefriedigte Sinnlichkeit, die durch angedrillte nonnenhafte Keuschheit aus Hochmut und Männerverachtung sich bahnbrach, endlich mal ihren Johannestrieb feiern. Schon die Vorstellung, ihm irgendwelche sexuale Abenteuer zu gestatten, erfüllte sie mit unerträglicher Wut. Er aber andererseits lernte ihren wahren Charakter am besten auf drei Reisen kennen, eine nach Venedig, eine nach Böhmen, wo sie ihre eine Schwester unversehens über-

fiel, um Geld von ihr zu erpressen, eine gleich zu Anfang nach Berlin, wo er sie bei einer ihm drohenden Unannehmlichkeit in der Nähe haben wollte: so grenzenlos hingegeben an sie fühlte er damals noch. Immer hatte sie dabei nur an ihre eigene Wohlfahrt gedacht, ihn übermäßig ausgenutzt, wie ihm denn mit der Zeit sein Asyl teuer zu stehen kam. So war er denn schon im vierten Jahr seines „Verhältnisses", wobei er stets drei Viertel des Jahres im Süden bei ihr weilte, so weit, daß er irgend ein unvorhergesehenes Hereinbrechen tragischer Zerwürfnisse ahnte. Schwankend in seiner Weltanschauung, dem Transcendentalen zugewandt, aber nicht überzeugt, dachte er damals an Selbstmord.

Die düstere Ahnung betrog ihn nicht. Wahrscheinlich durch Blutwechsel bestimmt, durch stete heftige Kopfschmerzen angekündigt, nahte sich der Unglücklichen eine schaurige Vergeltung für all das nörgelnde, quälende Leid, das sie ihrem Wohltäter in verzweifelt starrer Herrsch- und Selbstsucht zugefügt. Schwarze Flimmer zeigten sich vor den Augen, der konsultierte Arzt hielt sofortige Operation für nötig. Sonst schwatzte sie immer von ihrer Stärke, hatte sich aber durch ihr faules Traumleben im Sonnenlande so gehen lassen, daß jedes kleinste Unwohlsein sie niederwarf und Geist dann rücksichtslos von ihr tyrannisiert wurde. Gegenüber dem großen Unglück bewies sie aber heroische Festigkeit, ertrug die Operation so tapfer, daß der Chirurg für sie eine dauernde Hochachtung faßte. Augenleiden sind in dieser Gegend an der Tagesordnung; ob es aber mit dem Klima oder mit rachitischer Anlage der Bevölkerung zusammenhängt, bleibt ungewiß. Bei ihr selber, kurzsichtig von Jugend

an, konnte das plötzliche Hervorbrechen der Krankheit am besten durch ihre chronischen Wutanfälle erklärt werden, Blutandrang zum Gehirn bei ihrem ohnehin abnormen Schädelbau. Und so half denn die erste Operation nichts. Eine zweite mußte folgen, weil sie sich mit Lesen nicht in acht nahm und erneute Gemütsbewegungen sie durchrüttelten. Denn ihr gänzlicher Mangel an Selbstzucht machte ihr unmöglich, die kleinste Widerrede zu ertragen, über jede Kleinigkeit geriet sie in Jähzorn. Er vermochte sich nicht immer zu beherrschen, so selbstüberwindend sein neuerdings gewecktes Mitleid die gräßliche Lage ertrug. Immer ausschließlicher fiel sie in ihre eigene Vergangenheit zurück, webte in Erinnerungen ihrer westfälischen Heimat und ihrer Familienverhältnisse. Als er endlich mal die Geduld verlor über ihre albernen närrischen Adelsprahlereien und Rodomontaden über „bürgerliche Kanaille", machte sich sein seit lange an ihm zehrendes Mißvergnügen Luft:

„Ach, ich bin's müde, immer wieder dieselben alten Geschichten zu hören. Solche unbedeutenden, nichtigen Geschöpfe wie deine Grafen und Barone langweilen mich zu sehr."

Als Antwort ergriff sie ein Messer und schrie: „Hinaus aus meinem Hause! Ihr Leben ist nicht vor mir sicher!" Ihr dunkelrotes Gesicht verzerrte sich. Wenn die Dörflerinnen im Scherze lachten: „La Baronessa é una strega," so glich sie in diesem Augenblick wahrlich einer Hexe und er empfand für sie nur Ekel, geradezu physischen Widerwillen. Natürlich hielt ihr großartiger Entschluß nicht vor, sich von solchem Adelsver-

ächter für immer zu trennen. (Im übrigen spottete sie selbst nach Kräften über die Edelsten der Nation, die entweder Kretins oder Schufte seien.) Vielmehr peinigte sie den nach Berlin Zurückgekehrten wieder mit täglichen Wahnsinnsepisteln, daß er wie ein Feigling und Schurke „seine Gattin" im Stich lasse. Dies war schon im fünften Jahr, auch die zweite Operation half nichts, die tückische Krankheit ging ihren Weg, verbunden mit zeitweiligen stechenden Schmerzen. Angeblich hatte falsche Angabe des Arztes über tägliches Einträufeln von Cocain und Atropin den Fall verschlimmert. An Besserwerden war nicht zu denken, ein dunkler Halbschleier umflorte meist den Gesichtskreis. Weil sie wenig lesen konnte, zerstreute sie sich mit verrückten Anklagebriefen, teils an ihn, wenn er fern war, teils an ihre Schwestern. Ihr biederer Schwager, ein treuer teutscher Edelster, weigerte sich natürlich ritterlich, einen Pfennig ihrer umfangreichen Doktorrechnungen zu bezahlen. So mußten die Schwestern wohl oder übel bluten, die ein Zetergeschrei erhoben, so in ihrer Behaglichkeit behelligt zu werden. Da aber natürlich wieder neue frühere Schulden der Baronessa aus der Versenkung auftauchten, nachdem Geist sie angeblich alle bezahlt, so fiel ihm wieder die edle Pflicht zu, für die Hauptsache aufzukommen, eine recht beträchtliche Summe. Ihr Kredit hob sich selbstredend ungeheuer, seit sie sich diesen Genossen angeschafft. Sie konnte sich austoben nach Herzenslust. „Fa niente, il signor paga sempre." Ihre Toilette kostete noch immer genug, ihre echten Spitzen stellte sie zur Schau, ihre weißen Wollkleider englischen Stoffes mußten möglichst chic ge-

schnitten sein. Das verlangte ihr Schönheitsgefühl, das natürlich auch jede Wirtschaftlichkeit im Hause ausschloß. Selbst irgendwo Hand anzulegen war unter ihrer Würde. Während sie sich eine „Frau aus dem Volke" nannte und förmlich mit ihrer Armut prahlte, behielt sie die Allüren einer Fürstin, die von jedermann Tribut heischt. Nur einmal riß ihm der Geduldsfaden, als sie sich allen Ernstes ein Perlenhalsband aus London bestellte, im selben Augenblick, wo sie ihm das elendeste Essen vorsetzte, weil nicht genug Geld beim Monatsschluß da sei. Und das alles für eine Frau, die ihm geistig nullwertig, unangenehm, schädlich, die ihm moralisch ein Greuel und physisch zuwider war! Warum machte er nicht ein Ende? was hielt ihn denn fest? Allerdings ein starker Rest unvertilgbarer Anhänglichkeit, die ein nobler Mensch immer dem Weibe bewahrt, mit dem er lange vertraut gelebt. Man redet viel von Männerfreundschaft, aber das ist meist nur fable convenue, bloße Interessengemeinschaft, die sofort aufhört, sobald die Interessen sich schneiden. Geistige Berufsgenossenschaft und Kameradschaft überdauert selten einen materiellen Bruch. Freundschaft im wahren Sinne, nämlich persönliche Anhänglichkeit als unausrottbare Gewohnheit, empfinden nur Mann und Frau, die sich von Liebeswahn ernüchterten, aber Interesse für einander behielten. Nur deshalb halten sich so viele Ehen, wo sexuale Ernüchterung nicht bis zu verachtender Gleichgültigkeit stieg. So erklärt sich Napoleons zehnjähriges Klebenbleiben an der verblühten Josephine, die ihm so vielen Grund zur Ehescheidung schon gleich zu Anfang bot: Macht der Gewohnheit. Doch war es

dies allein, was hier bei Geist sein Ausharren bestimmte?

Wenn er diese zwei Schlußjahre des Verhältnisses überdachte, wo innere Lockerung sich durch äußere viel längere Trennung im Jahre kundgab, so wußte er nicht, ob er sich mehr verachten oder bemitleiden sollte. Denn zu allem andern Unerträglichen gesellte sich noch der Zwang zur Heuchelei, zu einer Komödie, die merkwürdigerweise nur gerade die eine Person täuschte, auf deren Täuschung es ankam. Nur sie selber in ihrer Selbstzufriedenheit ahnte nicht, was längst alle Dörflerinnen wußten. Das benachbarte Haus eines Dorfmagnaten, der sich wie einige andere in Südamerika ein bißchen Wohlhabenheit rabuschert hatte, beehrte Sor Federigo mit so vielen Besuchen oder verplauderte wenigstens Mondscheinabende auf der Bank vor dem Hause, daß ein Blinder sehen konnte, ihn ziehe dorthin ein besonderer Magnet. Selbst der naive Dorfmagnat, der anfangs nur meinte, der Herr sei des ewigen Alleinseins mit der Baronessa überdrüssig und liebe Gespräche mit einem erfahrenen Freimaurer wie ihm, pflichtete später wohl seiner auffallend schönen Gattin bei, daß Sor Barong ihren Töchtern süße Augen mache. Nur blieb unklar, welche der drei Grazien ihm denn besonders gefalle. Die Betreffende merkte es freilich bald, so etwas bleibt Weibern nie verborgen, aber sie schwieg wahrscheinlich dazu, da sie mit einem Jugendgespielen von jenseits des Sees auf der italienischen Seite so gut wie verlobt war. Der war eine sehr gute Partie, aber ein Windhund, der jeder Schürze nachlief. Die Möglichkeit, einen richtigen „Herrn" wie Sor Federigo zu heiraten, stieg ihr sicher zu Kopfe. Aber meinte er es

ernst? Sie blickte ihn oft nachdenklich von der Seite an. Daß er gerade sie wählte, schien nicht sonderbar.

Sie allein hatte, wenn sonntäglich geputzt, Gang und Haltung einer Dame, wie auch ihre leidendbleiche, aber immer noch schöne Mutter wie eine Aristokratin sich bewegte. Das Mädchen war unverkennbar klug, anständig, ohne geziert zu sein, hatte etwas reserviert Stolzes, sprach scharf und bestimmt mit den Manieren einer Städterin. Eine Klatschbase betonte mal gelegentlich, daß sie noch die Beste der Familie sei, denn sie löge nie. Ihre schmachtende ladylike Grazie, durchaus Natur, atmete verstohlene Leidenschaft. Einer Freundin hatte sie mal anvertraut, daß sie, dreiundzwanzigjährig mit vollem Busen, sich nach einem Manne sehne. Die Freundin hatte es pflichtschuldigst herumgebracht. Unter italienischen Menschen, wo im geheimen jede Wedekindlichkeit bekannt und erlaubt, klang solch naive Sehnsucht aber nur kindlich rein. Geist zweifelte daher nicht daran, daß seine unüberwindliche Zuneigung bei ihr auf empfänglichen Boden fiel. Ein Blick von ihr, als sie sich von ihm unbeobachtet glaubte, verriet es ihm deutlich. Seiner Theorie über Sexualliebe widersprach ohnehin die Möglichkeit einer nicht gegenseitigen Anziehung. Wahlverwandtschaft ist chemische Affinität der Blutkörperchen. Warum erscheint denn einem oder einigen ein Weib so begehrenswert, das alle anderen kalt läßt? Warum kann man nicht begreifen, daß eine Beliebige so viele Männerherzen betört? Das sind Substanzgeheimnisse und deshalb der Begriff Sinnlichkeit für Sexualliebe, falls diese sich auf ein besonderes Objekt ausschließlich richtet, nicht ganz zutreffend. Ein

Psychoid, etwas Charakterologisches, bestimmt wesentlich solche Zuchtwahl. Es wird eine geschlechtliche Ergänzung gesucht, über deren Berechtigung nur ein unerforschlicher Naturinstinkt auszusagen hat. Daß man bei späterer Ernüchterung das einst Begehrte kühl betrachten kann, ohne daß eine Fiber sich regt, erklärt sich höchstens durch den alle sieben Jahre wechselnden Umbau der Zellenatome und beruht obendrein meist auf Selbsttäuschung. Denn unter ähnlichen Umständen wie einst würde das nämliche Wesen andern Geschlechts noch heut so stark auf uns wirken wie früher. Nur die Kleinigkeit ist zu beachten, daß jedenfalls der immer polygamisch angelegte Mann und wahrscheinlich im Innersten auch die auf Monogamie erzogene Frau die begehrte sinnliche Ergänzung keineswegs nur in einer einzigen Person suchen oder finden. Die Anschwärzer des Prinzips der freien Liebe irren sehr, wenn sie daraus Bordellzustände keimen sehen. Denn gerade bei voller Freiheit würde jeder nur das bestimmte, ihm besonders Zusagende heischen, und dies tritt ihm gar nicht häufig entgegen. Die Liebeszuchtwahl treibt eine sehr strenge Auslese. Man könnte die halbe Erde durchirren, ohne etwas unwiderstehlich Lockendes zu treffen, und dann an einem einzigen Punkte gleich in mehreren Exemplaren. Daß ein Mann drei Frauen gleichzeitig dringendst begehren könne mit der gleichen Zuchtwahlinbrunst, ist sehr möglich, aber unmöglich, daß er je mehr als ein Dutzend Weiber in langem Leben treffe, für die er eine zwingende Leidenschaft empfinde. Denn zu jeder wirklichen Leidenschaft, und nur um diese hat die freie Liebe sich zu kümmern, nur diese protegiert die Natur zur Verbesserung

der Rasse, gehören eine Menge Instinkte und Umstände, die nur selten gleichzeitig befriedigt werden.

Mit dem Ueberweib war es nichts, dies Experiment machte klägliches Fiasko, also wollte der verzärtelte Dichter es mal mit dem Urweib versuchen, dem unverfälschten und von Höherertochterbildung unbeleckten Naturweibchen. Abgesehen davon, daß flüchtige Amourette hier aussichtslos und doppelt gefährlich, konnte er seinen Zweck überhaupt nur durch Ehe ausführen. Denn in Wahrheit liebte er als Ganzes dies Milieu, in dessen weltentlegenen naturwüchsigen Frieden er versinken, seine müde bestaubte Seele in den Bach primitiven Urlebens untertauchen wollte. In Berlin überraschte er sich dabei, wie unsäglich ihn die tausend Tagesbegebenheiten der Weltstadt langweilten, während hier im Dorf ihm jede Einzelheit Stoff zum Nachdenken, jedes Auf- und Niedersteigen zwischen Berg und See eine Fülle von gesunden Eindrücken gab. Daß dies physische Gesunden freilich mit seelischer Erkrankung verbunden sei, empfand er nur zu wohl. Das Verbauern mit einer gesunden hübschen Eheliebsten, wie es ihm als Kur vorschwebte, bedeutete gleichzeitig einen Opiumrausch, eine Morphiummanie, um sein tödlich verwundetes Ich einzuschläfern, den gekränkten Großeehrgeiz zu stillen. Opium und Morphium erschlaffen aber unnachsichtlich und führen bei zu starker Dosis regelmäßig frühen Untergang herbei. Und wenn schon! Einige Zeit hier sinnlich glücklich sein und dann kaputt gehen wäre besser, als sich endlos in glückloser Einöde der Kulturbarbarei abzuschuften.

Doch der Mann denkt und die Frau lenkt. Wehe

dem Manne, der sich einer selbstsuchttollen Frau je zu eigen gab! Was man hofft, glaubt man und so nährte Geist lange den Wahn, seine ältliche Genossin werde endlich Vernunft lernen, werde einsehen, daß sie ohne seine Hilfe und Gegenwart ihr einsames Leben hier nicht länger aushalten könne, er selbst aber nicht in dieser förmlichen Einzelhaft mit einer Kranken. Entweder solle sie also mit seiner Hilfe zu ihren Verwandten nach dem geliebten Westfalen zurückkehren oder ihm volle Freiheit im gleichen Erdwinkel gewähren. In diesem Sinne sprach er sich endlich aus und verschwieg ihr, als sie tückisch darauf einzugehen schien und ihn wegen seiner ferneren Absichten ausholte, seinen Wunsch nicht, sich hier in Dörflerfamilie zu begraben. Er tat dies schonend genug, indem er natürlich seine intime Verliebtheit in eine Bestimmte nicht zum Besten gab. Doch dessen bedurfte es nicht, um ihre Raserei zu entfesseln. Ein Strom ekelhaften Selbstsuchtschmutzes und blödsinnigen Schwahns ergoß sich.

„Mir das, mir! Du Schuft! Deine blinde Gattin willst du verhöhnen. Pack dich, du alberner Schmachtlappen! Du und eine Dörflerin! Die kneift dir aus oder macht dich zum Hahnreih. Und Ich, die hier als Burgherrin geherrscht, soll abgetan werden wie eine alte Henne! Nie, nie, nie dulde ich das! Biegen oder brechen! Nur einer kann Herr sein und Ich bin Herr, wo immer Ich bin. Sie dürfen nicht länger hier bleiben. Hinaus, hinaus! Was, anderswo am See sich niederlassen? Dann mache ich einen Skandal, wie die Welt ihn noch nie sah. Und hierher dürfen Sie nie mehr Ihren Fuß setzen. Wagen Sie's nur, vor meinen Augen

eine Hiesige zu scharmuzieren. Für eine Koltellata, einen guten Messerstich, werd' ich schon Leute finden!"

Er sah sie kalt und fest an: „Biegen oder brechen? Dann brechen! 'Tu l'as voulu, George Dandin!"

Einen Augenblick hatte sie noch einen verrückten Einfall: ob das alles am Ende nur Spiegelfechterei sei, ob er gekränkt sei, weil sie seine Liebe nicht mehr erwidere? Er sah sie fassungslos an. Da kam's heraus, er selber war ihr lästig geworden, er sei auch nur eine Niete, eine hohle Nuß. Er nickte befriedigt. So bestätigte sich wieder seine Theorie, daß auch Aufhören der Liebe gegenseitig sei. Kurz zuvor hatte sie ihn noch gezwungen, tausend Francs aus Berlin als gerichtliche Hinterlegung für einen Prozeß zu senden, wo sie gepfändet werden sollte! Und mit höhnischer Schadenfreude gab sie ihm den Stoß, sein Hiersein habe ihr wenigstens materiell genützt, sie habe ihn gehörig ausgebeutet. Nach dieser Leistung verschwendete er kein weiteres Wort, packte seinen Koffer und ging. Nicht mal von seiner „Zukünftigen" durfte er Abschied nehmen, so viel Ritterlichkeit erwarte sie noch von ihm! Ja, er ging — und kam nie wieder. Als er vom Dampfer das Felsnest zum letzten Mal seinen Blicken entschwinden sah, verstand er den Bibelspruch: Ein Schwert geht durch die Seele.

... Fernwirkung der Wesen und Dinge tief im Grunde des Seins, Ersticken in tiefverborgenem Schacht, Bohren unter Bewußtseinsschwelle, Rückschnellen alten Schneids wie biegsame Stahlklinge ... Nur raten, nicht erraten.

In dem nächsten Vierteljahr nach dem Bruch, wo

ihre infamen Briefe wieder hübsch hereinregneten, hatte er sich dabei ertappt, ihren Tod zu wünschen. Dann wäre er erlöst, könnte wieder heimkehren in sein trautes Asyl. In Berlin hatten die Leute an sein Fernsein und Wiederauftauchen sich längst gewöhnt, niemand wird ja ernstlich vermißt, kein Tod reißt wirkliche Lücken. Auf ihm lastete dumpfe Betäubung, als habe ihn jemand auf den Kopf geschlagen und hiedurch ein Gehirnorgan außer Tätigkeit gesetzt. Mechanisch lebte er sich in Berlin wieder ein, an das er nicht die geringste Heimatzugehörigkeit zu empfinden glaubte. Er tat sein Möglichstes, zu vergessen. Als ihn aber Zecconi zu einer italienischen Ausstellung abholte, befiel ihn bei den Tönen des mascagnischen „Intermezzo", dieser süßen Klangmalerei italienischer Natur, ein herzzerreißendes Heimweh. Nur wer im Süden ein Heim hat und gezwungen gen Norden muß, ohne genau zu wissen, ob und wann er zurückkehrt, kann den Kalvarienweg nachspüren, den er bei jeder Trennungsreise in diesen sechs Jahren durchlitt. Und dies war der tödlichste Schmerz unter allen gewesen. Oder doch nicht? Früher, wo er mit edelster mitleidvoller Herzensliebe an dieser verrückten Megäre hing, hatte das Leid ihn tiefer durchbohrt als jetzt, wo er wenigstens dieser Seelenkette sich entledigt fühlte. Nur ein weiches, tiefes Gemüt kann solche Todesqualen nachempfinden, wie sie ihn damals durchwühlten. Ihm war, als ob er sterben müsse. Einmal kehrte er von Bellinzona, ein andermal von Andermatt jählings zurück, weil er Weiterfahrt nicht überleben konnte, wie er meinte. Aber der Mensch kann und muß so vieles ertragen und überdauern, was schlimmer als

Tod, man kann nicht ewig in Seelenschmerz zerfließen, das tosende Außenleben erstickt gewaltsam die innere Stimme. „Doch von überwundenem Leid kommt immer wieder ein Skorpionenstich.“ So sang Byron, der sich auf so was verstand und es wissen mußte. Als plötzlich die Schmähepisteln aufhörten und eine Art Grabesstille eintrat, die nun völlig sein Leben von jenem andern Leben abzuschneiden schien, da erst erwachte in ihm aufs neue nagende Unruhe, erwachte erneut Anhänglichkeitssehnsucht nach dieser Frau, die er nicht liebte und doch nicht vergessen konnte. Zu tief schrieb sie sich in sein Dasein ein.

„Wir werden uns noch trennen, aber mir gleich, du wirst mich niemals vergessen,“ rief sie ihm triumphierend zu. Damals klang daraus noch eigene Zärtlichkeit, denn sie hatte ihn geliebt und ihm in ihrer Art Hingebung bewiesen. Mit bitterer Wehmut dachte er daran, wie sie ihn zweimal in vorübergehender Krankheit gepflegt und überhaupt über seinem leiblichen Wohl gewacht. Aber daß dies „Du wirst mich nie vergessen“ gleichzeitig wieder nur befriedigten Ichstolz verriet und daß umgekehrt sie selber sehr wohl vergessen könne, begriff er jetzt. Und doch blieb es wahr, er vergaß sie nicht, weit eher jenes sinnlich begehrte Mädchen. Was trieb Marguerita, was wurde aus ihr? Das beschäftigte ihn nur nebenher, sein wirkliches Heimweh weilte bei der ungeliebten seltsamen Unglücklichen, die sechs Jahre seines Lebens mit einem Geheimnis von zweifelhaftem Glück und unzweifelhaftem Unglück erfüllte. Was ging vor? Daß sie ihn plötzlich aus den Klauen ließ, als er ihr endlich ihre Briefe uneröffnet zurücksandte, mochte bloße

Pause vor neuem Sturm sein, da sie sich sonst unverfroren offener Postkarten bedient haben würde. Bereitete sie einen Ueberfall vor, wollte sie ihn am Ende gar in Berlin heimsuchen? Oder resolvierte sie sich zu Beginnen eines neuen Lebensabschnitts, ließ sich von Verwandten nach Westfalen zurückholen? Doch sie behauptete ja immer, sie könne nicht unter Menschen gesellschaftlich leben. „Ich bin ein einsamer Spatz." Oder ging sie in sich, kam endlich zur Besinnung, daß sie kein Recht habe, sein Leben zu zerstören, ihn zum Sklaven einer verblühten Frau zu erniedern? Gab sie ihn frei? Bekehrte sie sich gar zu dem Modus Vivendi, den er vorschlug? Schwerlich.

„Ich bin keine Hatzfeldt und du kein Lassalle, ich erlaube dir keine Nebenabenteuer oder führe dir gar neue Amouren zu, du Tor! Dies Gnadeträufeln von Zeus zu Semele macht mich nur lachen. Ein Leben für das andere, gleiche Rechte! Du mußt dich mir opfern, wie ich mich dir geopfert," trumpfte sie einmal trotzig auf.

„Du hattest nichts zu opfern, nur ich," erwiderte er rauh, und da fing sie zu weinen an, was ihrem Augenleiden höchst schädlich, so daß er sie zärtlich tröstete und alles beim Alten blieb. Bedeutete aber dies Schweigen nichts von alledem, so konnte von ihrer wilden verzweifelten Wut und ihrem inneren Elend das Schlimmste erwartet werden. Selbstmord? Aber Geist wußte, daß Leute von starker Selbstsucht sich fast nie dazu entschließen. Nie klein beigeben! heißt dort die Parole. Aber konnte nicht völlige Erblindung eingetreten sein? Jedenfalls Böses ahnend, hatte Geist also zweimal kurz angefragt, wie sie sich befinde, einmal telegraphiert.

Und nun holte er sich also selber die Antwort, die letzte entscheidende. Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen.

Wenn alles unwiderbringlich dahin und ein schwarzer Strich durch ein Lebensblatt, ein Schlußpunkt unter ein Erlebnis das unwiderrufliche Vorbei bezeichnet, überkommt den Betroffenen nach der Erschütterung eine finstere, wüstenhafte Ruhe. Geist fuhr am andern Morgen in aller Frühe per Boot vom „Paradiso" ab, um sich an einem bestimmten Uferpunkt des Sees aussetzen zu lassen. Paradiso! Er lächelte bitter. Wie wir Menschen so gern den Mund voll nehmen! Ein bißchen Naturlieblichkeit und Behagen, und schon glauben wir ein Eden gefunden zu haben. Aber die Schlange nistet im Paradies so gut wie in der Wüste.

Als er landete, meinte der Schiffer: „Der Signor scheint den See sehr gut zu kennen, spricht ja auch unsern Dialetto. Heut kommt ein Temporale (Unwetter), nehmen Sie sich in acht, wenn Sie per Boot zurück wollen! Die Tramontana (Nordwind) wird heftig."

„Wir bekommen Breva, der Wind schlägt um!" bemerkte der Deutsche ruhig. So genau kannte er hier Wind und Wetter. Der Schiffer beobachtete einen Augenblick die Wolken über dem fernen lombardischen Ufer im Hintergrund und nickte erfreut.

„Der Signor hat recht. Ah, er ist ein Eingeborener. Riverisco!" Und er stieß ab. Ein Eingeborener! Um für immer von diesem Erdwinkel zu scheiden! Das Wort ging ihm wie ein Stich durchs Herz und er brütete darüber, als er hastig am Ufer entlang wanderte. Er kannte einen nur den Dörflern bekannten Seitenweg über den Uferberg hinauf, wobei er das Seedorf nicht

berühren brauchte, und stieg dort langsam hinan. Immer höher, bis der weiße Turm der einsam verfallenen Kirche im Felsdorf emporstieg. Etwas unterhalb lag der Friedhof. Dorthin richtete sich sein letzter Gang zur einstigen Heimat...

Lange stand er schweigend an der bald gefundenen frischen Gruft, wo Goldlettern auf Marmorstein verkündeten, daß hier die Illustrissima Donna Fernanda schlummere. Ihm war, als stünde die Tote neben ihm, nicht mehr in Elend und zornrot, sondern wie in alten Tagen der ersten Liebe. Obschon nach künstlerischem Maßstab nichts weniger als schön, galt sie den Italienern als Schönheit, denen rotweiße Gesichtsfarbe und massive Stattlichkeit besser mundet als klassische Morbidezza ihrer Landsmänninnen. Doch selbst ihre großgewachsene volle Gestalt hatte etwas Abnormes, insofern ihr übergroßer Kopf mit kurzem Stiernacken auf viel zu schmalen Schultern saß, von ihrem breiten Busen und unteren Leib viel zu dünne Arme abstachen. Mit ihrer gepriesenen Gesundheit und Stärke war es also nicht so weit her, wie es schien, in ihrer Struktur steckte von Anfang an ein wurmstichiger Punkt. Aber daß ihr düsterer Beethovenkopf mit der am Hinterschädel kurzgeschorenen Titusfrisur etwas Faszinierendes und für manche Männer geradezu Berückendes hatte, ließ sich nicht leugnen. Ihre tiefliegenden ernsten Augen konnten den treuen Blick eines Hühnerhundes ausprägen, doch in Anfällen von Bosheit huschte schielende Falschheit darin. Ihre breite, gewölbte Stirn deutete auf hohe Begabung, ihr festgeschlossener Mund über vortretendem, etwas schwammigem Kinn auf starren, unzähmbaren Willen. Aber

so unendlich sie alle Geschlechtsgenossinnen geistig zu überragen schien, worin bestand denn eigentlich ihre Begabung? Ihre Willenskraft, glich sie nicht der krankhaften Anspannung von Toren und Tobsüchtigen? „Sich durchsetzen" war ihr Schlagwort, doch sie gestand sich in lichten Augenblicken: „Ich habe die Partie verloren."

Denn ihr Prahlen mit stolzer Einsamkeit, vornehmer Armut, tiefsinniger Versenkung empfand sie dann selber als täuschenden Schein, die Wahrheit maskierend. Nein, nur als regierende, kühne Dame der Feudalzeit wäre ihr wohl gewesen. „Den Tag über in Blut waten, die Nacht beten," stellte sie mal als ihr Ideal auf. Aber jedes Feld zur Betätigung ihrer seltsam dämonischen Art, ihrer morbid überspannten Kraftenergie, blieb ihr verschlossen. Sie setzte sich eben ganz und gar nicht durch, denn ihre Herrsch- und Ichsucht brach sich sofort am kalten Panzer schlauer Mittelmäßigkeit. Wenn Geist alle Figuren musterte, die in ihr Leben traten und die er durch Briefe und Handlungen sehr genau konstruieren konnte, staunte er über diese Einhelligkeit schofler Unnoblesse, niedriger plebejischer Selbstsucht. Selbst ihre sogenannten Freunde hatten sie nur ausgebeutet, ohne je den kleinen Finger für sie zu rühren. Und dies alles waren „Edelste der Nation"! Ein nettes Gesindel!

Den einzigen wirklichen Aristokraten, großmütig, freigebig, mitleidig, ritterlich, hatte sie in ihrem bürgerlichen Liebhaber kennen gelernt, das verkannte sie nicht. Doch wie bezeichnend für den morschen, moderigen Untergrund ihrer eigenen unadeligen Seele, daß sie den Einzigen, der ihr je Opfer brachte und selbstlose Treue bewies, nur undankbar quälen und ausbeuten konnte! Das hatte er

ihr zuletzt eindringlich vorgehalten, ihr ernst zu Gemüte geführt, ob sie noch immer ihr Los für so ganz unverdient halte, ob nicht am Ende eine tiefere Gerechtigkeit auf Erden walte, als unsere Eitelkeit annimmt. Da schwieg sie betroffen, raffte sich aber dann zu ihrer gewohnten kindischen Selbstherrlichkeit auf: „Ich bin, wie ich bin. Wenn dir das nicht gefällt, so trennen wir uns."

Jawohl, jeder folgt unabänderlich seiner angeborenen Natur, auch er der seinen. Wohl war er sich bewußt, daß alberne Nietzsche-Zöglinge ihn der Schwäche zeihen würden. Nietzsche, der „Uebermensch", glich so drollig diesem „Ueberweib", die gleiche Mischung angelogener Stärke und kranker Schwäche. Nein, nicht die Schwachen und Kleinen, wie dieser schwächliche Pseudoriese faselt, erfanden das altruistische Prinzip, sondern die Starken und Großen. Mitleid und Selbstverleugnung besitzt nur der Starke, nur er kann spenden aus unerschöpflichen Schatz seiner lauteren Herzensfülle.

Ja, mochte Geist in seinem Verhalten auch manches anders wünschen, mochte ein höherer Idealismus am Ende gar von ihm völliges Selbstopfern für diese fremde Selbstsucht und Verzicht auf eigenes Glück heischen, selbst Christus forderte doch nur: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, aber nicht mehr als dich selbst! Er hatte sich nichts vorzuwerfen. Aber auch ihr nicht. Denn düster tagte ihm die Erkenntnis, daß wir nur Marionettenpuppen des Schicksals sind, daß alles Erleben vorbestimmt. Als sie ihm zuerst das Bild ihrer Mutter zeigte, entfuhr ihm ein Ausruf des Erstaunens über die fabelhafte Aehnlichkeit mit seiner eigenen Mutter. Was den Anstoß zu ihrer früheren Korrespondenz

mit ihm gab, entsprach gleichfalls dem Ring der geheimen Causalität. Es lebte irgendwo in der Welt ein österreichischer Graf, der allein über wichtige Jugenderlebnisse Geists in London aussagen konnte, als Neffe eines greisen englischen Aristokraten, der für Geist eine rührende väterliche Zuneigung hegte. Noch auf dem Totenbette hatte er sich ein aufsehenerregendes Werk seines schon damals als Dreiundzwanzigjähriger bekannt werdenden deutschen Lieblings vorlesen lassen, wie der Graf an Geist nach Berlin schrieb, indem er ihm das Ableben ihres gemeinschaftlichen Freundes auf dessen letztes Geheiß mitteilte. Nun wohl, dieser nämliche Oesterreicher war mit der Baronin zufällig bekannt geworden, hatte sie einmal am See besucht und ihr dabei, da sie sich so für Literatur interessiere, von seinem einstigen Vertrauten erzählt. O seltsam, seltsam! Den Grafen sah er nie im Leben wieder. Geschah dies aber je, so lebte hier der einzige Mensch auf der Welt, der ihm ein Band mit der Vergangenheit sein konnte. So geheimnisvoll arbeitet das Schicksal. Berge von Geschwätz hatte man über Geists Laufbahn getürmt, lange Charakteristiken über ihn verzapft mit wissender Miene, und sein wahres inneres Leben kannte nicht einer. Der unvergeßliche Greis in London, die unvergeßliche Frau, die hier einsam moderte, sie allein hatten Poesie in Geists ödem Leben bedeutet. Und mit unheimlicher Gewißheit durchdrang ihn der Glaube, daß diese Wesen von Anbeginn mit ihm verknüpft waren aus irgend einem früheren Sein, daß er sie wiedersehen werde in künftigem Sein.

Warte nur, Tote! Bald tritt auch der Ueberlebende

in die Astralwelt hinüber jenseits der Bewußtseinsschwelle. Jetzt in erlöstem Zwischenreich, wo deine Schuld durch so viel Leiden gesühnt, wird der blinde Haß deiner Selbstsucht zerrinnen, wirst du verzeihen und reuig bekennen, daß nichts zu verzeihen war, daß du von deinem Seelenfreund Uebermenschliches ungerecht verlangt, unmenschliche Opfer auf dem Altar eigener Ichsucht. Finsterer Groll und Grimm würgte in dem einsamen Grabbeschauer. Arme Tote, dir verzieh er gern mit strömenden Tränen, aber dem boshaften, tückischen Schicksal verzieh er nicht. Daß beide Leben nach Vorbestimmung sich treffen mußten, brauchte das mit so viel Leid erkauft zu werden? Und warum muß man schuldig werden, ohne zu wollen, schuldig wankender Treue, erbarmungsloser Ichbehauptung, bloß weil die Ungnade des Schicksals unseren Selbsterhaltungstrieb dazu zwingt? Ja, sie hatte ihre schweren Fehler und Gebrechen, aber auch Anlage zu großen Tugenden, warum mußte die Bitternis steten Unglücks sie vergiften und erbittern? Und welche Schuld beging denn er, daß sein reinstes Fühlen zuletzt in Unheil strandete?

Er wandte sich langsam um, mit einem letzten Blick das Bild des Bergkirchhofs umfassend, wundervolle Aussicht, die tote, zugedrückte Augen nun nicht mehr sehen konnten, über See, lombardische Ebene und den steil aufsteigenden Generoso. Dann ging er festen Tritts talab durch den Hohlweg nach dem Seedorf hinunter, wo Wasserrinnen über Gestein plätscherten, schon im Februar Veilchen blühten, in Sommernächten Glühwürmchen zu Tausenden flimmerten, Primeln und Anemonen einen farbigen Teppich breiteten. Jetzt im Herbst

schwebte noch ein Hauch der Weinlese von den Vignen herüber. Droben begegnete er niemand, alles schlief noch, auf dem Hinabweg traf er ein paar fremde Tagelöhner, unten am See vor dem Wirtshaus hingegen ein paar Engländer, die er unterwegs auf der Gotthardfahrt kennen lernte. Sie waren auch in aller Frühe per Wagen den See hinabgefahren und machten hier Halt für Pferdefütterung. Indem er mit ihnen sprach, den nächsten Dampfer nach Lugano erwartend, entrann er nicht dem Zusammentreffen, das er vermeiden wollte. Eine magere Contadina kam vorüber und schrak auf, als sie ihn sah: sechs Jahre lang hatte sie die Hausgeschäfte droben für ihn besorgt. Sie hatte einen Einkauf hier unten gemacht und wollte nach oben gehen. Schwerfällig erhob er sich von der Bank, wo er plauderte.

„Ohé, la Elisa! Comé stà?" Ein gutherziges Lächeln flog über ihr Gesicht. Die Frau war ihm anhänglich ergeben, sie kannte am besten die häuslichen Szenen, alles, was er geduldet. Oft genug verbreitete sie im Dorfe: „Il Sor è veramento un angelo." (Der Herr ist ein wahrer Engel.) Aber sie wagte nicht, vom Tod ihrer Herrin zu reden.

„Sage doch, Elisa," räusperte er sich plötzlich, seine Stimme klang heiser, „haben die Schwestern der Padrona das Begräbnis oben bezahlt?"

„War nicht nötig. Die ältere Schwester starb vor drei Monaten, hinterließ der Padrona eine große Rendita."

„So?" Nach kurzem Schweigen stieß er hervor: „Hat sie gar nichts für mich hinterlassen, kein Andenken, keinen Brief, falls ich wiederkäme?"

„Niente, Signor, Niente!“ sagte sie leise und sah ihn kummervoll an. Sie war ganz auf seiner Seite.

„Und so plötzlich starb sie?“

„Wir hatten arge Influenza, viele starben. Und sie war doch schon so lebensmüde und kränklich.“

„Addio, Elise, ich komme vielleicht mal wieder.“ Doch er wußte, er würde nie wiederkommen. Niente! Ja, so endet alles mit einem Nichts. Ein nettes Wiedersehen mit dieser Person, die ihn in ihrer Weise auch besser kannte als die ganze übrige Welt, in der er sich umhertrieb. Aber es war des Wiedersehens noch nicht genug. Denn als er auf den Landungspier hinausschritt, wo schon das Horn des Hafenwächters das Nahen des Dampfers tutend verkündete, hörte er Schritte hinter sich. Er drehte sich um und jener Dorfmagnat von oben stand da nebst seiner jüngsten Tochter, die sich im Hintergrund hielt mit einem Unbekannten.

„Ah, Sor Federigo! Sah Sie vorhin mit den feinen Fremden und wollte nicht stören, wußte nicht, ob ich wagen durfte —“

„Freut mich sehr. Alles wohl in der Familie?“ Er stutzte, denn der Mann trug einen Trauerrand um den Hut. Auf diese Frage verzog sich sein braunes, bärtiges Gesicht zu einer Schmerzensgebärde, als ob ihm das Weinen nahe sei:

„Die arme Gattin hat nun auch dran glauben müssen, ist tot.“ Geist verstand ihn nicht und meinte, er spiele auf die Baronessa als Geists „Gattin“ an. Er runzelte ablehnend die Stirn und sagte nur „Ja“. Aber der Mann fuhr fort: „Sie kannten sie ja auch so gut, sie sprach oft von Ihnen. Und erst Fünfzig! Die Töch-

ter sind untröstlich und ich bin ein gebrochener Mann."

„Was, Ihre Frau? Ist's denn möglich? Diese gute, schöne Frau! Tut mir innig leid. Litt sie viel?"

„Es ging rasch. Lauter Influenza."

„Natürlich, alle miteinander! So jagt nun ein Scherz den andern!" murmelte Geist bitter. Er hatte für diese Frau ein halberotisches Empfinden gehabt und sich sehr gut mit ihr gestanden. „Und was machen die Töchter?"

„Camilla, komm her! Sie kennen ja Camilla!" Ob er sie kannte! Das hübsche Mädchen mit dem leichtgekrümmten Rammsnäschen trat herzu und reichte ihm verschämt die Hand. „Das dort ist ihr Verlobter!" Der Unbekannte grüßte. „Er ist aus Mendrisio."

„Und wie geht es Marguerita?" Geist konnte den Gleichgültigen spielen, denn dort oben im Friedhof starb ihm jedes Verlangen. Keinen Blick hatte er nach jenem Hause geworfen, wo er so gemütlich die Cour schnitt.

„Hm, die ... ah, Sie wissen nicht ... wir wollen sie eben besuchen, warten auf den Dampfer ... ist nämlich seit einem Vierteljahr verheiratet in Varese. Sie war ja immer halbverlobt, wissen Sie, und die Signora Baronessa ... hm, sie interessierte sich sehr dafür, sie kannte den Papa meines Schwiegersohns ... kurz, die Sache kam zu stande!"

„Ich gratuliere. Hier scheint alles plötzlich zu gehen." Geist fühlte sich ordentlich erleichtert. Ja, unter Naturmenschen auf dem Lande gibt's keine Sentimentalität. Als er sich zum anlegenden Dampfer hinwendete, indes jene auf den entgegengesetzten Dampfer nach der italienischen Seite noch warten mußten, fragte

der Dorfmagnat noch hastig, indem er Geists elegante Kleidung streifte: „Sind Sor Federigo in Geschäften hier?"

„Ich in Geschäften?" Geist sah ihn groß an. „Nur zum Vergnügen wie immer."

„Ma! Signora Baronessa erzählte doch überall, Sie hätten Ihr ganzes Vermögen verloren, müßten sauer um Ihr tägliches Brot arbeiten und würden nie, nie weder zu uns auf den Berg kommen."

„Ach so? Meine Verhältnisse erlaubten mir das nicht?" Geist lachte laut. „Ich verstehe. Nein, mio caro, das war eine fette Lüge. Es hat sich gar nichts bei mir geändert. Addio!"

„Dacht' ich's doch!" knurrte sein einstmaliger Schwiegervater in spe zwischen den Zähnen. — — —

Geist litt es nicht länger in Lugano, wo alles ihn an die Vergangenheit erinnerte, und fuhr am nächsten Tag nach Ponte Tresa hinab, um von dort mit der kleinen idyllischen Sekundärbahn den Lago Maggiore bei Luino zu erreichen. Die letzten Mitteilungen hatten ihm wohlgetan. Den Zoll pietätvoller Rührung bezahlte er schon vorher, aber diese unverhüllten Gemeinheiten der Verstorbenen erlaubten ihm, sie von jetzt ab aus seinem Gedächtnis zu verbannen. Daß sie durch irgend welche Kniffe ihm seine Dörflererotik für immer unmöglich machte, daß Aufhören ihrer Belästigungsbriefe sowohl mit dem Gelingen dieses Manövers als der neuen Leibrente nach Tod ihrer Schwester zusammenfiel, wodurch ihre pekuniäre Lage nun völlig gesichert und seine Hilfe nicht mehr nötig, daß sie die einfachste Anstandspflicht verschmähte, jetzt in ihrer Opulenz wenigstens ihre letzten

Erpressungen ihm, dem nun Fremdgewordenen, zurückzuerstatten, konnte man zur Not verzeihen. Aber daß ihre Gemütlosigkeit so weit ging, nicht mal vor ihrem Tode, als sie ihr Ende nahe fühlte, ein paar gute Worte schriftlich an ihn zu hinterlassen, das war sozusagen eine Sünde wider den heiligen Geist der Humanität, und eine solche soll nimmer verziehen werden. Das ist der Mensch in seiner Niedertracht, sein Dichten und Trachten böse von Jugend auf, stets nur der blinden Begier des Augenblicks untertan. Die größte Wohltat vergißt er, der kleinsten Verletzung seiner Ichwut gedenkt er rachsüchtig bis zum letzten Odem. Und diese Frau hatte ihn einst wirklich geliebt! Und diese Frau, die er jetzt aus seiner Erinnerung wie ein schmutziges Hemd fortwarf, hatte er geliebt! Dies beides war das Furchtbarste. Die mächtigsten Erlebnisse schwinden dahin, wie zerschäumte Wellen in immer neuer Brandung. Wenige Tage und jede Herzenswunde vernarbt, jede Gruft schließt sich für immer. „Kein größerer Schmerz, als sich im Elend glücklicher Zeit zu erinnern," singt Dante. Doch ist's immer wahr? Auch entflohenes Glück wird oft vergessen, als wäre es nie gewesen. Und umgekehrt bewahrt man das Gedächtnis genossener reiner Seelenfreude wie ein unverlierbares Gut. Nicht schmerzlich ist's, sondern erhebend, glücklicher Stunden zu denken, wo man eigenen Edelsinns sich bewußt war. Das Gewissen belohnt. Nur sinnliche Lust und materieller Besitz hinterlassen, wenn verloren, bitter begehrlichen Nachgeschmack. Wie kann's dich reuen, deiner Bravheit zu gedenken und deines mannhaft getragenen Leids?...

Im blauen See schwamm eine rote Gondel, die Berge,

über Nacht beschneit, spiegelten den weißen Zuckerhut ihrer Spitzen im klaren Gewässer. Soeben bog der Dampfer in der Bucht vorbei und ein zackig malerisches Felsnest blinkte hoch oben am Berge. Ihm war, als stände er zum letzten Mal am Grab seiner Jugend.

— — — — — — — — — —

Der wackere alte Wirt mit den vielen Kindern begrüßte den Deutschen wieder, als wäre er erst gestern dort gewesen. Man hatte Geist früher in Luino als „illustren Gast“ in der Zeitung gefeiert und der Wirt ließ zur Feier des Wiedersehens ein vorzügliches Souper steigen. Am Spätabend spielten Leierkasten auf der Piazza und die Zollkutter warfen ihren blendenden Lichtschein weithin über Strand, Stadt und See. Alles wie früher, unverändert. In solchen Erdenwinkeln schläft die Welt, kein Steinchen rückt von der Stelle. Blender! dachte Geist, in den Lichtschein starrend. Auch jene Tote war nur ein Blender. Wie bedeutend sah sie aus, wie eine marmorne Imperatormaske, und was stak dahinter? Selbst die Physiognomik ist fehlbar wie die Graphologie. Des Menschen Charakter steht in seinem Gesicht geschrieben, nur wenige verstehen zu lesen, doch des Menschen Geist nur selten. Napoleons, Goethes, Byrons geniale Köpfe sind bloße Ausnahmen von der Regel. Zu tiefgeheim in den inneren Wandelgängen arbeitet der Genius, um nach außen sichtbar zu werden. Und da fiel ihm ein, wem die Tote am auffallendsten glich: Bismarck. Sie hatte sogar Wülste unter den Augen wie dieser dämonische Selbstling. Bah, schon wieder ertappte er sich dabei, in Vergangenem zu wühlen.

Vorbei, vorbei, wirf's weg! „O weh, wohin entschwunden sind alle meine Jahr, hab ich's nur geträumet oder ist es wahr?" seufzte schon der alte Walter v. d. Vogelweide. Oder ist es wahr? Ist alles nur Traum und doch alles unvergängliche Wahrheit, aufgezeichnet für alle Ewigkeit im unsichtbaren Astralen? —

Als er bei einer Flasche Moscato über alte Zeiten mit dem Wirte plauderte, erzählte dieser: „Wir haben nur selten Fremde, fast nur Passanten. Doch vor ein paar Monaten hatten wir eine Deutsche hier ... glaube sogar aus Berlino. Eine kuriose Geschichte! Sie kam von Lugano, wie Sie heut, mietete sich da draußen vor der Stadt in Nähe der Webereien in einer kleinen Casa ein, hatte eine alte Dienerin bei sich ... und erwartete ihre Niederkunft."

„Was Teufel!" Geist horchte auf. „Wie hieß sie denn?"

„Irgend so 'n deutscher Name, schwer zu behalten. Aber mit Vornamen hieß sie Alma. Ich sah mal eine Briefadresse." Kein Zweifel, es handelte sich um Frau Zecconi. Ihm fiel ihre Frage ein, ob er Luino kenne. „Ach, das war ein ewiges Geschreibe nach und aus Berlino, zuletzt hagelte es Telegramme, nachdem ..." er hüstelte und trank sein Glas aus, „nun, sagen wir mal: nachdem sie ihr Kind gebar. Und dann reiste sie eilig ab, niemand hat sie wiedergesehen. Ob sie überhaupt verheiratet war, weiß man nicht." Er sah Geist bedeutungsvoll an.

„Was besonders Kurioses entdecke ich da noch nicht!" versetzte dieser verdrießlich. „Enrico Heine singt so schön: ‚Unsre Weiber sie gebären, unsre Jungfrauen

tun desgleichen.' Daß eine Unverheiratete in die Wochen kommt, ist doch keine seltene Naturerscheinung. Vermutlich hat sie hernach geheiratet, Ihre moralischen Bedenken mögen sich also beruhigen."

„Bah, Moral!" lachte der Italiener. „Damit nehmen wir's hier nicht so genau. Das Kuriose kommt noch. Nämlich erstens: war die Dame denn wirklich schwanger? Sie lebte ganz in Klausur, ging fast gar nicht aus, aber unsre Frauen, die sie sahen, stimmten alle überein: die habe sich nur zurechtwattiert, sei gar nicht guter Hoffnung. Sie wissen, Frauen haben ja so ihre Details, ich will Sie damit nicht langweilen."

„Weibergetrátsch!" brummte Geist. „Nun, sie kriegte ja ein Kind, sagten Sie selber. Also Ende gut, alles gut."

„Meinen Sie? Nämlich zweitens: eines Tages erschien hier ein junger Doktor aus Mailand, den niemand kannte. Ihn wollte die Dame als Geburtshelfer konsultieren. Ihre eigene Dienerin, eine häßliche alte Deutsche, sei übrigens Hebamme. Plötzlich hieß es, das Kind sei da, der Mailänder Arzt stellte Geburtsschein aus. Aber merkwürdig! zur selben Stunde sei eine Contadina in der Nähe, eine unverehelichte, niedergekommen — munkelten ein paar alte Weiber. Diese hatte die Dame nämlich bei sich in Dienst genommen ... aus Menschenliebe, obschon sie schwanger war, wie jene alten Weiber ihr auf den Kopf zu sagten. Aber das Kind der Contadina hat niemand gesehen, der Arzt wußte nichts davon, es ist wie vom Erdboden verschwunden. Und die Contadina reiste mit der deutschen Signora und dem Neugeborenen ab ... vermutlich als Amme."

„Ich verstehe nicht. Wollen Sie auf Kindesmord hindeuten?"

„Gott bewahre! Ich rechne nur Zwei und Zwei zusammen. Zwei Frauen in einem Hause ... die eine erklärt sich selbst für schwanger und ist es vielleicht nicht, die andere leugnet das gleiche und ist es trotzdem ... ein Kind wird geboren und nicht die wirklich, sondern die angeblich Leibesgesegnete wird von einem ortsfremden Arzt als Mutter konstatiert. Perbacco, für Geld kann man alles haben, sogar eigene Kinder!"

„Mit anderen Worten," Geist hatte aufmerksam zugehört, „Sie glauben an Kindesunterschiebung?"

„Man hat sich hier anfangs recht sehr den Kopf darüber zerbrochen, doch wie's so geht, wer denkt heut noch daran! Nur zufällig, weil Sie als Tedesco mich darauf brachten, sprach ich davon. Welches Motiv mag die Dame gehabt haben? Edelmut? Wollte sie dem Mädel die Schande sparen? Aber wie war's denn dann mit ihr selber? Oder war sie vielleicht kinderlose Witwe und wollte ein fremdes Kind adoptieren?"

„Hm, es könnten noch andere Gründe obwalten." Geist brach ab und sprach von etwas anderem. Im stillen überlegte er, ob es Freundespflicht sei, Zecconi von dieser seltsamen Manipulation in Kenntnis zu setzen und selbst hier den Detektiv zu machen, um Bestimmtes zu ermitteln. Er verwarf diese Auffassung. Vorschnell eine Ehe zu zerstören, wäre grausam. War diese Alma eine so freche Betrügerin, so würde sie auch anderweitig sich Blößen geben und die Ehe zerschellen. An sich war nichts mehr zu retten, die Ehe lag vor. Selbst wenn obige befremdliche Tatsachen die Auslegung des Wirts

rechtfertigten und die Absicht dann eine viel perfidere war, als jener ahnen konnte, so mußte man vorerst die Dinge laufen lassen. Quieta non movere. Später vielleicht konnte man eingreifen, nicht aber schon jetzt Zecconi unglücklich machen. Kehrte er nach Berlin zurück, wollte er beobachten. Kommt Zeit, kommt Rat. Um jeder Versuchung, sich in die heiklige Sache zu mischen durch eigene Nachforschungen, eiligst aus dem Wege zu gehen, reiste Geist schon am nächsten Tage nach Pallanza ab und blieb dort einige Zeit. —

Die letzte Liebe! Adieu, adieu! Dies Kapitel für immer geschlossen im Leben. Freundschaft ist Lüge, Liebe nur Chimäre. Dies Ausnahmeweib, das einen Ausnahmemann heischte, war noch verderblicher als das Durchschnittsweibchen. Wahnsinnige Selbstüberschätzung, tolle Selbstsucht, wilde Tyrannei des Opferverlangenes... Das war die große Liebe, von der sie schwärmte!

Und das war das Ende. Ein Häuflein Asche nach so viel vulkanischen Flammen! Er hatte ja genug in diesem Fache hinter sich, war alles nur Täuschung und Selbstbetrug, nur diese letzte Liebe schien eine tiefere Notwendigkeit. Doch auch dies nur Wahn. Die Sympathie der Leiber ist bekannt, wo sind zwei Seelen, die sich ganz verwandt? Die Ergänzungstheorie gilt höchstens für physische Zuchtwahl und steht selbst hier vielen Irrungen offen. Eine Ergänzung auf Kündigung: alle sieben Jahre ändern sich die Körperzellen, also auch die physischen Bedürfnisse. „Few, none find, what they love or could have loved," singt Byron mit Recht. Platos Traum, jedes Wesen habe eine Schwesterseele,

selbst wenn wahr, hätte wenig praktische Gültigkeit, denn wer bürgt dafür, daß irgendwer diese Schwester findet im unendlichen Wirbel der Erscheinungen!

Und von bebenden Lippen quoll ihm ein Lied:

Wir sollten fliehen für immerdar, allein geschaukelt in schwankem Kahne,
Es sollte flattern von unserm Mast nur unsrer Liebe blutrote Fahne.
Es sollte grimmige Leidenschaft allein uns führen das Steuerruder,
Wir sind vermählt seit Anbeginn, ich bin deiner Seele alter Bruder.
Und sinkt die Fahne und bricht der Mast und dunkelt die Nacht und braut Verderben,
So laß, von gleichem Strudel erfaßt, uns engverschlungen im Abgrund sterben.

Das ist der alte Cypressenhain,
Das sind die blauen Fluten,
Wo einst ertränkt der Abendschein
Mein Herz in heiligen Gluten.

Das ist der Friedhof weiß und still,
Wo Lenz und Liebe begraben.
Um das Gemäuer krächzen schrill
Grämlich verschlafene Raben.

Ich will den Kelch der Bitternis
Tropfen um Tropfen trinken,
Im Heimweh noch dem Schlangenbiß
Langsam zum Abgrund sinken.

Wo wir dereinst gewandelt sind,
Fällt Laub der welken Bäume.
Ein Todesseufzer haucht im Wind,
Es fallen Schleier und Träume.

Es weht ein Eishauch wild und weh
Ueber die hohen Berge
Und uns begräbt der Winterschnee,
Uns arme Menschenzwerge.

VII.

Eine intelligente junge Hamburgerin, die im gleichen Hotel lebte, überfiel ihn plötzlich. „Darf ich Sie um einen Gefallen bitten? Hier ist eine englische Dame, die Sie kennen lernen möchte, weil Sie hörte, Sie interessierten sich für Theosophie. Sie ist nämlich auch Theosophin."

„Hm, gnädiges Fräulein, ich mache ungern neue Bekanntschaften und bin zu meiner Erholung hier ..."

„Aber Sie würden mir wirklich einen großen Gefallen tun. Ich verkehre täglich mit der Dame und bin ihr verpflichtet ... ich sprach von Ihnen ..."

„Wenn Ihnen so viel daran liegt, va bene. Also möge die Dame mir schreiben!"

Aber statt dessen überfiel ihn jene wieder am andern Tage. „Ich habe also gesagt, daß Sie heut oder morgen die Dame besuchen würden. Sie freut sich sehr."

„Erlauben Sie! Ohne daß sie mir persönlich schrieb ..."

„Aber wir sind doch hier auf dem Lande, nicht in der Stadt, wo man auf Etikette besteht ... und so ..."

„Es ist gut." Geist sah die Jungfrau an und merkte erst jetzt deutlich, daß sie Jüdin war. Diese zudringliche Dreistigkeit, über ihn ohne weiteres zu verfügen,

hätte es ihm sagen können. „Doch bemerke ich ausdrücklich, daß i ch gar kein Verlangen danach trage, die Dame zu besuchen. Es könnte auf diese Weise am Ende gar aussehen, als hätte i ch die Annäherung gewünscht. Es geschieht —"

„Nur aus Gefälligkeit, ich weiß, und bin Ihnen sehr dankbar," fiel die Jüdin eiligst ein, um etwaigem Zurückzucken des Ueberrumpelten zuvorzukommen. „Also nicht wahr, heut um fünf Uhr? Die Dame reist schon übermorgen ab. Hotel Splendido, Mrs...." Den Namen verstand Geist nicht deutlich, dagegen die Zimmernummer.

Wohl oder übel die übernommene Pflicht erfüllend, gab er also am genannten Orte seine Karte ab, wurde in ein Salonzimmer geführt und sah sich alsbald von einer hochgewachsenen blonden Dame begrüßt, mit einfacher Eleganz gekleidet und von liebenswürdigsten Manieren eines Londoner Drawing Rooms. Diese Kreise von früher her kennend, merkte der Deutsche sofort, daß sie zur sogenannten besten englischen Gesellschaft gehörte. Nach einigen Phrasen blickte sie ihn tiefsinnig an und flüsterte: „Sie besitzen gewiß okkulte Kräfte. Ich sehe es an Ihren Augen."

„Sehr schmeichelhaft," lehnte er kühl ab. „Doch Sie täuschen sich. Ich bin völlig unschuldig und mit keinerlei Mirakeln vorbestraft."

„O, o, welch boshafte Ironie! Ja, das sagen solche Herren immer, das weiß man ja, es ist ihnen verboten, ihre Kräfte zu offenbaren."

„Natürlich! Das ist für viele Mitglieder der Theosophical Society unstreitig sehr angenehm. Man braucht

nicht zu offenbaren, daß man nichts zu offenbaren hat. Nicht jeder ist so hochbeglückt wie Mr. Judge mit seinen Mahatmabriefen."

„Glauben Sie nicht daran?" Die Dame machte große Augen.

„Aber wo leben Sie! Judge ist doch längst als Schwindler entlarvt und von hinnen geschieden. Die Geisterwelt wird ihn gebührend empfangen, nachdem er so viele falsche Geister zitiert."

„O, Sie tun mir weh. Ein Mann, an den Mrs. Besant glaubte —"

„Annie Besant ist teils eine verrückte Närrin, teils eine charlatanische Tyrannennatur." Geist schlug ein Bein übers andere und beobachtete gleichmütig das bewegte Mienenspiel der entsetzten Dame. Sie war schön, anscheinend echt englischer Typus. „Was Oberst Olcott betrifft, so ist dies sicher ein alter Esel, wahrscheinlich aber auch ein Schwindelhuber."

„Mein Gott, wie lieblos und hart Sie urteilen! An wen unter unsern Führern glauben Sie denn überhaupt?"

„Den Ausdruck ‚unsere Führer' muß ich ablehnen, ich erkenne keinerlei Führer an und glaube an keine Personen, nur an Sachen. Wen ich aufrichtig in ihrer geistigen Leistung bewundere, das will ich Ihnen sagen: H. P. B."

Die Engländerin machte eine ehrerbietige Kopfbewegung wie ein Gläubiger in Erwähnung der Madonna. „O das freut mich! Auch ich stelle Helena Petrowna Blavatzky über alles! Sie ist die große Prophetin der Menschheitsverbrüderung!"

„Wie man's nimmt. In ihrer ‚Geheimlehre‘ tritt ein antisemitischer Zug hervor, sobald sie auf Buch Zohar und die Kabbala zu sprechen kommt. O ja, die geniale Frau hat es vorausgeahnt.“

„Wieso? Ich begreife nicht …“ Das Gesicht der blonden Britin verdüsterte sich auffallend. Doch Geist fuhr gelassen fort:

„Jüdischen Rabbinerokkultismus betrachtete sie durchweg als schwarze Magie. Und sie wird wohl schon gewußt haben, was aus der Theosophie werden müßte, falls sie in jüdisches Fahrwasser gerät.“

„Sie scheinen ja selber sehr antisemitisch angehaucht zu sein.“

„O ja, ich halte das internationale Judentum für eine große Gefahr.“

„Nun, mein Herr,“ die blonde Britin richtete sich hoch empor, „auch ich habe jüdisches Blut in den Adern.“

Geist starrte sie an. Wo hatte er seine Augen gehabt? Und doch gehörte wirklich ein ganz scharfes Hinsehen dazu, um leichte Anwandlung semitischer Rasse in diesem anscheinend durchaus arischen Blondgesicht zu entdecken. Auf gewisse blonde Jüdinnen sind schon die schärfsten Beobachter hereingefallen. Geist suchte mit ruhiger Selbstbeherrschung nach einem höflichen Ausweg aus dieser Schlinge, doch die gewandte Weltdame brach natürlich sofort ab: „Ach, lassen wir doch die armen Juden! Die werden schon so wie so genug verfolgt!“ Wenn ein Eingeweihter diese hinterlistige Heuchlerphrase hört, wird ihm gradezu übel. Die Arier wären ja seelenfroh, wenn nur nicht sie selber verfolgt würden. „Ach, es muß immer noch mehr Ethische Kultur

verbreitet werden, damit der rohe, bornierte Rassenhaß ausstirbt.“ Und die Juden als Pfiffigste allein als Oberrasse übrig bleiben. Das kennen wir. „In Deutschland ist man noch sehr zurück, unsere heilige theosophische Bewegung macht keine Fortschritte. Kennen Sie den deutschen Kaiser?“

Geist lächelte über die naive Frage. „Den Kaiser kennt man nicht so ohne weiteres, Madam. Zufällig habe ich allerdings als Knabe ... er war der angenehmste, höflichste, bescheidenste, gutherzigste, gebildetste, im wahren Sinne vornehmste Junge, den ich je gesehen habe, und so war er auch noch als Jüngling. Später als Mann ... weiß nicht!“ Er brach ab.

„Ah! Ich habe eine Freundin, die ihn sehr genau kennt.“ Geist horchte erstaunt auf. „Sie preist ihn ungeheuer. Er sei der feinste, galanteste Kavalier und so gut unterrichtet, so begabt! Meine Freundin ist Amerikanerin, aber schwärmt für diesen Monarchen, was ja freilich kein Wunder, da ihr Gatte ... doch ich will nicht aus der Schule schwatzen.“ Geist wunderte sich noch mehr. Erst später kam ihm die Lösung, daß vermutlich die Yankeegattin eines sehr hohen, jüngst verstorbenen preußischen Würdenträgers gemeint sein solle. „Glauben Sie nicht, man könnte den Kaiser für Theosophie gewinnen?“

„Schwerlich. Gegen Gesundbeterei und dergleichen hat er sich mit wahrem Grimm gewendet. Gräfin Moltke kam übel an. Auch das Blumenmedium Anna Rothe verdankt wohl hoher Direktive die voreingenommene Ueberstrenge der Richter. Denn selbst wenn sie schwindelt, hat sie doch niemand Schaden getan.“

„O, ich vergoß bittere Tränen!" rief die Anglojüdin schwärmerisch. „Arme Märtyrerin! Doch seien Sie getrost, man wird den Kaiser bekehren. Ich fühle, ich sehe voraus, daß ich dies Werk vollenden werde. Ich werde ihn vielleicht bald sehen ..."

„Pardon, das ist nicht so einfach."

„Meinen Sie?" Die Dame lächelte mit leichter Arroganz. „Für mich doch! Sie werden ja sehen." Nach einigem weiteren Debattieren über die Theosophical Society drang sie dem unfreiwilligen Besucher zwei hektographierte Vorträge auf, die sie in Genf und Leipzig gehalten habe. „Bitte, sie mir aber noch morgen, weil ich übermorgen früh von hier abfahre, zurückzusenden ... oder, wenn Sie gar die Güte hätten, dies persönlich zu tun, wäre ich Ihnen doppelt verbunden." Und sie entließ den Gast mit herablassend übertriebener Herzlichkeit, ganz als Königin, die einen Marquis Posa für ihre Pläne fand. Geist machte sich die Mühe, das Geschreibsel zu lesen. Der in deutscher Sprache vorliegende Vortrag war ein Düngerhaufen von Gemeinplätzen, die nach Ethischer Kultur, Friedensliga und andern judäischen Südfrüchten vorlauter Tratrageschwätzigkeit dufteten. Der übliche süßliche Humanitätsbrei, wo in verbrüderndem Völkermischmasch das auserwählte Judenvolk als Sauerteig und Salz der Erde obenauf schwimmt. Der andere in französischer Sprache mutete hingegen besser an, indem dort mit einer gewissen Beredsamkeit der Mut als erstes Erfordernis eines Theosophen gepriesen wurde. Diese sonore Ergießung einer anscheinend ungekünstelten Begeisterung stimmte Geist so wohlwollend, daß er am andern Nachmittag persönlich

sich aufmachte und die Schriftstücke einem jungen Mädchen übergab, die ihn etwas verlegen und linkisch empfing. Sie sah gutmütig und sentimental aus, von auffallender Häßlichkeit im Gegensatz zu der schönen Mutter.

„Mama schläft leider, ich werde sie wecken gehen."

„Bitte nein, Miß. Ich will nur die beiden Schriftstücke abgeben, von denen das eine mich sehr erfreut und angesprochen hat. Ich wünsche Ihnen glückliche Reise."

„Aber Mama wird sicher gleich kommen. Ich will nachsehen —" Und sie verschwand. Welch unglücklicher Zufall, daß die Mama gestern ihre Tochter versteckte, da ein Blick auf letztere den jüdischen Ursprung über jeden Zweifel stellte! Dann wäre der unliebsame Antisemiten-Fauxpas vermieden worden. Das Mädchen kam zurück, ihre Nase schien förmlich länger geworden, ihr gutherziges Gesichtchen trug einen unverkennbaren Ausdruck von Verlegenheit und einer gewissen Beschämung. Ohne ein Wort zu sagen, machte sie eine entschuldigende achselzuckende Handbewegung und murmelte undeutlich. Als Geist, ohne sich etwas merken zu lassen, sich verabschiedete: „O bitte nicht zu stören und mich zu empfehlen!", stotterte sie hastig: „Es war eine große Güte von Ihnen, daß Sie persönlich kamen. Wir reisen morgen früh nach Italien weiter. Mama wird sicher — sehr bedauern —."

Als weder heut noch am folgenden Tage nicht mal das selbstverständliche Dankbillett eintraf, obschon er Zeit und Mühe für die Fremde geopfert, ging solche jüdische Unverschämtheit ihm denn doch über den Spaß.

„Sie haben mich in sehr unangenehme Stimmung

versetzt," herrschte er die deutsche Jüdin an, deren zudringliche Taktlosigkeit so unverfroren über ihn verfügt hatte. „Was bildet diese Person sich denn eigentlich ein! Sagte ich Ihnen nicht, daß ich gar nicht wünschte, den Besuch zu machen? Nachher drängt sie mir noch ihre Schreiberei auf, nötigt mich zu erneutem Besuch und läßt sich verleugnen, dankt mir nicht mal für meine Mühe? Das ist eine ungebildete Verletzung gesellschaftlicher Formen. Mir ist's gleichgültig, doch ich werde mich hüten, künftig meine Gutmütigkeit so mißbrauchen zu lassen. Ich sah es ja voraus, wie Sie sich erinnern, und tat es nur Ihnen zu Gefallen."

Die junge Dame ließ den Kopf hängen und stammelte: „Ich hoffe, Sie werden es mir nicht nachtragen. Hätte ich solches Benehmen ahnen können — nun, sie ist ja fort. Ich bin froh, daß ich sie nicht mehr sehe. Aber ich glaube, Sie tun ihr etwas Unrecht. Sie soll sonst z. B. sehr viel Gutes tun."

„Wer erzählt das? Nur sie selber, nicht? Haben Sie persönlich Beweise von ihrer Güte gesehen?"

„O durchaus nicht. Ich gab ihr, was soll ich es verhehlen, Musikstunden und dabei fand ich sie gar nicht generös. Sie wollte mir nur Empfehlungen —"

„Ach ja, das ist die beliebte Methode, wie z. B. eine gewisse hohe Dame dem Maler v. Angeli an alle englischen Lords ein Rundreisebillett von Introduktions verlieh, um sich für schlechte Bezahlung ihres eigenen Portraits zu revanchieren. Ich kenne solche englischen Sitten. Und woher nimmt diese Mrs. — wie heißt sie doch? — ihre Einbildung? Will auf den deutschen Kaiser theosophisch einwirken! Sie ist wohl ganz verrückt. Wer

ist sie denn, um so siegesgewiß zu prahlen? Ich kann nicht umhin, sie eine alberne, hochmütige Närrin zu nennen, und würde ihr gründlich den Text lesen, wenn ich sie nochmals sähe."

„Mein Gott ja, sie ist so launenhaft!"

„Den Teufel auch, was kümmern mich ihre Launen? Bin ich dazu da, mich von ihr kommandieren und belästigen zu lassen? Launenhaft, indeed! Dann soll sie sich bezwingen, wenn sie einen Mann wie mich vor sich hat. Wie darf sie sich erkühnen, mir mit Launen zu kommen?"

„Ja, ja, gewiß. Doch wenn Sie bedenken, daß sie eine der reichsten Frauen in Europa ist —"

„Was? Sie nehmen den Mund etwas voll!"

„Haben Sie den Namen nicht verstanden?" Sie wiederholte ihn, aber das sagte Geist nichts, der sich nur undeutlich erinnerte. Jüdische Kreise reden bekanntlich von jüdischen Geldgrößen wie von regierenden Häusern. Lord Rothschild gilt ihnen als eine Art Weltkaiser, und daß Arier noch andere Regierende anerkennen, scheint ihnen unverständlich.

„Bah, mir ist, als ob ich den Namen schon gehört hätte, aber man kann doch nicht jeden reichen Bankier notieren. In merkantilen Kreisen gibt's ja solche Berühmtheiten! Wäre ich Hamburger Kaufmann, wüßte ich vielleicht —. Und da ich kein Jude bin, brauche ich doch nicht jede Leuchte in Israel zu kennen," fügte er boshaft hinzu.

Die Hamburger Jüdin biß sich auf die Lippen. „Nun, man braucht nicht Finanzmann oder Jude zu sein — Sie verkehren doch in der Welt, hören und wissen

viel — ist Ihnen auch dieser Name unbekannt?" Und sie nannte einen englischen Finanzmann von weltweitem Klange. „Sehen Sie wohl! Nun, das ist eins und dasselbe!" Sie setzte ihm dies auseinander.

„Das setzt allem die Krone auf!" Geist brach in ein langanhaltendes Hohngelächter aus. „Die Herrn Ehemänner ruinierten ein ganzes freies Volk, ihre Ausbeutungswut befleckt England mit weltgeschichtlicher Schandtat, und die dazu gehörigen Rebekkas ziehen während dessen von Land zu Land, um Theosophie zu fabrizieren. Sehr hübsch, sie machen in Humanität, Ethik, Menschenverbrüderung, und ihre wackern Makkabäer, die solche humanen Geschäftsreisen nebst dazu gehörigem Toilettenluxus bezahlen, ziehen mittlerweile den Goi das Fell über die Ohren. O ich danke Ihnen, verehrtes Fräulein, daß Sie mir diesen Genuß verschafften! Ich werde den Fall nie vergessen, verspreche ich Ihnen." — —

So rollt die Weltherrschaft der Alliance Israelite mit Goldenem Kalb und Ethischer Kultur ihren Jaggernautwagen über die Völker hin. Wie unendlich bezeichnend für das Schicksal der Theosophie, sobald sie in diese Krallen gerät, daß diese von Menschenliebe triefende Ethikerin sich sofort zu Groll und Unverschämtheit aufraffte, sobald man ihr antisemitische Tendenzen verriet! dachte Geist. Aber war er dabei ganz gerecht? Wenn die Juden mit ihrer hitzigen geistigen Regsamkeit sich nicht einer Sache bemächtigen, wird nie etwas daraus. Kann man den besseren Juden verargen, daß sie in Wut geraten, wenn man schlankweg alles Jüdische verdammen will ohne jede Rücksicht auf den besonderen

Fall? Wie man von ihnen selber die beißendsten Hohnwitze über jüdische Unarten hört, wie sie selber oft sehr scharf über das alte Judentum urteilen, dessen Größenwahn sich als eigener Messias von allen minderen Rassen absondern möchte und die Vorherrschaft beansprucht, so werden sie andererseits durch Radauantisemitismus gewaltsam in ihre schon verlassene Ghettogesinnung zurückgedrängt. Diese anständigen und nobeldenkenden Juden, die wie Lassalle und Heine ein starkes Vaterlandsgefühl für ihr umgebendes Wirtsvolk hegen, sind in solchem Zwiespalt der Gefühle zu beklagen. Man sollte es ihnen möglichst erleichtern, das verschmelzende Aufgehen in der arischen Welt, statt sie durch unvertilgbares Mißtrauen abzuschrecken. Ekelhaft und dann unerbittlich zu ducken wirkt nur jenes falsche Solidaritätsgefühl, das alle Juden von Odessa bis Newyork als eine einzige verbündete Rasse zusammenschweißt und das jeden schuldigen Stammesgenossen gemeinsam durch Dick und Dünn deckt. Der Dreyfusskandal, sei Dreyfus schuldig oder nicht, konnte der Welt die Augen darüber öffnen. Für einen unschuldig verurteilten Arier hätte sich keine Hand geregt, für einen Juden mußte die ganze Uebermacht des Judentums in Kapital und Presse einen Kancan verlogener Humanitäts- und Freiheitsphrasen veranstalten, schon um triumphierend sich selber ihre Allmacht zu bescheinigen.

Geist war etwas ungerecht, etwas gehässig, etwas phantastisch in übertriebenen Ausmalungen einer angeblich schon vollzogenen jüdischen Weltherrschaft. Er verkannte den wohltätigen Einfluß dieser Fremdrasse auf die träge Michelei und die steife Unregsamkeit der ari-

schen Durchschnittsmenschen. Wenn eine erfolgreiche Presse fast überall nur in jüdischen Händen lag, wenn Theater und Literatur vom Judentum beherrscht wurden, bei wem lag die Schuld, wenn nicht am Arier selber? Daß die Juden früher als andere das Kampfmittel der Presse erkannten und es dann freilich zu einem bloßen lukrativen Geschäft erniedrigten, wenn sie nach gleichen Prinzipien die andern geistigen Werte in die Hand nahmen, so beschämten sie im Grunde doch nur den arischen Philister, der nicht nur kunstfremd, sondern gradezu feindlich gegen alles freie Geistesleben dahintrottelt und in Geld oder Staatstitel seine einzigen Ideale sieht. Wenn man alle Juden hinausschmisse, so würden deutsche Dichter und Denker heut mehr denn je auf der Dachkammer verhungern, denn das sogenannte Volk der Dichter und Denker hat gar nichts für Ideales übrig. Ohne jüdische Anhänger würde kein deutscher Geistesheroe je in die Höhe kommen. Zugegeben, es sind fast immer falsche Götzen, zu denen sie beten, Undeutsches, was sie auf den Schild heben. Denn echtes deutsches Wesen entbehrt jener leichtfüßigen geleckten Scheineleganz, jener witzig sinnlichen Frivolität oder kritisch-negativen Realistik, die allein dem Juden einleuchtet. Aber noch immer besser, daß Falsches vergöttert wird, als daß überhaupt keine freien Geisteswerte geschätzt werden. Der Deutsche säuft und spielt Skat, der Jude tastet nach allen nur möglichen Geistesinteressen, das ist die lautere Wahrheit. Was soll also beim Antisemitismus herauskommen? Die Juden sind für wahren Kulturfortschritt schädlich und nützlich, die deutschen Philistermassen der Feudalen, Staatsbediensteten und

Krämer sind bloß schädlich, unheilbar barbarisch und ideallos, dabei von schmutziger Knickerigkeit, die im ganzen kein jüdisches Laster. Dazu kommt noch die völlige Unzuverlässigkeit, ja Treulosigkeit der Arier untereinander. Kipling sagt: „Was treibt ein Franzose? Er spricht schlecht von einem andern Franzosen." Das nämliche dürfte er vom Deutschen sagen. Widerlicher Neid, kleinliche Unfähigkeit zur Anerkennung, Kriechen nur vor äußerem Rang und Titel, gänzliche Gleichgültigkeit gegen Reingeistiges kennzeichnen den Germanen, der immer noch im Herzen der Kunst gegenüber Barbare blieb. Soll man da die gegenseitige Unterstützung der Juden, ihre oft betätigte Generosität bei Armenpflege, ihre zähe Dankbarkeit für erwiesene Wohltaten, ihren echten Respekt vor jedem geistigen Verdienst nicht hoch achten?

Das Judentum als geschlossene Macht mag man bekämpfen, nicht aber die Juden als solche, vor allem nicht den Juden, den man als anständig erkannte. Hier steht nur Mensch zu Mensch. Und im Grunde huldigte ja auch Geist solchen Gesinnungen, indem er sich zu dem Juden Zecconi stets öffentlich als seinem intimen Freund bekannte und überhaupt den einzelnen Juden, ohne seinen wissenschaftlichen Antisemitismus zu verhehlen, lediglich menschlich von Fall zu Fall behandelte. Ob der Prozentsatz von Schubiaken in der kleinen jüdischen Minderheit relativ größer als in der arischen Masse, läßt sich nicht mal ohne weiteres feststellen und wäre dann auch nur auf jahrhundertlange Handelsgewohnheiten zurückzuführen. Daß aber der arische Schurke viel gefährlicher als der jüdische, hatte sogar Geist schon

öfters beobachtet. Der Arier ist kaltblütiger, nicht durch reizbare Eitelkeit wie der Jude bestimmbar, kennt weder Dankbarkeit noch unversöhnliche orientalische Rachsucht, beides sehr ungeschäftsmäßige Seelenmotive. Dazu kommt noch der arische Hang zum Geiz und zu brutaler Unterdrückung der Untergebenen und Schwächeren, während dem Juden seit der mosaischen Gesetzgebung wenigstens innerhalb der eigenen Rasse ein soziales Empfinden innewohnt. Er wird den Goi, aber fast nie den ärmeren eigenen Stammesgenossen ausbeuten. Nicht der Jude verdient Abscheu, weil er, der lange Verfolgte, seine Macht fühlen läßt, sondern jener so ungemein verbreitete Typ des verjudeten Germanen, der privatim auf die Juden schimpft, öffentlich vor ihnen kriecht und sich ihre schlechtere Seite aneignet, gleichsam als Schakal an ihrer Beute teilnimmt. Impft sich jüdische Emotionssucht dem deutschen Stagnieren ein, so ist Blutegel-Reizung, auf welche Marasmus reagiert, doch kein Gesundheitbringer für geistige Auszehrung, an der diese arischen Mitschröpfer gradeso mitschuldig. An derlei freiwillige Judenschutztruppe ward Geist lebhaft erinnert, als ihn plötzlich eine wohlbekannte fettige Stimme anrief: „Holla, Hurra, Geist! Das ist ja famos!"

VIII.

Ein dicker, vierschrötiger Kerl pflanzte sich vor ihm auf, als er eines Morgens den See in nördlicher Richtung hinabschlenderte. Unter der niedrigen Stirn mit der in gleicher Höhe gradlinig fortlaufenden geraden kurzen Nase, wie sie im Profil griechischer Statuen die Verwunderung von Physiognomikern erregen, da man hiermit die hohe geistige Begabung der Hellenen kaum vereinbaren könnte, funkelten ein paar tückische Augen. Die fahlen, aufgedunsenen Wangen verrieten überreichlichen Biergenuß und eine gewisse Verschwommenheit den Gewohnheitssäufer. Dies war der berühmte Dichterhumorist Edgar Axel Leberhart. Seine kalte Stimme hatte einen hannoverschen Accent und er stellte überhaupt den in Nordwestdeutschland häufigen Typ des eiskalten Sentimentalegoisten dar, dessen Gedeihen schon die Römer kannten. Dies war solch ein rasseechter, ungemischter Germane, biederer Bärenhäuter im Auftreten als höherer Salontyroler, aber voll Tücke und Berechnung schmunzelnd über dem reichlich vertilgten Meth.

Geist hatte ein so eigenartiges Lebensverhältnis zu diesem berühmten Kollegen, daß er am liebsten mit flüchtigem Gruß vorbeigeschritten wäre. Doch es ging halt nicht, man kann seinem Schicksal nicht entrinnen, dieser Mensch verfolgte ihn überall. Er bezwang sich also und

berührte flüchtig die bieder dargebotene Rechte: „Ei, ei, der Urgermane! Sie hier? Ach richtig, Sie haben sich ja hier eine Villa gekauft. Stand in allen Zeitungen. Gratuliere zu solchem Verdienst!"

„Jaja, die alten Deutschen saßen zu beiden Ufern .. des Sees und tranken immer noch eins!" quälte Leberhart in seiner gemacht nonchalanten, humorvoll klingen sollenden Tonart hervor. „Habe sämtliche Bierdörfer — pardon, Weindörfer — rechts und links längs dem Wasser abgegondelt. Nu aber raus! Stiller Suff ist langweilig. Jetzt lasse ich Sie nicht los, wir zwei beide wollen uns mal bei einem famosen Glase Fresa — schmeckt nach Erdbeeren — alter Zeiten erinnern."

„Da täten wir was Rechts! Woran w i r uns zu erinnern haben, mein Bester, ist nicht verlockend. Mensch, sind Sie denn rein des Teufels? Saufen ist Ihnen doch so dringend verboten worden, in München sahen Sie schon mal die Mäuse im Café Luitpold tanzen, Delirium tremens. Kommt nochmal so'n Anfall, sind Sie futsch. Aber Sie treiben's zu toll. Kaum waren Sie aus der Heilanstalt entlassen, als Sie mich in Zürich in die ‚Aepfelkammer' verschleppten."

„Oho, Sie knifen mir ja aus! Das nennt er verschleppen!"

„Aber ich weiß darum doch, daß Sie die ganze Nacht bis zum hellen Morgen in Hemdsärmeln dort weitersoffen. Wer Ihre Excesse mitmacht, macht sich der Anstiftung zum Morde verdächtig."

„Na, nur zu! Dann begünstigen Sie doch meinen Selbstmord, damit Sie mich los werden. Denn Sie hassen mich ja immer noch."

„Hassen ist zu viel gesagt. Aber was haben Sie nur davon, daß Sie sich zu Grunde richten? Lassen Sie sich doch am Ruhm Ihrer Vergangenheit genügen, daß Sie selbst in der Trinkerstadt Zürich bei Ihren häufigen Standquartieren im ‚Zürichhof' den Ruhm eines Saufgenies hinterließen! Die famose alte Klara wies immer stolz und anerkennend auf Sie hin: ‚Der kann trinken!' Gehet und folget seinen Fußstapfen. Das Kellnerinsein bekam ihr übrigens gut, denn sie hat eine eigene Bude aufgemacht. Mein alter Freund, der Oberrichter, und ein englischer Sozialist, den Sie nicht kennen, wollten mich letztesmal dorthin verschleppen!"

„Ach, ‚Zürichhof'! Du liebe alte verräucherte Spelunke!" Leberhart rollte schwärmerisch die spitzbübischen Aeuglein, indem er seinen Kneifer putzte. „Da hab' ich meine meisten Humoresken geschaffen. Mittags aufgestanden, fast ohne Kater, und immerfort am selben Platz bis Mitternacht — geschrieben und gesoffen!"

„Man merkt's," trumpfte Geist trocken ab. Denn er kannte die Olympierallüren dieses sogenannten Humoristen, der womöglich träumte, man werde später eine Gedenktafel in der Trinkstube aufhängen: „Hier schuf Edgar Axel seine unsterblichen Werke."

So wandelte dieser Benebelte in weihevollem Selbstgenuß und feierlichem Künstlerwahn durch ein Traumgewässer von Spirituosen und hielt seinen Spirit von Sprits Gnaden für olympische Hoheit, seine Bierzeitungen für aristophanische Komödien, sein Ulkgekicher für homerisches Gelächter. Wie sollte er auch nicht, da ihm eine weite Gemeinde bestätigte, er sei ein über den Dingen schwebender freier Geist. Seine Tüchtig-

keit im Reklamemachen hatte ihm solchen Koturn untergeschnallt, daß er einst allen Ernstes ein ganzes Lokal in Schöneberg zusammenrief, um den ungeheuersten Ulk anzustaunen, daß ein Restaurantgast, ein Polizeileutnant, Ihn nicht kannte! Was, Ihn nicht kennen, den weltberühmten Edgar Axel! Das erregte Aufsehen, ging Ihm und seinen treuen Verehrern über die Hutschnur. Wenn er in eine Kneipe kam und den Zylinder zufällig etwas schief trug, so begrüßte diesen kolossalen Witz ein allgemeines Lachbrüllen. Wenn er sich die Nase schneuzte, war's tiefsinnige Ironie. In diesem Irrenhaus der „Moderne" spazierte der Bursche als Halbgott herum, immer „im Tran", in Alkoholnebeln einer dunstgeschaffenen Berühmtheit.

„Ja, wissen Sie," machte er mit heuchlerischer Unschulds- und Bescheidenheitsmiene, die er vor sich selbst als geheime göttliche Ironie auslegte, „ein Geist wie Geist hat das nicht nötig, aber unsereins ... ich denke mit Bismarck: ‚Wenn ich mich nicht begieße, bin ich dumm und fad.' Ich muß saufen, sonst heißt's: zum Teufel ist der Spiritus. Ach, heut hab' ich erst eine Flasche genehmigt und schon kommt Apollo über mich. Mich dichtert. Erlauben Sie!" Er kritzelte in seine Brieftasche. „Außer meinen bescheidenen Humoren lege ich Wert auf klassische Form. Spielerei, sagen Sie natürlich, Sie geben nichts darauf. Aber wie entzückend sind z. B. antike Metren!" Er las, was er gekritzelt:

„Laß uns hochauftönend im Odenschwung
Rufen: Heil uns Söhnen der Götter, Heil!
Nieder mit Pfaffen, Heuchlern und Prosa! Hoch
Verskunst und Tugend!

He, was? Die reine Sappho, toute la lyre, der reine Zucker."

„Das soll wohl wieder göttliche Ironie sein," spöttelte Geist. „Ist mir zu hoch. Adieu, Herr Leberhart, ich muß wirklich weiter!"

„Nein, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn! Letztesmal in Zürich sind Sie mir entwischt, dafür brauch' ich Revanche. Sie saßen in Nacht und Regen oben auf dem ‚Rigiblick' und unser gemeinschaftlicher Kumpan —"

„Telephonierte fortwährend von unten: ‚Leberhart ist nicht mehr zu halten, er bewaffnet sich schon mit dem Regenschirm, um Ihre Burg zu erstürmen. Was tun! spricht Zeus. Alle Ausreden erschöpft. Woher nehmen und nicht stehlen!' Und so weiter mit Grazie."

„Danke sehr. So geistreich wird er wohl nich telephoniert haben. Aber er machte mir ja ziemlich deutlich, daß Sie meinen Besuch perhorreszierten, griff zuletzt zu handgreiflicher Gewalt, versteckte meinen Schirm. Ich bin ja sonst nicht begriffsstutzig, aber solcher Mittel bedarf es, um meine Sehnsucht von Ihnen fernzuhalten," schmollte der große Ironiker mit unleidlich weinerlicher Kindermiene als treuer Gemütsmensch, während sein Aeuglein tückisch blinzelte. Unglaublich, aber wahr, seine durchsichtigste Biedermeierkomödie durchschauten die Dummen nicht und die Klugen noch weniger, von Aufgang bis Niedergang hieß es: ein harmloser, guter naiver Kerl!

„Rührend! Setzen Sie nur ja Ihren Kneifer wieder auf, lieber Kollege! Das ist recht, daß Sie sich wegen gesunden Sehens mit diesem Instrument mas-

kierten: sonst sieht man Ihre Augen! Lassen Sie uns mal ins Klare kommen! In Zürich konnten weder Kühle noch spitze Seitenhiebe Ihren Eifer nach Wiederanknüpfung dämpfen, Ihre zarte Anhänglichkeit blieb mir treu und ich mochte doch nicht grob werden aus Rücksicht auf unsern gemeinsamen Bekannten. Schon in Berlin, als ich mal zufällig dem Sitzen am gleichen Kneiptisch nicht entgehen konnte, grüßten Sie alle andern herablassend, mich mit ungesunder Herzlichkeit wie einen lieben alten Bekannten, bildeten für jedes meiner Worte einen Beifallschorus, obschon ich kein Wort mit Ihnen wechselte. Solch ein rückhaltloser guter Wille lähmt auf die Dauer jeden animosen Vorsatz, aber gleichwohl schämte ich mich vor mir selber, daß ich mich wieder von Ihnen einfangen ließ. Ihre Karte aus Florenz — Sie wissen, nach jener Scene — schlug schon Töne an, als ob wir intime Genossen wären, und selbst nach dem letzten deutlichen Abwinken erhielt ich von Ihnen eine Ansichtskarte mit dem Bild des ermordeten Königs von Serbien. Wohl auch göttliche Ironie. Aber was bedeutet das alles? Nötig haben Sie's doch nicht, so zudringlich — pardon — mir nachzulaufen, nötig haben Sie mich Reklame- und Einflußlosen am wenigsten. Was wollen Sie also?"

„Ach, ich weiß gar nicht... warum stoßen Sie mich so unsanft zurück? Was hab' ich Ihnen denn je getan?" fragte der große Axel mit sentimentaler Pose. „Sie wissen doch, daß ich Sie allzeit verehrte!"

„Hören Sie auf! Das ist doch zu stark! Verzeihen kann ich, aber nicht vergessen."

„Schwor ich Ihnen nicht in aller Form vor Zeugen

— Zürich, Palmhof, Universitätsstraße —, daß ich alle meine jugendlichen Schimpfepigramme auf Sie ausmerzte? Wenn Sie an meiner Verehrung zweifeln, sind Sie sehr dumm. Wir Ueberbleibsel aus jener älteren Epoche müssen doch zusammenhalten. Was halten Sie übrigens von unserem alten ...?“ Einen Lyrikernamen nennend, brach er hastig ab, als fürchte er mit dem Verehrungsthema auf Glatteis zu geraten.

„Ein schlechter Musikant, aber ein weißer Rabe, nämlich ein anständiger Mensch.“

„Ah, er ist der Glückliche, den Sie allerhöchst für keinen Schweinehund erklären. Wirklich ein seltener Fall!“

„O ja, bei Ihnen geht's mir umgekehrt. Als Schriftsteller schätz' ich Sie einigermaßen, als Menschen gar nicht. Von Ihrer Verehrung gaben Sie mir ja unvergeßliche Proben. Ihre plumpen Schimpfepigramme haben mich nur belustigt, die trag' ich Ihnen ebensowenig nach wie Ihre einstige heuchlerische Hofmacherei als Literaturstudent. Ich sehe Sie noch, wie Sie, Hut in der Hand, mit bloßem Kopf sich untertänigst vor meinem Hotel aufpflanzten, oder mir wie ein Bedienter mit meinem Ueberzieher nachrannten. Ja, und höre dabei in Gedanken, wie Sie nachher vor Ihren Mitstudenten sich lustig machten: ‚Den hab' ich eingeseift.‘ Für wie harmlos hielten Sie mich, Sie reiner Tor! Auch die famose Affäre mit Ihrem seligen Intimus Adam Mensch, dessen Briefkonvolute noch bei mir liegen mit dem ewigen Refrain: ‚Leberhart ist der größte Schurke auf der Welt‘, könnte ich vergessen. Wie Sie erst kriechend mich gegen den Unglücklichen aufzuhetzen

suchten und, als dies nichts half, dann frechen Ton anschlugen, weil ich ihnen gegen Sie schützte und über Ihre Säbelforderung an den schwächlichen Halbblinden spottete! Wie Sie Ihre Kommilitonen als Korpsstudent mobil machten und in jeder Kneipe an dem Armen vorbeidefilierten mit dem Chorus: ‚Kneifer‘! Eine göttliche Ironie! Aber sagen Sie doch, ist's wahr, daß Sie ihn dem Universitätsrichter als gefährlichen Revolutionär denunzierten und Adam Mensch — wir wollen ihn so nennen — darauf relegiert wurde? Das steht nämlich alles Schwarz auf Weiß in seinen Briefen an mich!"

Der gelbliche Teint des großen Humoristen ward um eine Schattierung fahler. „Ich verbitte mir solches Verhör. Der Mensch hatte mich tödlich beleidigt, sich auf Seite jener Octaviana geschlagen, die mich für einen Louis erklärte. Sie ist dafür zu Gefängnis verurteilt worden."

„Ganz recht. Gerichtliche Klage als cand. jur. gegen eine Demimondaine anstrengen schien Ihnen korrekt. Aber ist's wahr, daß die Freudendame eine Menge Kolleginnen aus Berlin als Zeuginnen mobil machte? Ich hab's nämlich zufällig erfahren. Ist's wahr, daß das gerichtliche Erkenntnis sich sehr gewunden ausdrückte und das Zuhörerauditorium schrie, als Sie sich triumphierend entfernten: ‚O, o, o!‘? Ich hab's nämlich in Leipzig von Augenzeugen gehört. Ist's wahr, daß Sie sofort in eine Kaltwasserheilanstalt verschwanden, weil der Prozeß Sie seelisch so sehr angriff?!"

Leberhart nahm eine halbdrohende Haltung an. „Ich

verbitte mir gründlich, Herr Kollege, daß Sie sich in meine Angelegenheiten mischen. Und solche ollen Kamellen! Haben Sie immer noch Ihre alte Freude am Klatsch?"

Geist lachte aus vollem Halse. Diese Beschuldigung der Klatschsucht kannte er schon aus der guten alten Zeit. Zwar konnte er sich nicht völlig davon freisprechen, obschon er meist sein böses Wissen diskretest vergrub, wo es ihm nötig schien. Aber jeder Literat klatscht, über ihn selber mochte schon das Abenteuerlichste zusammengeklatscht sein, und am wütendsten über Klatsch zetert, wer etwas davon zu fürchten hat. Was er vorbrachte, war eben nicht Klatsch, sondern Wahrheit. Richtiger Klatsch ist Euphonismus für Verleumdung, wie unredlicher Pump für eine Art Diebstahl. Aber ebensowenig ein Darlehen, das man ehrlich zurückgibt, als Pump gelten darf, ebensowenig ein Wahrheitsprechen an rechter Stelle als Klatsch. Dann wäre es ja auch Klatsch, den Spuren eines Verbrechers aushorchend nachzugehen.

„Klatsch hin, Klatsch her! Was jedenfalls auf Autopsie beruht, ist noch eine andere Chose. Sie arbeiteten doch als Referendar auf der Staatsanwaltschaft, als königstreue, lammfromme angehende Ordnungsstütze ... nun, ich weiß positiv, daß Sie gleichzeitig ein poetisches anarchistisches Manifest anonym in Zürich publizierten. Alle Welt riet auf einen andern Verfasser, nämlich jenen Lyriker, den Sie vorhin nannten. Mit wahrem Staunen hab' ich ... Sie wissen wo ... Ihre Täterschaft entdeckt. Denn noch heut wahrt man ja peinlich das Geheimnis."

„Daraus wollen Sie mir doch keinen Strick drehen," verteidigte sich der sehr geknickte Ironiker mürrisch. „Ich quittierte doch bald den Staatsdienst und hing meine freiheitliche Anschauung nachher wahrlich nicht an den Nagel, proklamierte sie urbi et orbi."

„Nur ‚Freiheit, die ich meine.' Was Sozialismus oder Anarchismus bedeuten, verstehen Sie ja gar nicht. Machen Sie mir doch keine Faxen vor! Unter ‚freiheitlich' versteht Ihresgleichen doch nur Freisein von Zucht und Sitte. Und so steht's auch gar nicht, vielmehr unterhielten Sie stets Beziehungen zur ‚guten Gesellschaft' Ihrer ehemaligen Standesgenossen, ein Staatsanwalt ist einer Ihrer treusten Verehrer, Sie wußten sich immer was damit, daß Sie Jurist waren. Was würden diese Kreise wohl dazu sagen, daß Sie als kgl. preußischer Referendar auf der Staatsanwaltschaft anarchistische Verse schmiedeten? Und erst die Anarchisten, daß ihr anonymer Bannerträger ein Staatsanwaltschaftsgehilfe war und einen Genossen beim Universitätsrichter als Revolutionär denunzierte? Die Menschen sind so mißtrauisch. Ich persönlich glaube nur an Ihre ‚göttliche Ironie', womit Sie jede Zweideutigkeit beschönigen, aber Böswillige könnten auf schlimmen Verdacht geraten."

Leberhart setzte sich schwerfällig auf einen Felsstein am Wege und summte das Wiener Fiakerlied: ‚Dös geht uns gar nix an.' Aber Geist fuhr unbeirrt fort:

„Ich habe mein Wissen nie benutzt, mich an Ihnen zu rächen, schonte Sie auch damals bei jenem berüchtigten Prozeß wegen einer Romanfigur, dem skandalösesten

Rechtsbruch, der je dagewesen. Sie wissen, der eine urteilsfindende Schöffe zeigte sich besonders animos gegen mein Verbrechen, eine im Roman selbst nur als Stadtklatsch bezeichnete Aeußerung über Privatleben eines angeblich Getroffenen vorzubringen. Na, der wurde gleich darauf zu höchster Gefängnisstrafe wegen Unterschlagung von Mündel- und Kirchengeldern verurteilt, ein notorischer Verbrecher saß also über Kunstfragen zu Gericht! Sie wissen ferner, die Klage wurde zurückgezogen, ich gab nach bestem Wissen eine Ehrenerklärung, obschon der Kläger sich noch bei Erpressung dieser Erklärung als bösartiger Mensch entpuppte."

„Nach bestem Wissen?!" höhnte Leberhart. „Sie edler Wahrheitsprecher! Ihre Erklärung, daß Sie vom Gegenteil jetzt ‚überzeugt' seien, erheiterte uns alle. Alle Welt wußte doch, daß alles wahr war, was Sie angedeutet hatten."

„Unmöglich! Ich glaube es nicht. Sonst mußte jener Schwätzer, der heut noch salbungsvolle Predigten ans deutsche Volk erläßt und sich als Theosophen spreizt, der gemeinste Heuchler und Schubiak sein. Freilich hat er sich später als Kritiker gefreut und kein Wort des Tadels gefunden, als ich selbst in einem Roman abkonterfeit wurde, und das gab mir zu denken. Was ich damals von menschlicher Niedertracht im Heulen der Presse und Würdeposen aller Schmutziane erlebte, geht auf keine Kuhhaut und hat seelisch mein Gemüt für immer vergiftet. Jottedoch! Wie viel d u m m e Schurken gibt es nicht!"

„Zu d i e s e r Kategorie rechnen Sie hoffentlich nicht mich! Und Sie selber sind vor meiner Verkennung

sicher. Es gibt auch kluge Anständige. Ich unterschätzte Sie." Der Ironiker lächelte unheimlich, beide sahen sich fest an. „Nun kommen Sie natürlich wieder mit unserem kleinen damaligen Mißverständnis, daß ich als Zeuge in jenem Romanprozeß gegen Sie leider berufen ward."

„Pardon, freiwillig meldeten Sie sich aus dem Zuschauerraum ganz am Schlusse, um über den Inhalt des Gesamtromans auszusagen, den weder Kläger noch Zeugen, weder Richter noch Anwälte gelesen hatten. Daß ich durch Unwohlsein am Erscheinen verhindert, benutzten Sie als vereidigter Sachverständiger zu Ihrer falschen Aussage, die Sie mit allerlei göttlicher Ironie über ‚Majestät Geist' würzten. Ein cand. jur. und ein Adliger — denn Sie gaben Ihre Personalien als v. Leberhart an — mußte natürlich maßgebender Zeuge für solche Trottel sein. Keine Ausflüchte! Das Erkenntnis berief sich fortwährend auf Ihre Aussage."

„Ja, warum waren Sie nicht da, um mich zu korrigieren? Führe uns nicht in Versuchung! Ich war übrigens vorsichtig — es stand irrtümlich im Gerichtsbericht — ich brauchte die Wendung: ‚es scheint, als ob' — nicht direkt —"

„Das brachten Sie auch bei dem gootvollen Termin vor, als Sie mich zwei Jahre später wegen Verleumdung verklagten. Dank dem lieben Kollegen mit der Bonaparteschen Stirnlocke vom Wiener Friseur — na, nomina sind hier wirklich odiosa, ich umschreibe ihn immer als ‚unser gemeinschaftlicher Freund Bonaparte mit dem dreckig dreieckigen Verhältnis'! Von dem hatte ich mich aushorchen lassen, als er grade wegen eines

gegen mich beabsichtigten Plagiats eine ausforschende Zusammenkunft erbat und nach irgend einer Waffe suchte, um seine Plagiatintriguen später zu decken. Er selbst brachte das Gespräch auf jenen alten Prozeß und rein privat unter vier Augen vertraute ich ihm an, daß mein Anwalt Sie damals wegen Meineids belangen wollte, mir aber aus kollegialer humaner Rücksicht dies widerstrebte. Ich hätte Ihre Karriere ruiniert, wenn ich's tat, und dazu schien mir die Sache nicht tragisch genug. Der Biedere mit der Stirnlocke erkundigte sich noch treuherzig, ob ich schon morgen nach Italien abreise, was ich bejahte, und lief noch am selben Abend zu Ihnen, um meine Aeußerung zu denunzieren. Ein Gentleman! Aber daß Sie daraufhin sich erkühnten, mir eine Verleumdungsklage nachzuschicken und mich drei Jahre im Auslande damit zu belästigen, ist fast noch erstaunlicher."

„Er hatte mir's demonstrativ vor Zeugen insinuiert, ich konnte nicht anders," stammelte Leberhart, der eine ernste Miene zur Schau trug, aber tückisch mit den Aeuglein blinzelte in schadenfroher Erinnerung an diese neue Infamie.

„Dummes Zeug! Sie konnten Ihren Kumpanen, die mich ja ohnehin für verrückt erklärten, lachend versichern, daß ich mich irre und ja auch nicht ernst zu nehmen sei. Kein Hahn noch Huhn hätte danach gekräht. Nein, mein Bester, ich lese in Ihrem guten Herzen. Sie fühlten sich schuldig und wollten die Initiative ergreifen, damit ich am Ende nicht später mal damit käme. Und zwar mit der tapfern Berechnung, daß ich ja fern sei und nicht nach Berlin zurückkehren

werde, um diese widerliche Sache auszufechten. Statt sich aber mit diesem Triumph vor Ihren Kumpanen zu begnügen — denn meine äußerst aggressiven Antworten ans Gericht brauchten Sie ja nicht mitzuteilen —, erneuerten Sie jährlich Ihre famose Klage in der festen Hoffnung, ich würde mich niemals stellen. Aber siehe da, eines Tages war ich da und forderte selbst den mündlichen Termin — und wie der ausfiel, erinnern Sie sich wohl beschämt."

„Sie konnten mir juristisch nichts anhaben," brummte Leberhart finster und schob seinen Kneifer zurecht. „Ich — ich — hatte nichts Bestimmtes beeidigt. Und meine Sachverständigenaussage — war eben ein subjektives Urteil."

„Auch das ist unwahr. Ihre Aussage entschied den Prozeß. Auch logen Sie, Sie hätten schon vorher die Korrekturbogen des Romans beim Verleger gesehen und diesem schwere Bedenken über den Inhalt geäußert, während Sie tatsächlich nur einen Bogen auf dem Pult des Verlegers liegen sahen und nicht nur diesen widerrechtlich, sondern obendrein Privatbriefe von mir, die soeben mit der Post gekommen waren, zu lesen sich erdreisteten. Daraufhin wurden Sie, weil über Ihrer Unanständigkeit ertappt, vom Verleger zur Tür hinausgeworfen und Ihnen fernere Besuche verboten. Und solchen traurigen Vorgang wagten Sie unter Ihrem Eid so auszulegen, daß genau das Umgekehrte herauskam und Sie als Faktotum-Vertrauter des Verlags erschienen, welche Rolle Sie übrigens schon früher unwahrerweise dem Franz Held gegenüber sich zusprachen. Ein Rattenkönig von Lügen, werter Herr!"

„Wägen Sie Ihre Ausdrücke! Ich mag mich unklar geäußert haben —“

„Bah, Sie gaben's ja im Termin selber zu, wo Sie zu spät und verkatert erschienen. Da der Amtsrichter immer unangenehmer gegen Sie wurde, Sie gradezu ignorierte und mit kaltem, strengem Blick musterte, stotterten Sie: ‚Darf ich nun auch mal was sagen? Ich habe sogenannte Aushängebogen auf dem Tisch liegen sehen —‘ ‚Aber nicht gelesen. Ganz was anderes, als was Sie bekundeten.‘ Nur daß im Protokoll seltsamerweise dies wichtige Detail vergessen war, das in jedem Gerichtsbericht stand und das jeder gehört hatte, rettete Sie vor sofortiger Verhaftung. Auf meine Betonung, ‚ein Mann von so literarischer Begabung, wie Herr Leberhart sich später zeigte, durfte und konnte nicht eine große Dichtung als bloßes Pamphlet eidlich begutachten,‘ wußten Sie mir nur eine tiefe Verbeugung zu machen, als hätte ich nur etwas Schmeichelhaftes gesagt. Sie wissen, wie scharf und grob ich wurde und wie der Amtsrichter nur zweimal wohlwollend lächelte: ‚Das dürfen Sie nicht sagen,‘ wie er Sie, den Kläger, förmlich als Angeklagten behandelte, betonte, er habe sich sein persönliches Urteil nun gebildet, und am Schluß Sie mit der Drohung heimschickte: ‚Mich geht die Sache nichts an, sie gehört vor den Staatsanwalt. Da der Fall jedoch ungeklärt und weit zurückliegt, hebe ich den Termin auf und gebe dem Kläger anheim, seine Klage zurückzuziehen.‘ Diesen drohenden Wink befolgten Sie eilig und ich hörte nichts mehr von Ihnen, als daß Sie überall meinen ‚vornehmen Charakter‘ priesen. Denn ein Freund, den ich zum Termin mitnahm, erzählte immer,

daß ihm etwas so Klägliches wie Ihre Haltung im Termin noch nicht begegnet sei und daß nun allen Kanaillen wohl die Lust vergehen werde, mit mir anzubinden. Das machte Sie kleinlaut, nur das. Nun wohl, Ihren früheren Schelmenstreich konnte ich allenfalls vergessen. Sie waren ein unreifer Literaturstudent, der vor Neidwut wider mich platzte und sich vielleicht die Folgen nicht klar überlegte. Doch daß Ihr schlechtes Gewissen sich nun noch gar in angeblichem Rechtsgefühl verstockte und Sie mit kühler, perfider Berechnung meiner Abwesenheit mir erneut Jahre mit einer wissentlich verlogenen Klage vergifteten — denn Sie wußten sich schuldig —, das vergesse ich nie und all Ihre Ergebenheitsmätzchen nützen nichts. Nur einen mildernden Umstand billige ich Ihnen zu: daß unser gemeinschaftlicher Freund mit der Stirnlocke ein noch böserer Bruder als Sie."

„Das ist doch etwas! Ich danke herzlich!" suchte Leberhart wieder durch ironisches Pathos Haltung zu gewinnen. „Jaja, echte Prinzen aus Genieland zahlen bar, was sie verzehrt."

„Ja, der tut nichts halb. Gleichzeitig mit der Denunzierung an Sie veröffentlichte er einen Artikel, worin er mich einem unheilvollen, düstern Verhängnis verfallen sah, d. h. dem Irrenhaus. Als ich ihn vor dem Schriftstellerverband belangte, verweigerte er sich zu stellen. Gleich nachher ließ er sein Plagiat los. Eins belustigt mich nur: er ahnt nicht, daß das Schicksal ihm einen Possen grimmer Vergeltung spielte. Ein Wiener Theater, das er seinem besten Freund hinterm Rücken wegschnappen wollte, habe ich seinen Klauen entrissen, weil der Betreffende rein zufällig mir seine Not klagte,

er finde niemand, der ihn an die fürstliche Besitzerin dieses Theaters empfehlen könne. Nun, zufällig war ich dieser Dame aus theosophischen Gründen so gut bekannt, daß zwei Briefe von mir genügten, die Sache zu ordnen und ihm die Direktion zu verschaffen. Der liebliche ‚Bonaparte‘ ahnt wohl heut noch nicht, daß ich den Deus ex machina spielte; denn der andere bewies seine Dankbarkeit damit, daß er fortan tiefstes Schweigen über meine Hilfe bewahrte und nie darauf zurückkam! Ich bin natürlich zu vornehm, ihn zu mahnen. Als ich ihn mal in Wien traf, hatte der Mensch nicht mal so viel landläufiges Anstandsgefühl, mir eine Loge in seinem Theater anzubieten, wo er von meinen Gnaden den Pascha spielt, nachdem er früher als verkannter Mime Standreden über Ideallosigkeit der Bühnenleiter in jeder Kneipe hielt. Bah, Theater, Literatur — alles ein dusterer Saustall. Nicht mal Diogeneslaterne kann hier einen anständigen Menschen beleuchten.“

Leberhart nickte verständnisinnig: „Da sind Sie wieder schön im Zuge bei Ihrem Lieblingsthema. Als Verfolger der Bosheit sind Sie köstlich. Tun Sie mir den einzigen Gefallen und beweisen Sie mir, warum wir anständig sein sollen! Der Mensch ist von Natur eine Bestie, es braucht noch nicht mal eine blonde zu sein. Nach Nietzsches ‚Genealogie der Moral‘ weiß doch jeder Vernünftige, daß Moral nur Schwäche und Dummheit ist.“

„O ja, jeder Lump ist ein Uebermensch. Wahrlich, meine Brüder, so spricht Zarathustra: der Weg zum Uebermenschen geht über gefälschte Wechsel, Treubruch, Verrat, Einbruchsdiebstahl und Gewalttat. Wir ken-

nen ja diesen Kohl, der heut aus jeder Literaturspelunke duftet. Etwas freilich stimmt: jedes Wesen hat seine eigene Ethik. Wenn aber der Unanständige sich ganz in seinem Rechte fühlt und den Anständigen als Narren verachtet, wie kommt es dann, Liebwertester, daß Sie mich mit Ihrer Hochachtung verfolgen?"

„Hm!" Der berühmte Humorist schlug ein Bein übers andere und putzte mal wieder seinen Kneifer unter einem überhängenden Strauch. Es machte sich, als ob ein Kartenspieler unterm Tische mogelt. „Offenbar weil Sie mir nicht als schwach, sondern als stark imponieren. Sehen Sie, man hat ja alles versucht, Sie als Moriturus unterzuducken, und doch hilft nichts, Sie bleiben immer lebendig und oben. Das imponiert mir eben."

„Das ist es nicht. Denn im Sinn von Ihresgleichen bin ich trotzdem untergegangen. Wer beherrscht denn das Feld? Eure vereinigte Charlatanbande. Und für eure Berliner Mischpoche bin ich wirklich tot. Nein, prüfen Sie sich selbst! Es ist ein letzter Rest von Ethik in Ihnen, der mir eine Reparation d'Honneur verschaffen will. Sie leugnen das schlechte Gewissen, nicht wahr, wie der arme Delirant Nietzsche, aber bekunden selber sein Vorhandensein, indem Sie sich für alles mir zugefügte Böse partout mit mir abfinden wollen."

Leberhart antwortete nicht und stand auf. „Nun kommen Sie aber mit zum Schoppen! Wie mein Freund Böcklin zu sagen pflegte: Die Toteninsel muß begossen werden. Ich muß Ihnen meine Villa zeigen. Sie finden dort auch ein vornehmes Weib —"

„Selinde?!" frug Geist entsetzt. Leberhart er-

läuterte kühl bis ans Herz hinan: „Meine Frau? Ach richtig, Sie kannten sie ja auch." Freilich, Café Zanzibar, Leipzig, unglaubliche Erinnerung, sündhäßliche literarische Animierkellnerin für Wein und echte Biere. Diese Heirat gehörte zu den unheimlichsten Rätseln im verborgenen Leben des Alkoholisten. Stak hier wirklich sentimentale Anwandlung selbstloser Hingabe? Jedenfalls zeigte die Frau sich als hingebende treue Gattin und hielt ihn „stubenrein", wie sie zart sich ausdrückte. „Nein, es ist eine andere da, meine Freundin. Sie sind doch hoffentlich kein Moralmops?"

„Gewiß nicht. Da ich aber noch heut abend abreise —"

„Was? Und meine Schwester kommt morgen. Die müssen Sie kennen lernen. Ein hochbedeutendes feudales Weib! Da hilft kein Widerstreben, komm auf mein Schloß mit mir! Was würde meine Schwester mir den Marsch machen, wenn ich Sie fortgelassen hätte!" Und er wollte ihn mitziehen, so daß Geist sich gewaltsam losmachte. Es war doch gar zu toll. In diesem Tone, als sei er ein Familienfreund, schwatzte ein Mensch, den er sich als Todfeind stets vom Leibe hielt. „Und so rasch? Ich habe doch ein Vöglein zwitschern hören, Sie wären hier ansässig? Haben Sie nicht selbst hier was Liebes? Irgendwo in der Nachbarschaft, in Italien oder Tessin?"

„Das würde ich Ihnen grade anvertrauen. Ah, deshalb wählten Sie wohl grade diese schöne Gegend für Ihre Villa, damit Sie mir auf die Schliche kämen? Zu spät, mein Teurer, zu spät!" Geist lachte bitter. „Also endlich adieu! Ich bringe Ihres Geistes Hauch,

den ich verspürt, nach Spreeathen zurück, pardon, nach Jerusalem, denn dort beten Sie ja hauptsächlich in der literarischen Synagoge."

„Nun kommen Sie auch noch damit! Was soll man denn anders machen? Die Juden waren mir immer unangenehm, aber unsereins kann doch nur durch sie in die Höhe kommen. Es ist schon Pech genug, daß man nicht beschnitten geboren wurde. Aber ich werd's nachholen. Wenn ich Sie in Zürich über die Weltherrschaft der Verjudung jammern hörte, dachte ich in meinem Gemüte: Er hat ja so recht und deshalb werde ich mich nächstens koscher machen. Wahlverwandt bin ich schon, weeß Knebbchen!"

Diese göttliche Ironie war aber an Geist verloren: „Na, natürlich! Als Sie mir damals in Zürich den Bürstenabzug Ihres weltberühmten Finanzstücks aufdrangen, ich müsse es durchaus in der Nacht vor meiner Abreise lesen — von so intimem Busenfreund wie mir konnten Sie ja solch Opfer erwarten und ich gutmütiger Schafskopf tat Ihnen wirklich den Willen! —, da prophezeite ich Ihnen: ‚Das gibt Pinke! Das Machwerk ist so geschickt gedeichselt, so unwahr sentimental und vor allem so naiv snobistisch mit heimlicher Anbetung des Offiziersmilieus, daß sämtliche Judenschickselen es preisen werden mit Harfen und Cymbeln.' Ein so leidenschaftlicher Gemeindevorsteher an der Literatursynagoge, am Goethebund, Ethischer Kultur, Giordano Bruno-Verein! (Goethe und Bruno waren beiläufig Antisemiten, wie Napoleon, Friedrich d. Große, Luther und Kant! Sie sind Goethes seliger Erbe, denn sie fingern sicher auch antike Distichen auf dem Rücken

Ihrer Liebsten, und zappeln an seinem heidnischen Hosenlatz. Armer Goethe! Was niedrig und unreif an dir, der Philister, Minister, Immoralist, das verehrt Jud und Christ als natürliches Vorbild des Deutschen. Doch Faustens unsterblich Teil, dein heiliges Ober-Ich, das paßt nicht für eure Breviere."

Indem er rasch enteilte, rief er noch aus der Ferne: „Machen Sie nur recht lange blauen Montag! Es kann nicht immer Rosen geben!"

„Na, dann Neurosen!" brüllte Leberhart ihm nach, in solchen kolossalen Witzen groß. Schade, daß kein Reporter da war, es in die Zeitung zu bringen. Plötzlich aber stürmte er schnaufend und keuchend Geist nach: „Halt! Noch eins! Ich gehöre zu den Edeln, die nichts übel nehmen. Ihre Grobheiten habe ich eingesteckt wie Knackmandeln und möchte Ihnen ein Vielliebchen stiften: echauffieren Sie sich nicht so über meine Schlechtigkeit, es dauert nicht mehr lange, der Tod wischt alles fort! Meine Leber eignet sich schon zur Gänseleberpastete und mein großes Herz erweitert täglich seine Klappen. Also keine Bange, über ein Kleines werdet ihr mich nicht mehr sehen, warte nur, balde ruhest du auch!"

Er wandte sich und schritt langsam den See hinab. Geist sah ihm betroffen nach. War das auch nur Komödie oder ein plötzlicher Anfall ernster Regung? Vielleicht Mischung von beiden ...

IX.

Er hatte nur hingeworfen, er reise heut Abend, um den Lästigen loszuwerden, aber machte es nun wahr. Was sollte er auch länger hier? Dies Lebenskapitel lag abgeschlossen hinter ihm. Und so fuhr er über den Gotthard nordwärts. Auf diesen Bahnzügen zeigt der gebildete Deutsche eine gewisse Ueberlegenheit, wo alle Nationalitäten sich mischen und fast alle Reisenden nur ihre eigene Sprache verstehen. Oft bei seinen zahlreichen Fahrten hin und her mußte Geist gleichzeitig Französisch, Englisch, Italienisch schwatzen.

„Ihr deutschen Herren seid so sprachgewandt, habt bessere Erziehung als wir, das merkt man oft," anerkannte ihm mal auf solcher Fahrt ein jovialer Schotte, der sich auf Visitenkarte als M. P. (Member of Parliament) entpuppte und über Geists englandkundige Konversation so aus dem Häuschen geriet, daß er ihn auf seinen Landsitz einlud und auf dem Luzerner Bahnhof eine förmliche Verbrüderungsscene (das übliche „What will you drink") mit ihm feierte. Aber in anderer Hinsicht fühlte Geist sich leider bewogen, eine traurige Inferiorität seiner Landsleute auf solchen internationalen Verkehrspunkten festzustellen. Welche Liebenswürdigkeit und Manierlichkeit der Romanen!

Eine Französin bot ihm ihren Fächer an, als er über Hitze klagte, ein Italiener sein Bouquett weißer Nelken, als er diese bewunderte. Welche schlichte Anständigkeit und oft sogar ungezwungene Herzlichkeit der Briten im Reiseumgang! Die Deutschen daneben entweder unfein lärmend und familiär oder unfein zugeknöpft und steif. Die einen so vulgär, daß man ihr zudringliches Fraternisieren scheut, die andern so geschniegelt und aufgeblasen, daß man ihnen wie Stachelschweinen aus dem Wege geht. Diese reisenden Gutsbesitzer, Juristen, Offiziere in Zivil und allerlei ähnliches Volk, Männlein und Weiblein, stieren den Landsmann an, als wollten sie erst seinen Titel oder Steuerzettel prüfen, ob man mit ihm ein Wörtchen wechseln dürfe. Die berüchtigten drei „Messen" in unseren Tropenkolonien, über die von dorthin verschlagenen Weltreisenden so viel gespottet wird, schweben dem Reichsdeutschen überall unsichtbar zur Seite: alles fein säuberlich in getrennte Kasten geteilt. Die schönsten, regelmäßigsten Gesichter norddeutscher Damen, die vor englischen Beauties wahrlich nicht das Feld zu räumen brauchen, entstellt der gleiche fade, unangenehme Ausdruck, in dem kleinbürgerliche Enge — auch wenn es Frauen der vornehmsten Welt sind — mit anmaßendem Standesdünkel durchsetzt. Ungefälligkeit, Grobheit, plumpe Manieren, unanständige Neugier findet man immer nur bei reisenden Deutschen. Als Geist mal mit einer befreundeten Dame übern Gotthardt fuhr, benahm sich wegen Gepäckunterbringung ein schwäbelnder Professor mit seiner keifenden Ehehälfte so flegelhaft, daß plötzlich ein von Geist unbemerkter Fahrgast aufsprang: „Monsieur Geist, je

vous salue. Comment ça va? Je vais arranger votre affaire," und die Dinge mit sehr drastischem Griff ordnete. Da der revidierende Zugführer grade vorbeiging und stramm salutierte „Herr Oberscht", war der pöbelnde schwäbelnde Rüpel sofort mäuschenstill, als er die hohe stattliche Gestalt eines bekannten Schweizer Divisionskommandeurs sich gegenübersah. Indem Geist mit seinem Bekannten über militärische Versuche plauderte, da konnte man so recht sehen, wie der deutsche Philister von seinen Höhen der Bildung nur dann zur landläufigsten Höflichkeit heruntersteigt, wenn er eine vornehmere Kaste vor sich zu sehen glaubt. Der unfeinen Steifheit reisender deutscher Standespersonen passiert es freilich öfters, daß sie sich barbarisch über den ablehnend ignorierten Landsmann täuschten. Flugs, sobald sie ihren Irrtum gewahr werden, grüßen sie später kriechend höflich, bloß um nachher erzählen zu können, sie kennten den famosen X. persönlich. Welcher bekannte oder berühmte Mann kennt nicht den Sagenkreis von beliebigen Landsleuten, die ihn grüßen lassen, weil sie mit ihm zusammen gereist seien! Fortsetzung der reizenden Spielart ‚Jugendfreunde', die sich in Legionen melden, weil sie sich zufällig mit dem berühmt gewordenen X. geprügelt haben wollen, oder der einstigen Lehrer, die natürlich alle das künftige Genie ahnten und nur aus Versehen ihm immer die schlechtesten Zensuren gaben! Welcher bekannte Mann hätte nicht auf Reisen den einzigen Wunsch, möglichst inkognito zu bleiben und persönliche Vorstellung zu vermeiden, mit dem entsetzlichen Refrain: „Verwandt mit dem berühmten X.?" „Leider ich selber!"

So hatte sich denn Geist zur Regel gemacht, auf der Gotthardtbahn möglichst jeder Berührung mit Deutschen aus dem Wege zu gehen. Aber da ihm diesmal ein jüngerer Deutscher, unverkennbar Offizier in Zivil und Junker, in der Ecke rauchend gegenübersaß und er seine Zigarre anbrennen wollte, bat er höflich: „Würden Sie mir gütigst etwas Feuer geben? Ich habe meine Streichhölzer vergessen." Der zum Fenster hinausstarrende Herr, der ihn vorher nur mit ödem, kurzem Blick gestreift, wandte nicht mal den Kopf, sondern hielt ihm mit herablassend verächtlicher Handbewegung hoheitsvoll seine Zigarre hin. Da sah ihn Geist vom Kopf bis zu den Füßen an, sprang auf und setzte sich einem schweigsamen Engländer in der andern noch freien Ecke gegenüber: „Perhaps y o u would be so kind, to give me some fire?" Obschon an diesen deutschen Usus nicht gewöhnt, pflegen Briten stets, auch daheim in England, ein solches Verlangen mit der äußersten Höflichkeit zu gewähren und so überbot sich auch hier der Engländer in Zuvorkommenheit. Der Junker wandte den Kopf in hochmütiger Ueberraschung und fixierte Geist kurz, als wollte er sagen: „Was will dieser Kerl! Mich um Feuer ansprechen! Aeh, da suchen Sie sich einen andern!"

Der Brite aber bemerkte leise: „I noticed this gentleman. Very rude manners, indeed!"

„He's only a German officer!" versetzte Geist nachdrücklich und langsam. „These fellows suffer sometimes by ridicoulus conceit!"

Der Junker zuckte, aber sagte kein Wort und stierte zum Fenster hinaus, und der Brite nickte vielsagend:

„I see." In dem sich nun entspinnenden lebhaften Gespräch suchte der recht gebildete Gentleman, seines Zeichens ein Londoner höherer Staatsjurist (Attorney), sich über deutsche Zustände zu unterrichten. Seinem offenbaren Wunsch, Ungünstiges zu erfahren, entsprach jedoch der vaterlandslose Geselle Geist keineswegs. Denn nicht den Staub seines Vaterlandes wollte er von den Schuhsohlen schütteln, sondern nur schädlichen, wurmstichigen Möbeln der feudalen Rumpelkammer den Staub ausklopfen. Er sang vielmehr Deutschland ein hohes Lied, freilich nicht mit dem Refrain der Hurratrottel: „Deutschland, Deutschland über alles." Nicht das offizielle politische Deutschland führte er dem Ausländer zu Gemüt, sondern das uralte glorreiche Kulturvolk, vielseitiger begabt als Briten und Franzosen, und höchstens auf dem Gebiet der poetischen Literatur von den Briten teilweise geschlagen, wenigstens in einigen überragenden Gestalten, indes die Breite des literarischen Könnens in Deutschland beträchtlicher. Der Brite hörte mit jener angeborenen, wohlerzogenen Höflichkeit zu, die britische Manieren zu den besten der Welt macht, obschon sie alle Phrasen und Knixe deutschen Zeremoniells als altmodisch abstreiften. Dann aber wandte er ein: „Ich glaube das alles gerne, werter Herr, und bin überzeugt, daß unsere Jingos, um zu hetzen — aus übrigens patriotischen Gründen, die ich nicht verdamme —, die heutigen Deutschen in falschen Farben malen. In der Ferne, werden Sie zugeben, nimmt sich Ihr Reich wie mittelalterliche Gotik aus, verschnörkelt, altfränkisch, feudal. In der Nähe mag sich vieles anders ansehen. Aber über eins kommen wir nicht hin-

weg, als untrügliches Anzeichen für zurückgebliebene atavistische Mittelalterinstinkte: Ihren unchristlichen tyrannischen Antisemitismus."

Geist blieb ganz ernst. „Ja, bei uns wird auf jedem Marktplatz ein Jude gebraten, das Ghetto wird von Polizisten Tag und Nacht bewacht, damit ja kein Hebräer sich unter Christen wagt, sonst wird er unfehlbar totgeschlagen."

„Ah, Sie spotten. So mein's ich's natürlich nicht. Aber es soll doch überall Hephepp ertönen, wo ein armer Israelit sich zeigt. Von allen Ehrenämtern sind sie ausgeschlossen, überall sind sie die Ausgestoßenen, diese armen Juden. Ich habe mir sagen lassen, vornehme Deutsche verlangen ein anderes Kupee, wenn sie in der Bahn neben einem Mitbürger mosaischer Konfession zu sitzen kommen, ganz wie die Yankees sich gegen Nigger benehmen. Ist das nicht unchristlich, barbarisch, reaktionär, so Mitmenschen wegen ihrer Religion zu verfolgen? Nein, so etwas verstehen wir in England nicht." Geist konnte sich nicht mehr halten, er schüttelte sich vor Lachen. „O, das ist grausam, Sie lachen noch? Da sehen Sie Ihren Landsmann da in der Ecke, der so rüde gegen Sie war, der sieht mir ganz danach aus, als ob er Juden wie Hunde mit der Peitsche hetzen würde!"

„O, beruhigen Sie sich! Der schnarrt ‚verdammte Judenbagage' und heiratet die erste beste Kalle, um sein Wappenschild zu vergolden. Die Hälfte des preußischen Adels hat jüdische Abstammung und in konservativen Kreisen erregt Antisemitismus schon schwere Bedenken ... aus Familiengründen. Lesen Sie doch Ihren Disraeli, was der alles ausplaudert! ‚Gegen Juden

und Junker' predigte einer unserer komischesten Antisemitenhäuptlinge."

Der Brite schien angenehm überrascht. „Ist das so? Ah, dann steht es also besser als wir glauben. Aber das Volk, der Bürgerstand ... da wird der arme Jude doch verfemt? Es muß so sein, denn bis zu uns dringen die Klagen über solch fluchwürdige Unterdrückung."

„Ja, Kischinew ist ein Idyll dagegen. Zwar sind fast alle Grundbesitzer in Zinssklaverei der Juden, zwar regieren sie Börse und Bankwesen, zwar sind fast sämtliche Theaterdirektoren und Zeitungsbesitzer Juden, Halbjuden oder von jüdischem Kapital abhängig, zwar praktizieren als Anwälte und Mediziner am meisten Juden ... ach, da fällt mir ein, wieviel getaufte Juden gibt es in der britischen Armee und Judikatur und im Staatsdienst?"

Der Brite gaffte ihn erstaunt an. „Wieviel was? Ich glaube keine oder doch sehr wenige. Doch immerhin, stieg nicht Disraeli zu den höchsten Posten, hat sich Lord Rosebery gescheut, Lord Rothschilds Schwiegersohn zu werden?"

„Spaß, er wird sich besinnen! Sie sind köstlich, lieber Herr. Lassen Sie nur Lord Rothschild in Deutschland residieren und er kann so viel Grafen und mediatisierte Prinzen an jedem Finger haben, als ihm beliebt. Was Disraeli betrifft, so haben wir mindestens drei Judenabkömmlinge als preußische Staatsminister gehabt, einige gierige Antisemiten vergrößern sogar noch die Zahl, unter sehr hohen Militärpersonen hält man zwei für judenblütig, natürlich aber alle getauft!"

„Nun, das ist doch selbstverständlich. Und unter Offizieren und Richtern —"

„Eine Menge Getaufter aus der zweiten oder ersten Generation. Und wenn sie's nicht selber sind, dann sind sie's durch ihre Frauen. Denn die nötige Mitgift für Staatsdiener besitzen doch meist nur Familien jüdischer Abkunft."

„Aber ich bin sprachlos! Worum dreht sich denn das Wehklagen der Juden?"

„Daß sie nicht wie in Frankreich und Ungarn im Staatsdienst hochsteigen können, wenn sie nicht die Religion wechseln. Als ob die Rasse nicht ganz die gleiche bliebe! Denn sie sind keine Sekte, sondern eine Nation."

„Ach, Sie scherzen! Man kann doch unmöglich verlangen, daß ein mosaischer Jude als Richter fungiert. Für uns Gebildete meinethalben, doch für das Volk wäre dies ganz unmöglich. Man würde in England über solche Forderung lachen."

„So? Und das ist's grade, worüber sie weheschreien wie über den Trümmern Jerusalems. Wie und Sie begreifen nicht? Das auserwählte Volk? Muß es nicht alle Ehrenstellen allein besitzen, ward ihm nicht die Erde gegeben mit ihrer Fülle? Erst alles Geld, dann alle Titel, bis die Söhne Kanaans als bevorrechtete Kaste rundweg anerkannt und die dummen Goi als Bürger unterer Ordnung handlangern. Und das wollen die Deutschen und überhaupt die Kontinentalen nicht zulassen? Solche Gemeinheit! Welche Verstocktheit! Da flehen wir um Mitgefühl jene freie Insel an, vor deren erleuchtetem Fortschritt z. B. ein Dreyfusprozeß niemals

möglich wäre — aus dem einfachen Grunde, weil englische Justiz überhaupt kein Revisionsverfahren auf bloße Möglichkeitsindizien hin zuläßt. Ach beiläufig, wie steht's denn mit der jährlich auftauchenden Bill, jüdische Einwanderung zu verbieten, weil man in Whitechapel so herrliche Erfahrungen mit diesen frommen Auslegern des Alten Testaments gemacht hat? Hahaha, in Deutschland sollte uns jemand wagen, solchen Vorschlag an den Reichstag zu bringen! Er wäre geächtet, unmöglich. Doch ich will Ihren Gefühlen nicht länger zu nahetreten. Sie haben gewiß zahlreiche jüdische Freunde . . ."

„Ich?!" Der Attorney schüttelte sich förmlich. „Aber, werter Herr, was denken Sie? Ich kenne überhaupt keinen. Juden sind doch nicht in dem, was man ‚die Gesellschaft' nennt, sie seien denn etwa Erzmillionäre."

Geist konnte nicht mal lachen, so zornig war er. „Sagen Sie mal so was in Deutschland, man wird Sie auslachen. Und äußern Sie's um Gottes willen nicht öffentlich! Ich warne Sie inständig, wenn Sie mal zu uns ins Land der Wilden verschlagen werden. Denn bei der Christenverfolgung, die immer heftiger rast, ist solches Wagnis kein Spaß. Wir armen unterdrückten Arier, wir Märtyrer unserer niedrigen germanischeu Barbarenrasse, fürchten den Zorn Jehovas und halten schon lange den Mund."

„Ihre Ironie ist sehr tragisch," murmelte der Brite. „Und ich fühle, daß Sie die Wahrheit reden. Was lügt man uns denn vor?"

„Was Ihre bis zur Selbstbelügung heuchlerische,

bis zur Verrücktheit eingebildete, bis zur Dummheit selbstsüchtige Nation hören will, Sir!" brach Geist grimmig los. „Ja, d a s lügt man ihr vor. Ich muß es Ihnen ins Gesicht sagen, damit Sie klarsehen. O, ich liebe den einzelnen Briten, ich bewundere England, wer täte dies nicht! aber ich hasse es von ganzer Seele als politische Macht, als Hort der Lüge. Und je mehr man euch bewundert, desto überzeugter muß man rufen Carthaginem esse delendam, es wird nicht besser in Europa, der Alb weicht nicht früher, als bis ihr gedemütigt seid."

„Genau das nämliche sagt man in England von deutschen Uebergriffen," versetzte jener gelassen. Denn nur England hat ein Recht auf Uebergriffe. „Ich gebe zu, wir haben viel Stolz, aber ... Sie kennen England, Sie beobachteten uns auf Reisen ... finden Sie wirklich, daß wir so unmanierlich hochmütig im Umgang sind?"

„Im Gegenteil. Aber ich finde, daß man selbst beim aufgeklärtesten Engländer plötzlich auf eine Wand nationaler Ueberhebung stößt, wo man nicht weiter kann. Als ich das letzte Mal übern Gotthardt zurückfuhr, brachte ich einen Briten bis Frankfurt, um ihm von dort sein Billett nach Brüssel zu lösen, weil er positiv nicht ein Wort Deutsch, überhaupt einer andern Sprache verstand. Ein lieber, bescheidener Mensch, in seiner Weise gebildet ... Glauben Sie, daß ein Deutscher fähig wäre, durch ein fremdes Land zu reisen — denn die Schweiz ist ja auch deutsches Sprachgebiet —, ohne auch nur eine Silbe einer großen Kultursprache zu kennen? Es gibt einfach keinen Deutschen, der nach

England oder Frankreich reist und ruhig darauf rechnet, irgend ein Eingeborener werde für ihn reden. Ja, noch mehr: auf dem Kölner Bahnhof, als ich mal von Amsterdam zurückkam, fiel mich förmlich ein liebenswürdiger feiner junger Engländer an: ‚Sie sprechen gewiß Englisch.‘ Es gab eine Schwierigkeit mit seinem Rundreisebillett und das möchte ich doch gütigst besorgen. Ich gab mir redliche Mühe mit dem Schaffner und machte den Dolmetsch. Als aber ein letzter Punkt zu erledigen war, den ich nicht recht begriff und dem Schaffner falsch explizierte, fiel der Jüngling in ganz gutem Deutsch ein und machte die Sache klar. Ich sah ihn groß an: ‚Ah, dann brauchten Sie mich ja nicht, Sie sprechen ganz gut.‘ Und was erwiderte der kühne Brite? ‚O ja, aber es war für mich doch viel bequemer so!‘ Da drehte ich ihm den Rücken und sprach Deutsch mit ihm: ‚In Deutschland redet man Deutsch, verstanden? Und sind Sie zu faul dazu, so ist es schamlos, mich nutzlos zu Ihrem Dragoman zu machen. Wir sind hier nicht in Konstantinopel.‘ Stellen Sie sich vor, ein Deutscher in England würde dies Stückchen wagen und so naive Antwort geben! Zum dritten: ich fand mal am Gotthardt einen Briten mit seinem Guide, der sehr schlecht Englisch radebrechte, wie ich im Vorübergehen hörte. Ich rief daher über die Schulter dem Briten in barschem Tone zu: ‚Sie fragen, wo die Lawine niederging? Weiter unten über der Brücke.‘ Der Gentleman drehte sich um und starrte mich an, im gleichen nonchalanten Tone gab ich ihm weitere Weisungen. Eine Stunde später fuhr er in einem Wagen mit zwei Damen an mir vorüber, er lüftete den Hut und grüßte

sehr höflich. Das scheint Ihnen ein einfacher Vorgang, nicht wahr? Nun will ich Ihnen aber einen Beitrag zur Völkerpsychologie geben. Wenn ich einen Deutschen in dieser nichtachtenden Weise belehrt hätte, wäre er verletzt gewesen; dem Briten aber konnte ich nur so die Vorstellung beibringen, ich wolle nichts von ihm und sei ein Gentleman, denn wäre ich hilfreich und verbindlich gewesen, so hätte er mich für einen Industrieritter gehalten. Das ist ein trauriges Charakterzeichen. Ich weiß nicht, ob Sie's verstehen."

Der Londoner versank in Nachdenken. „Die Deutschen sind merkwürdige und sehr superiore Leute. Hm, in Swinemünde war man ja sehr freundlich gegen unsere Marine."

„Glauben Sie ,man wirft bei uns die Fremden mit Steinen? Ja, man benahm sich unwürdig genug. Statt kalter Höflichkeit kriechende Zuvorkommenheit! Wenn man eine Insulte nicht rächen kann, tut man, als hätte man sie nicht gemerkt, aber man fällt doch dem grinsenden Beleidiger nicht noch um den Hals. Na, England hat eben immer Glück. Wer lauter Trümpfe hat, braucht keine Kunst, um gut zu spielen."

Auf dem Baseler Zentralbahnhof schickte der Zufall noch eine Illustration zu dem früheren Gespräche. Am Mitteltisch saßen zwei Herren und zwei Damen, Engländer der besseren Stände. Ein Britenjüngling erschien da plötzlich auf der Scene, dessen Schmachtlocken und schwärzlich orientalisches Scharfgesicht einem Benjamin Disraeli so verzweifelt ähnlich sahen, als sei dieser phantastische Staatsmakler aus dem Grabe erstanden. Offenbar während der Bahnfahrt mit diesen

reinrassigen „Landsleuten“ in Berührung gekommen, wollte er sich ihnen auch jetzt wieder aufdrängen und mit ihnen speisen. Nie hatte Geist etwas Aergeres von vernichtender Kühle gesehen, wie besonders die Ladies den mosaischen Mitbürger schnitten. Ihr „Ja“ und „Nein“ sprach eine Welt hochnäsiger Verachtung. Endlich hatte der elegante Mr. Lewis oder Moise, oder wie sich nun hebräische Namen anglisieren, davon genug und trollte sich mit zornrotem Gesicht.

„Haben Sie das beobachtet?“ fragte Geist bedeutungsvoll. „So was wäre in Deutschland ausgeschlossen, niemand hätte den Mut dazu. Das sind Ihre lieben philosemitischen Landsleute, die vorurteilslosen, die liberalen. Ja, Ihre Zeitungen und Reviews sind meist mit jüdischem Geld subventioniert, den Transvaalkrieg besangen Straßenballaden als „Judenkrieg“, aber bei Ihnen muß der Jude sich jedem Nationalvorurteil anbequemen und wehe ihm, wenn er im geringsten englische Gefühle verletzt. Bei uns müssen wir denken und fühlen, was Israel uns suggeriert.“

„Dann sind wir also stärker. Warum sind Sie so schwach?“

„Teils nur die Juden als Ganzes genügend Geld haben, teils weil sie minder kleinlich und filzig sind als wir. Um gerecht zu sein: die Juden können nichts dafür, daß sie ihrer Natur folgen, nur die Deutschen selber sind zu verdammen. Doch das führt uns zu weit. Glückliche Reise!“

X.

... Geist mußte unterwegs Station machen, weil soeben ein Drama von ihm seine Uraufführung in einer kleinen, aber vornehmen süddeutschen Stadt genoß. Im Hotel erschienen zur Table d'hote keine anderen Gäste, dagegen stellten sich ein Major, ein Hauptmann, ein Oberleutnant ein, die jeden Sonnabend sich den Luxus leisteten, außerhalb des Kasinos an dieser renommierten Tafel zu speisen. Da sie Geist vermutlich für einen Handlungsreisenden oder sonst so'n Heringsbändiger hielten, was übrigens alles aufs gleiche hinauskommt, da außer Beamten und allenfalls Universitätsprofessoren das gesamte Zivil für Offiziere die gleiche obskure Masse bildet, so unterhielten sich die Herren sehr ungezwungen.

„Ich versichere, Herr Major, der bewußte Kerl in meiner Kompagnie riecht nach Sozialdemokratie und Teufelszeug. Habe ihn schon lange auf dem Strich und brummte ihm neulich einen strammen Mittelarrest auf," schnarrte der Hauptmann, ein westfälischer, blonder Hüne aus Hörter. Dies war der Typ des forschen Frontoffiziers in der Provinz, während der behäbige und doch bedächtig zugeknöpfte Major wie ein Kanzleirat und der Oberleutnant wie ein dummer Junge aussah. Geist erfreute sich dieser Typen, die man in Hauptstädten nicht trifft und die man in einer kleinen Garnison suchen muß, wo man zwar keine Bilseschen Greuel,

wohl aber unsagbare geistige Hinterwäldlerei findet. Wer von Offizieren im allgemeinen spricht, vergißt diese grellen Verschiedenheiten. Der famose Jardeleitnant spukt nur noch in Phantasie von Karrikaturzeichnern, starb aus und machte einem viel achtbareren Typ Platz. Aber weder nach liederlichen feudalen Kavalleriekorps, noch nach wirklich vornehmen Offiziersgestalten in Residenzen und im Generalstab darf man den Durchschnitt beurteilen, bei welchem ödeste Philisterei und Fachsimpelei vorherrscht, verbunden mit krasser Unbildung.

„Eh was, mein lieber Herr Hauptmann! Begreife gar nicht diese Beklemmung vor Demokratenpack! Die haben ja nichts als Maulwerk. ‚Roter Sonntag‘, haha, bedeutet nur blauen Montag, wo man Feierabend macht und Bier säuft!“

Ueber diesen Witz des Vorgesetzten wollte der Leutnant sich ausschütten vor Lachen. In diesem Augenblick trat ein schlanker, eleganter Herr mit karmosinroten Hosenstreifen ein und grüßte verbindlich. Die Kameraden sprangen auf und empfingen den vornehmen Herrn Kameraden als alten Bekannten. Zu seiner Verwunderung sah Geist, daß er den bekannten Militärattaché auf einer wichtigsten deutschen Botschaft vor sich hatte. Der Herr Major machten eine kleine Spritzfahrt hierher, um einen dienstlichen Beirat an der Grenze zu sprechen, wahrscheinlich eine Information (zu deutsch: Spionage) betreffend. Dies bemerkte er höflich in liebenswürdigem Ton, als der rangältere Garnisonsmajor wichtigtuend forschte: „Herr Kamerad haben doch besonderen Urlaub? Sie wissen, dies Verlassen des Postens gestattet

Reglement nur auf ausdrückliche Genehmigung des Allerhöchsten Kriegsherrn, Sr. Majestät des Kaisers."

Ein ironisches Lächeln zuckte um die Lippen des jüngeren Mannes, der schon wußte, daß sein Patent als Oberstleutnant zur Unterzeichnung im Militärkabinett lag, daß er in wenigen Jahren Oberst oder General sein werde. Dieser naive Trottel von Garnisonskommiß wollte ihm, dem mit allen Hunden gehetzten Diplomaten, Lehren erteilen! Der Hauptmann aus Hörter schien sich dagegen bewußt, welch einflußreiches und künftig großes Tier er vor sich habe, und begann ihn mit schmeichlerischer Devotion anzubiedern, jede ehrehrbietige Frage mit Kratzfüßen begleitend. „Herr Major gestatten gütigst." „Herr Major sind ja für mich Autorität." Achgottja, er war 1. Klasse und segelte bestimmt mit günstigem Wind nächster Tage um die nächste Majorsecke, aber mit solchen Zukunftsgrößen sich warm zu halten erfordert der Takt, ein Extrabramsegel für die Lebensfahrt kann nie schaden, in das Protektion mit vollen Backen hineinbläst. Der Leutnant schien andererseits noch so grün, daß er diesen Fremdling, kaum älter an Jahren als er selber, für einen Major wie jeden andern hielt und ihm nur den natürlichen Respekt vor höherem Grade entgegenbrachte. Wahrscheinlich hielt er sich sogar als Frontoffizier und tätigen Rekrutendriller für wichtiger, als solch einen Botschaftsattaché in Uniform, der seinen eigentlichen Beruf verfehlte. Denn wunderbar malt sich in kleinen Garnisonen die Welt.

Der vornehme Outsider sah übrigens so aus, als ob ihn weder die Anschmeißerei des Hauptmanns, als die

Gleichgültigkeit des Jünglings interessierte. Sein etwas bleiches Gesicht, in dem es nervös wie von Tic douloureux zuckte, schaute mit gelangweilter Blasiertheit auf die andern nieder, während er verbindlich plauderte.

Schon beim Eintreten streifte er Geist mit raschem, prüfendem Blick, sich leicht verneigend, und jetzt musterte er ihn durch sein Monocle unauffällig nochmals. Offenbar hatte der gewiegte Diplomat sich nicht versagen können, stets auf dem Quivive, beim Eintreffen im Hotel, wo er bis morgen kampieren wollte, sich beiläufig zu erkundigen, ob irgendwer Bekanntes dort wohne.

Soeben schüttete der Leutnant in seines Majors teilnehmenden Busen bittere Schmerzen über einen Einjährigen aus, der vor dem Doktorexamen stand. „Völlig untauglich, unbrauchbar! Herr Major verzeihen die gehorsamste Bemerkung —: es ist überhaupt ein Elend mit den Einjährigen! Verderben die ganze Truppe. Wozu macht so ein Mensch denn Examina, wenn er nicht mal ‚Griffe‘ begreift!“

Der Militärdiplomat sah schon, als der liebe Junge das Gehege seiner Zähne öffnete, mit stillem Grauen ein Unheil nahen. Jetzt räusperte er sich hastig und stieß den Major an, der verstand und mit mißtrauischem Zwinkern nach dem Zivilisten hin beschwichtigte: „Jaja, mein Lieber, aber so'n Fond von positiven Kenntnissen ist doch auch nicht ohne! Jeder kann nicht alles können, Gelehrte brauchen nicht Soldaten sein!“

„Ja, wozu müssen sie denn dienen?“ entschlüpfte es dem harmlosen Enfant terrible unvorsichtig. Der Hauptmann schüttelte die blonde Wellenmähne seines gescheitelten Lockenhaars, nahm einen Tiefsinnschluck und

murmelte in tiefem Baß verständnisvoll: „Positive Kenntnisse, sehr richtig!"

Geist verzog keine Miene, der Diplomat lächelte vielsagend und zupfte an seinem schmalen wachsblonden Schnurrbärtchen, indem er sich erhob: „Gesegnete Mahlzeit!"

„Wo verbringen der Herr Major den Abend? Darf ich als Cicerone dienen?" bot sich der Hauptmann pflichtschuldigst an, Grundstellung nehmend wie vor unmittelbarem Vorgesetztem. Jener dankte kühl: „Ich bin in Damengesellschaft, übrigens im Theater, wo das neue Stück von Geist aufgeführt wird. Hat ja auch etwas militärischen Inhalt, nach dem Stoffe zu schließen."

Damit schritt er sporenklirrend davon, diesmal den Zivilisten sehr distinguiert grüßend. Am Abend saß er in einer Loge mit mehreren Damen und klatschte lebhaft. In Mußestunden machte er nämlich selber schlechte Verse. Erst jetzt fiel Geist ein, daß er als blutjunger Mensch bei einem großen Rout, wo das Offizierselement überwog, neben diesem nämlichen großen Mann gesessen und ihn unbeholfen auf seinen Wunsch einigen Bekannten vorgestellt hatte. Damals unbedeutender Leutnant, heut auf dem Kriegspfad zu hohen Würden — o welche Lust, Soldat zu sein, wenn man von altem Adel und Sohn eines höheren Generals ist! Dieser hochgebildete, weltgewandte, elegante Kriegsmann bot wieder einen neuen Typ, wie er früher in der preußischen Armee nicht heimisch, auf dem Salonparkett zu Hause wie am grünen Tisch des Generalstabs, geschmeidiger Höfling und schneidiger Säbelträger, kalter Streber in beidem, doch gewiß voll wirklicher Tüchtigkeit...

Als Geist etwas verkatert, weil ein Verehrer ihm nach der Aufführung einen soliden Champagnerschmaus gestiftet hatte, den D-Zug bestieg, traf er einen flüchtig Bekannten aus der höheren Berliner Malergesellschaft, wo man mit dem Gelde meist jüdischer Gattinnen ein großes Haus macht und ein vergnügungssüchtig seichter Ton trivialen Drauflosgejuchzes herrscht wie in Börsianerkreisen. Nichts drolliger als die ehrfurchtsvolle Sehnsucht naiver Outsider, mit den Spitzen von Kunst und Wissenschaft verkehren, zu ihrem allerheiligsten, geistbildenden, seelenveredelnden Umgang zugelassen werden zu dürfen. Geist kannte sie alle miteinander: die weltberühmten Gelehrten, die außerhalb ihrer Studierstube nur um Professurvakanz und Strahlen höfischer Gnadensonne sich kümmerten, die Musikvirtuosen, außerhalb ihres nervenberauschenden Tonballetts eitle Gecken oder unartige Kinder, die bildenden Künstler, die nur von Handwerkstrics der Ateliergeheimnisse oder Bilderpreisen oder im jüngeren Semester von weiblichen Modellen oder Goldfisch-Kurmacherei zu plaudern wußten. Dabei jeder in stillzufriedener Beschränktheit seinen Beruf und sein besonderes Wirken als Nabel der Schöpfung betrachtend: die Tonmacher aus G-dur die Welt und alle umliegenden böhmischen Dörfer als ausschließliche Musikprovinz bewertend, die Bildermacher nur ihre mehr oder minder stimmungsvollen Farbenklexe als hohe Kunst und das Schöne schlechtweg ausprahlend, die Gelehrten darüber einig, daß Weltgeschichte nur gemacht werde, damit Ranke sie erkläre, die Natur nur dazu da sei, damit Helmholtz oder Virchow sie entdecke. Alle miteinander ihre Orden und Titel paradierend, wie

nur irgend ein Offizier oder Beamter, alle nach Mammon und „guten Partieen" oder in jüngeren Jahren nach Venus Vulgivaga hungernd, wie nur irgend ein Weltmensch, alle im Grunde seicht, nichtssagend, seelenlos, ihren engen Fuchsverstand bloß auf ihr Spezialismusäckerchen eindrillend. Und da hält man sich noch über naive Einbildung der Militärs und Geheimräte, über Protzentum und Unsittlichkeit der Finanzkreise auf!

Alle im letzten Grunde gleich, einander ebenbürtig, für den Inder und Theosophen eine einzige reaktionäre Masse ohne höheren „Manas", in „Kama Rupa" verknotet. Eine Ahnengalerie für Scherls „Woche". Und da faselt man noch vom Schutz dieser erhabenen Kulturgesellschaft gegen die Diktatur des Proletariats! Gewiß, über die Phrasen der sozialdemokratischen Barden, sie würden neues Leben aus den Ruinen blühen und eine neue, bessere Kultur erstehen lassen, muß man bis zur tatsächlichen Probe wehmütig den Kopf schütteln. Doch was für eine Kultur ist denn das, die sie zerstören wollen? Eine durchaus materielle, rein äußerliche, geistheuchelnde, ja gradezu antispirituelle, bei der alle höheren seelischen Regungen verkümmern und der schaffende Geist in maulwurfsartigem Dokumentscharren oder mechanischer Technik erstickt. Menzel und Meissonnier statt Lionardo und Michel Angelo, Virchow statt Giordano Bruno, Ibsen statt Shakespeare, so grinst die Decadence der Moderne selbstgefällig zur Renaissance hinüber, die ihre Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone, Elektrizitätswerke so meilenweit „überholt" haben. Aber fragt mich nur nicht wie! Den Größenwahn dieses tintenklerenden Säkulums wird niemand spöttischer be-

lächeln, als das neue 20. Jahrhunderts der zweiten großen Renaissance.

Der geschniegelte Maler, im Fache Sichels und Kiesels wirkend, warf beiläufig hin: „Wissen Sie schon, daß Anna Korelski tot ist? Sie waren doch, wie ich früher mal hörte, in alten Zeiten Kind im Hause beim Papa, dem ollen Meister, der unsterblich war, so lange er lebte. Nu is er ja lange tot und vergessen."

Geist fuhr zurück. „Das kann nicht sein! Sah sie ja noch vor wenigen Monaten. Und erhielt keine Todesanzeige."

Der Maler zuckte die Achseln. „Zentner genug wog sie ja, die brave Tante, um plötzlichen Herzschlag zu kriegen. Doch man munkelt ... unter uns, ich weiß es bestimmt ... sie hat sich 'n bißchen Selbstmord geleistet."

„Was? Warum denn? Sie war doch nüchtern genug, gar nicht verschroben."

„Das sagen Sie so! In gewissen Jahren steigt bei so dicken Weibern der Johannistrieb ins Blut ..." er brauchte einen häßlichen Ausdruck: „'ne Art von europäischem Tropenkoller, kommt in den besten Familien vor. Arme Person! Warum ließ sie sich nicht mit dem ersten besten Hausknecht ein? Für Geld und gute Worte kann man alles haben!"

Geist sah finster vor sich nieder. Er hatte für die ältliche Jungfrau, die jetzt wohl schon in Trente-et-Quarante hinüberschillerte, eine starke Anhänglichkeit besessen, alte Kameradschaft, und ihre unmäßige Ueppigkeit bestreute sich appetitlich mit attischem Salz ihres guten Humors und dreisten Witzes. Er wäre ja ganz bereit gewesen, sich zu opfern, wie Curtius in den Ab-

grund zu springen und die klaffende Lücke ihres Innern zu schließen. Doch ihre schmachtende Zutraulichkeit verriet leider stets die lauernde Sehnsucht nach veritabelm Ehebett und sie war von zu guter Familie, als daß man ohne empfindliche Unannehmlichkeiten sich losreißen konnte, falls sie die entehrte Lucrezia spielen wollte. Daß es so lichterloh bei ihr brannte, ahnte er nicht. Wer der Mann war, gleichgültig — nur ein Mann her! Aber womöglich ein Ehemann und einer mit viel Geld! Denn die moderne Jungfrau bleibt praktisch selbst im Tropenkoller.

„Sie soll sich nämlich verschossen haben in einen jungen ..." er nannte einen weltbekannten Finanznamen. „Dem hat sie förmlich nachgestellt wie eine Nymphonmanin. Und der Bursch wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er an den Bruder schrieb: ‚Geben Sie auf Ihre Schwester acht, sie schnappt über.‘ Briefe von ihr waren auch da, Ergüsse von Tropenkoller ... der Bruder machte eine Scene, die Mutter gebärdete sich wie toll, und aus Scham hat das dumme Weibsstück zum Strychnin gegriffen. Uebrigens war sie ein Scheusal, soll ihren armen alten Papa geprügelt haben mit der lieben Mama zusammen."

„Das sind lauter Berliner Klatschlügen," unterbrach Geist zornig, „ich weiß das besser. Der alte Biedergreis mit all seinen guten Seiten war ein toller Egoist und hat seine Damen genug gequält. Auch seine Frau, klug, gebildet und ehrenhaft, war viel besser als ihr Ruf, die törichte Welt gibt bei Ehezwisten immer der Frau unrecht. Und die Tochter war ein gutherziges, begabtes Wesen, die vom Alten eine gewisse geniale Jovialität

erbte. „Gott hab' sie selig! Es tut mir sehr leid, aber sehr!"

Der Maler blinzelte schelmisch von der Seite und gaffte vor sich hin. Nachher verbreitete er, Geist müsse offenbar mit der Verblichenen ein Verhältnis gehabt haben. So zum Ritter wirft man sich doch nicht auf, wenn man nicht gute Gründe hat. „Nuja ne!" meinte er philosophisch. „Alles unsere ungesunden Moralbegriffe! Alte Jungfer, brr! So 'ne Gemeinheit! Heiraten braucht nicht jede, dazu kann man Männer nicht zwingen, aber jede hat das Recht auf eine Portion Liebesmischung. Da hat die Gabriele ... Sie wissen, der Blaustrumpf ... recht und hat brav die Probe übers Exempel gemacht." Geist nickte schmunzelnd. Was nicht aus einer Frau alles werden kann! Unbegrenzte Möglichkeiten! Diese große Verfechterin der Frauenemanzipation kannte er noch als zimperliche, moralinsaure Jungfrau höherer Semester, wo sie freilich schon Vorliebe für zweifelhaften weiblichen Umgang verriet. Aber steckte selbst in Verzerrung und Bravade hier nicht viel Wahres? War das traurige Ende seiner Freundin Anna nicht ein Beleg für die Notwendigkeit einer Reform der Sexualmoral? Diese unmoralische Gesellschaft will mit ihrer Unnatur jedes wahre Menschenrecht knechten. Das heißt ihr Moral.

XI.

Bei seiner Rückkehr fand Geist nichts anderes Angenehmes, als daß seine Gutmütigkeit für gute Freunde und notleidende Kollegen bluten mußte. Er war Fachmann und Sachverständiger auf diesem Gebiete, kannte auch die seltensten Spielarten der Reisebettler. Da war der treuherzige junge Mann, der nur des Reisegelds bis Magdeburg bedurfte, um dort eine Stelle anzutreten, und das nämliche Reisegeld konsequent bei allen mitleidigen Seelen eintrieb, so daß er zuletzt damit bis Amerika reisen konnte. Da waren die Ingenieure und Architekten mit gefälschten Attesten, die Maler, die leider nicht mal wußten, wie man eine Palette hält. Der Mann mit dem Einarm und der zahlreichen Familie, der eines Abends einen förmlichen Einbruch versuchte und plötzlich in Geists Arbeitskabinett auftauchte, das er von früherer Brandschatzung kannte. Der Unglückliche, der bei Abweisung nur murmelte: „Verzeihen Sie, daß ich wanke, ich habe drei Tage nichts gegessen" und so doch noch das Nötige erpreßte. Der sterbende „Dichter" aus der Charité, der befahl: „Sie sind berühmt, sind reich, Sie müssen mir helfen," einen Monat später sich aber fidel aus Brüssel meldete. Der große Unbekannte mit dem Brief: „Ich kenne Ihre heimlichen Wohltaten, Sie edler Herr Doktor, ich wage daher ver-

trauensvoll..." Der heroische Märtyrer, der außerdem noch einen Freund Geists, an den ihn dieser erschüttert empfahl, um die gleiche Summe prellte und gleich nachher als Hochstapler in die Zeitung kam. Der soeben erst entlassene Prokurist eines Geistschen Verlegers mit drei verschiedenen adligen Namen, der eine staunenswerte interne Sachkenntnis sogar über Wiener Verbindungen Geists entwickelte und hernach von zwei Verlagsfirmen per Zirkular verfolgt wurde, weil er weder je Prokurist noch adlig noch irgend etwas war. Höchst interessant, woher das buchhändlerische Wissen des Hochstaplers? Offenbar existiert eine Verbindung solcher Industrieritter über ganz Deutschland, die sich gegenseitig ihre Rollen verteilen und überall ihre Baldowerer haben, wo wohl ein Raps zu machen sei. Da war der soeben aus der Klinik entlassene Augenkranke mit den verschiedenen Namen, der auch merkwürdige literarische Personalkenntnisse besaß, wegen seiner Augenschwäche seinen dummen Wohltäter Geist auf der Straße nicht erkannte, dafür aber von ihm, wo er sonst pumpte, nur mit Vornamen redete wie von einem lieben Verwandten. Der schwärzliche kordiale Mann, der sich als ein bekannter Leipziger Journalist melden ließ, dessen zufällige spätere Begegnung mit Geist ihn als hochblond entpuppte, bot nur einen kleinen Zwischenscherz. Anregender erschien der große Zitterer, der mit herzlichem Gruß eines Geist persönlich unbekannten Publizisten ein ganzes Paket vergilbter Dokumente verband. Diese Schriftstücke gehören offenbar zum Fundus der geheimen Verbindung und wandern von Hand zu Hand der schwindelnden Leidensgestalten. Als dies nichts

half, produzierte der Mann eine eminente Akrobatenleistung, indem er seine Neurasthenie durch ein Zittern bewährte, daß sämtliche Geschirre tanzten. Geist bewunderte diese Technik so sehr, daß er ihm eine beträchtliche Wegzehrung als Zirkushonorar mitgab; so viel war ihm dieser Clowngenuß schon wert. Gar nichts leistete hingegen ein Herr v. François, Rittergutsbesitzer und Offizier, beides leider a. D., der entsetzlich nach Fusel roch und sich nur aufs Wohlwollen des alten Professor Geist berief. Dieser hatte ihn nämlich gütig an die freie Luft befördert, um seinen Alkoholjammer zu heilen. Für solche öden Trics setzte Geist nur eine Mark aus, und als zwei Musikanten ihn förmlich überfielen, deren großes Konzert infolge Ablebens der Kaiserin Friedrich zu Wasser geworden sei, genehmigte er für solche ungeschickte Erfindung nur fünfzig Reichspfennige pro Person. Daß er wegen eines notleidenden Idealisten in Süddeutschland, den die Staatsanwaltschaft wegen Betrugs belangte, weil er bei völlig genügendem Einkommen überallhin Bettelbriefe schreibe, noch gar als Zeuge vernommen wurde, war etwas unbequem. „Sie sind wirklich zu gutmütig," lächelte der Amtsrichter, als er das Protokoll durchaus schonend gestalten mußte. Aber als der süddeutsche Staatsanwalt, weil er keine Verurteilung des armen Teufels erzielen konnte, noch gar hintennach „Ew. Hochwohlgeboren" mobil machen wollte, um ein neues Indicium zu finden, lehnte Geist schroff ab. Denn trotz alledem hielt er stets den humanen Grundsatz fest: Mochte auch etwas oder nur Schwindel bei all diesen Bittenden vorliegen, so muß ein Mensch sich doch irgendwie in Not befinden, um sich

zu solchen Betteleien zu erniedrigen. Nichtsdestoweniger lernt man von allen Sprößlingen des Pumpus von Perusia betrübende Gesamtzüge der Menschennatur. Ein Kerl, der ihn nur mit dem beliebten Antrag anbohrte, ob er nicht Manuskripte abzuschreiben habe, erzählte überall nachher bei seinen Betteleien von Geists hochherziger Wohltätigkeit, so daß mitleidige Seelen schon aus Nachahmungstrieb in den Säckel griffen und der unschuldige Geist grade in dem einzigen Falle, wo er nichts gab, in Geruch der Heiligkeit geriet. Dagegen blieb es umgekehrt eine von ihm stets gelernte Erfahrung, daß Geldpostsendungen auf Bettelbriefe ohne Dank und Antwort acceptiert werden. Ein einziges Mal schrieb ein verhungernder Student: „Ihre Herzensgüte macht es mir möglich, mich noch eine Woche hinzufristen" und ließ dann nichts mehr von sich hören: dies war vermutlich der einzige anständige und wirklich hungernde Mensch unter all den Jammerern. Aber wenn Geists Bedienstete sich früher ständig anlachten: „'S is wieder ein Pumper beim Herrn," „der Herr schickt wieder Postanweisung an einen Pumper," und infolge Anforderungen wirklicher Bekannter sein Budget noch letzthin übertrieben belastet wurde, so hörten dafür die ehrenvollen Besuche der Rundreiseschwindler mehr und mehr auf, seit er sich häufiger mit mannhaftem Entschluß unzugänglich erwies. Diese geheime Verbindung führt offenbar ein schwarzes Buch, worin jede Möglichkeit der Brandschatzung verzeichnet, ein Informationsbureau mit Tabellen, ob X. ein Dummer ist oder ob er es noch ist oder völlige Abkehr von Dummheit zeigt und Schluß machte.

Nun ja, man wird endlich hart. Und war die frühere Gutwilligkeit, sich prellen zu lassen, nicht mehr Schwäche als Güte? Spielt nicht manchmal unbewußt jener Gedankengang mit, den Theaterdirektor Schautenberg so drastisch beweinte: „Gestern gab ich auf der Weidendammer Brücke einem Bettler eine halbe Mark, heut ist mein neues Stück doch durchgefallen. Es gibt keine Vergeltung!"? Hat Nietzsche am Ende doch recht und ist Härte gesunder als Mitleid? Geists Weltanschauung war noch zu ungeklärt, um zu begreifen, daß eben jeder seiner eigenen Naturanlage folgen muß. Unstreitig war es Schwäche, daß er aus Noblesse nichts abschlagen konnte, daß er bei jeder Lüge an Möglichkeit der Wahrheit glaubte, Bitten nicht ungehört lassen konnte, obschon ein bitteres Gefühl des Betölpeltwerdens sich beimischte. Wenn ein weißhaariger, tatsächlich armer Jude im Café ihn anpumpte und dann plötzlich nie mehr im Café erschien, war es denn wirklich Dummheit und Schwäche, was solche grundsatzwidrige Bereitwilligkeit erzeugte, statt den Greis einzufahren: „Da gehen Sie zu Ihren reichen Stammesgenossen"? Nein, sondern tief im Innern bestimmte dazu das Tatwamasi „Ich bist Du" der Inder, die Unmöglichkeit, fremde Not ohne Mitgefühl zu sehen. Und dieser grenzenlos weiche Mensch, der nichts als Gerechtigkeit und Wohlwollen wollte und in sich auszubilden strebte, galt als bösartiger Zänker und Krakehler, der mutwillig und fanatisch alle Erfolgreichen anpöbele, seien es Junker oder Juden, als ein rauhbeiniger Sansculotte, der roh und wahllos schimpfe und verleumde! Wenn je die Weltlüge sich drastisch offenbarte, so war es hier. —

„Ach, Sie haben etwas so Boshaftes manchmal, so sanft Sie aussehen ... ich glaube, Sie sind eine problematische Natur und können ein sehr gefährlicher Mensch sein," warf ihm Frau Zecconi schnippisch zu. Schon um sie zu beobachten, kam er öfter mit dem Ehepaar zusammen. Ihr weiblicher Instinkt witterte offenbar irgend etwas ihr Feindliches.

„Da mögen Sie recht haben," erwiderte er kühl. „Einer, der mich gut kannte, sagte mir mal: ‚Zwischen uns ist der Unterschied, daß ich jedermann für Schurken halte, bis ich mich vom Gegenteil überzeugte, Sie aber jedermann für anständig, bis Sie ihn als Schurken erkennen. Das geht freilich bei Ihnen ziemlich rasch, denn Ihre Menschenkenntnis ist helle genug, aber wozu den Umweg!' Nun, ich ziehe den Umweg vor, aber möchte keinem Schwindler raten, sich auf meine Blindheit zu verlassen."

„Und doch haben Sie was so Weiches im Gesicht." Die Holde schien ihn ja mit auffallender Neugier zu studieren. „Ich glaube, Sie sind zu großen Opfern fähig, und sehr mitleidig. Doch wozu machen Sie sich so viele Feinde, Sie Kratzbürste! Das ist doch sehr bedauerlich bei einem so klugen Mann. Ich fürchte, Sie kommen noch mal nach Plötzensee, wenn Sie immer so gehässig den Offizierstand angreifen. Ich bin selbst aus solchen Kreisen und stolz darauf. Mein Mann ist übrigens auch von Adel, er sagt's nur nicht."

Zecconi errötete tief. „Sie wissen ja, wie Frauen sind! Ja, mütterlicherseits soll uns mal ein Titel gehört haben — im übrigen begnüge ich mich, dem ältesten Blutadel der Menschheit anzugehören."

„Das soll Ihnen bei mir nichts schaden," bemerkte Geist trocken. „Daß Sie Jude sind, ändert doch nichts daran, daß Sie ein Gentleman sind. Ein vornehmer Jude ist mir lieber als ein pöbelhafter Germane."

„Ja, warum schimpfen Sie dann über die Juden, was Ihnen so schadet?"

„Ich wiederhole Ihnen immer wieder: ich hasse nicht die Juden, sondern den jüdischen Geist, nicht den Juden, sondern das Judentum. Das ist keine Rassen-, sondern eine Geistesfrage. In mir erhebt nur der altgermanische Idealismus sein Haupt."

„Ach, Idealismus! Der gehört in die Poesie!" Frau Alma gähnte. „Im Leben soll man vernünftig sein. Sie verstehen die Welt nicht, daß ich's nur offen sage. Wenn Sie gegen Militär losziehen, so ist das nur ein gutes Geschäft, wenn man die Sache mundgerecht macht. Solche ernsten Disputationen liest kein Mensch und wir Laien glauben doch immer lieber den Autoritäten als Ihnen."

„O ja! Alle bisherigen belletristischen Vorstöße gegen Offizierswesen verpuffen in leere Luft, treffen wirkliche Schäden gar nicht, verraten sogar geheimen Snobismus in versteckter Vorliebe für dies ‚vornehme' Milieu."

„Mir scheinen am empörendsten die drakonischen Urteile der Kriegsgerichte," fiel Zecconi ein.

„Mir nicht. Hier handeln die Offiziere einfach in krankhaftem Verfolgungswahn, als förmliche Notwehr gegen die angebliche soziale Revolution. Solange die Offiziere eine beständige besondere Kaste in Friedenszeiten bilden, ändert sich das nicht."

„Besser im Frieden als im Krieg! Denn der ist doch das schändlichste Uebel."

„Meinen Sie? Kein Stand eignet sich wie der des Krieges zur Erwerbung männlicher Tugenden. Selbstloses Pflichtgefühl, Aufgehen des Ich im Ganzen, brüderliche Kameradschaft, rastloses Wohlwollen für die anvertrauten Untergebenen, das alles steigert sich im Krieg, der einzig wahren Schule des Soldaten, oft zu edelstem Opfermut. Faselnde Frauenzimmer oder alte Weiber in Hosen, ästhetische Schwätzer von Friedensliga predigen Krieg dem Kriege, doch Revolutionäre sollten nicht vergessen, daß auch der Menschheit Befreiungskämpfe mit Blut und Eisen durchfochten wurden, daß die Freiheit kriegerische Blutzeugen wünscht wie die Tyrannei. Nicht der Krieg ist menschheitsfeindlich, sondern nur der Krieg im Frieden. Stehende Heere sind schon an und für sich verkörperte Lüge, der ihnen angeschminkte Heldennimbus leere Illusion."

„Gut gebrüllt, Löwe!" murmelte Zecconi. „Und die blutigen Dummenjungenstreiche der Brüsewitze!"

„Wenn man den Uniformierten einschärft, sie seien über Menschenpflichten erhaben und nur ihrem Kriegsherrn verantwortlich, soll man sich da wundern, daß sie sich in Revolutionen wie reißende Bestien betragen, Niedermetzeln ihrer Mitbürger für ihr gutes Recht halten, willenlose Maschinen jedes unmenschlichen Gewaltbefehls?"

„Aber unter den Offizieren gibt es doch viel Kavaliere!" maulte Frau Alma kleinlaut. „Ich bin keine Sozialdemokratin, ich nicht!"

„O ja, in jedem Stand gibt es räudige Schafe,

Lumperei ist überall zu Hause. Weil manche Kassierer durchbrennen, ist doch nicht jeder Kassierer ein Defraudant. Aber daß man im Publikum so erbittert jede Einzeltat von Offizieren verallgemeinert, hat das System sich selber zuzuschreiben. Warum vertuscht man denn, wo man kann, warum wird jeder Ankläger militärischer Mißbräuche niedergeschrieen, warum stempelt man Träger von zweierlei Tuch mit Gewalt zu unantastbaren Adelsmenschen und betet die Uniform als Symbol eines höheren Menschentums erster Klasse an? Die Unsittlichkeit des Militarismus steckt nicht in Menschen, denn die sind nur, wozu das System sie macht, diese lebendige Lüge als Vergötzung äußerlichsten Kastenwesens."

„Sie sprechen wieder wie ein Buch!" gähnte die kluge Alma gelangweilt. „Vor Ihnen bekreuzen sich wohl die Herren Offiziere wie vor dem Gottseibeiuns? Und doch sagt mein Mann, Sie wären ein hitziger Patriot."

„Ah bah! Es muß reinliche Scheidung geben: Byzantiner und Nicht-Byzantiner, welch letztere sämtlich in den revolutionären Topf gehören. Vaterlandsliebe von Demokraten ist den Feudalen grade so verhaßt und unerträglich, wie den Orthodoxen der freigeistige Deismus. Da sind Anarchisten und Atheisten ihnen noch lieber, da kann man doch ehrlich Farbe bekennen."

„Ob es aber klug war, daß Sie sich gleich von Anfang so feindlich dazu stellten —" wandte Zecconi ein.

„Klug? Das war nie meine Absicht. Aber glauben Sie mir, daß fauler Friede mit Dunkelmännern unmöglich, daß freie Geistesarbeit sich vor noch so entfernter Berührung damit zu hüten hat. Den geistigen

Bedarf solcher Kreise deckt jeder Bratenbarde vollkommen."

„Ach herrje, wer wird sich über so was den Kopf zerbrechen! Ich bin eine gute Deutsche und lasse mir unser herrliches Vaterland nicht vermießen. Ich bin eine Royalistin von Geburt und liebe über alles meinen Kaiser und König. Meinen Mann flehe ich immer an, er soll solch verfängliche Gespräche meiden, besonders an öffentlichen Orten. Sie reden immer so laut, Herr Meister! Na, meinen Jungen erzieh' ich jedenfalls als königstreuen echten deutschen Patrioten. Adieu für heut, ich habe Migraine!" Damit rauschte die holde Alma zur Tür hinaus, die sie in unverkennbarem Unmut heftig zuschlug.

„Sieh, sieh, ich bin in Ungnade gefallen!" Hätte Zecconi ahnen können, was sich hinter Geists bösem Lächeln barg! „Junge Mütter sind so sensitiv."

„Sie sagt, ihre Familie sei so patriotisch gewesen," entschuldigte sich ihr Gatte verlegen. „Das liegt bei ihr im Blute."

„Ja, im Blute liegt vieles. ‚Das liegt bei mir im Temp'rament.' Aber sagen Sie doch, wie stellen Sie als Jude sich denn zum Begriff des Vaterlandes?"

Zecconi sah ihn augenscheinlich verwundert an. „Nun, ich bin Italiener. Sagt' ich Ihnen nicht, daß ich Garibaldiner war und als Irredentist aus Oesterreich für Lebenszeit ausgewiesen bin?"

„Dacht' ich's doch! Daß die Juden kein Vaterlandsgefühl hätten, ist ebenso Verleumdung, wie, daß sie feige seien. Nun wohl, in jedem gesunden Menschen wurzelt tief Heimatzugehörigkeit, ich selbst bin Preuße

bis in die Knochen, sogar hohenzollerisch in gewissem Sinne. Das hat aber blutwenig mit dem gemein, was regierende Kasten als Patriotismus fälschen. In Wahrheit würde nach geschichtlichem Ausweis das Stigma ‚vaterlandslose Gesellen‘ nur auf viele Fürsten und Junker passen. Denn ihnen liegt gar nichts am Vaterlande, sondern nur an ihrem eigenen Gedeihen vermittels dieses Vaterlandes. Die blaublütige Internationale bildet genau so wie die goldene der Plutokraten und die schwarze der Kirchenbonzen eine Freimaurerei über die ganze Welt. Die rote Internationale hat nichts vor ihnen voraus.“

„Hört, hört! Doch gehen Sie da nicht zu weit? Nationale Gesichtspunkte und Unterschiede festzuhalten ist doch grade ihre Geschäftsroutine.“

„Ja, in geregelten Zeitläuften. Aber scheute ein Fürst sich je, ausländische Kollegen und deren Soldateska gegen sein eigenes Volk zu Hilfe zu rufen, falls es nicht Ordre parieren wollte? Paktiert der Junker nicht lieber mit ausländischen Standesgenossen als Emigrant, ehe er seinen plebejischen Landsleuten sich unterwirft? Ich will Ihnen was erzählen. Die hochmütige englische Nobility drohte einst offen mit Auswanderung, wenn wucherische Korngesetze zur Aussaugung der Armen und Bereicherung der Agrarier nicht in Kraft bleiben würden. Der Herzog von Richmond entblödete sich nicht zu betonen, daß die göttliche Rechtsordnung der Aristokratie vom Volke bezahlt werden müsse. Später schuf Lord John Manners den manierlichen Vers: ‚Mag Bildung, Kunst, Wohlstand und Volk vergehen, bleibt nur das Adelsregiment bestehen.‘ So denkt der ‚patriotische‘

Adel im nationalstolzesten Volk der Welt. Und dachten altrömische Patrizier anders?"

„Ja, Sie mögen recht haben. Wahre naive Vaterlandsliebe findet man nur beim Volke, geläuterten, wahren Nationalstolz vielleicht nur bei Höchstgebildeten."

„Sicher! Weil sie durch Vergleich das Kulturverdienst ihrer eigenen Rasse abzuschätzen wissen. Chauvinistische Mordspatrioten sind stets nur Narren oder Streber, Hurrabyzantiner die nämlichen, die nachher vor dem Landesfeind kriechen, wie wir's nach Jena so oft erlebten. Nur dessen Vaterlandsgefühl fußt auf festem Grunde, wer sich den Teufel um äußere politische Erfolge und Niederlagen schert, aber weiß, was ein Deutschland Kants und Goethes zu bedeuten hat."

„Hm! Wissen Sie, was Kipling neulich äußerte? Es ging durch die englische Presse."

„Der liebe Kerl! Auf fremdtümelnde Huld des Gönners von Leoncavallo, Ohnet und Kipling, dankt er mit Hohnerguß auf ‚Goten und Hunnen'. Das nenn' ich Charakter! Nun, was pöbelt er wieder?"

„O, er verhielt sich diesmal ruhig. Angriff auf Deutschland sei nicht nötig, nur müßten die wahren Kulturnationen sich strenge von Deutschland und Rußland abschließen, den reaktionären Diobskuren."

„Was kann das deutsche Volk für seine Regierer! Freilich, wie soll ein freier Anglosachse sich in solchem Widerspruch zurechtfinden! Dort feudale Föderation von Dutzenden Souveränen nebst allem legitimistischen Zubehör, hier riesenstarke Revolutionspartei, die allen Radikalismus Westeuropas in Schatten stellt! Die wirklich gebildete Schicht ist bei uns zahlreicher und mit

gründlicherer geistiger Reife durchtränkt als anderswo, das Volk hat in viel weiterem Umfang als anderswo Anteil an allgemeiner Bildung. Dem gegenüber steht antiquierte Staatshierarchie eines Polizeistaats, mit wahnwitziger Ueberhebung einer vom Bürger bezahlten Soldaten- und Beamtenschaft. Diese unvereinbaren Elemente befinden sich in zunehmender Reibung und nicht eher löst sich der innere Widerspruch deutscher Dinge, bis nicht unsere echte deutsche Nationalbildung den Staat nach ihrem Bilde formt!"

„Denken Sie an Republik?"

„Warum denn! Monarchische Staatsform, der ja mancher Vorzug vor bloßen Bourgeoisrepubliken innewohnt, kann ruhig bestehen bleiben, wenn die letzten Säulen entschwundener Absolutistenpracht sinken. Ach, die feudalsten Scharfmacher sind sterblich. Auch Patroclus ist gestorben und war mehr als du! Noch ragt gar manche treue Säule des bewußten Systems, doch auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht. Herrlich sang einst ein romantischer Dichter: ‚Das Geschlecht der Derindur, unsres Thrones feste Säule, wird bestehen, ob die Natur auch damit zu Ende eile.' Doch die Natur pflegt sich auf solche Naturwunder nicht einzulassen. Wo sie zu Ende eilt, wächst kein Gras mehr und über den Ruinen tönt desselben schnurrigen Sängers Tiefsinn: ‚Löse mir, o Derindur, diesen Zwiespalt der Natur!' Ich glaube, es geht bald zu Ende mit dem Geschlecht der Derindur. Welche Wendung durch Gottes Fügung!" — — —

Im Laufe der nächsten Zeit schien Frau Alma ihre Taktik gegen den Hausfreund zu ändern. Sie biß eine

kordiale Herzlichkeit heraus, litt an Anfällen verstohlener Koketterie und fing gleichzeitig an, ihren Mann unangenehm zu hänseln. Ihr Lachen bekam eine grellere Färbung, wiederholt ließ sie ihrem anscheinend reich entwickelten Temperament den Zügel schießen und eine Jähzornfalte trat deutlich auf ihrer glatten Stirn hervor. Diese stimmungwechselnde Hysterie bedeutete ihrem ehelichen Frieden und ihrer Häuslichkeit nichts Gutes.

„Ich habe Leone gesagt, er soll doch endlich die Studie über Sie verfassen!" nörgelte sie. „Aber er ist so faul."

„Tausend Dank! — Wirklich, ich möchte jetzt beginnen, Sie als Phänomen bei der Wurzel packen. Könnten Sie mir nicht z. B. eine Art Selbstcharakteristik liefern?"

„O weh! Wer kennt sich selber!"

„Wer die Welt kennt wie Sie."

„Geniere ich Sie dabei?" flötete Alma mit einem falschen schmelzenden Blick. „Ich fliehe schon. Ihr Beichtvater absolviert Sie gewiß, Sie haben gewiß an Sünden nicht schwer zu tragen."

„Aber ich wahre das Beichtgeheimnis," rief ihr Gatte ihr nach, nicht ohne Schärfe. „Uebrigens brauchen Sie mir doch nur allgemeine Umrisse zu geben."

„Jeder ist zu beredt über sich selber. Und so Allgemeines kommt meist plump heraus." Er brachte auch wirklich nur ziemlich Plumpes zu Tage, indem er seine Selbsteindrücke über sein wertes Ich zu sammeln suchte, das doch alle sieben Jahre sich wechselnd erneuert wie die Atomzellen des Körpers.

Zecconi konnte ein vielsagendes und spöttisches

Lächeln nicht unterdrücken. Obschon von Geists überragender Bedeutung durchdrungen, fand er die Art, wie dieser sich selbst bespiegelte, geschmacklos und eingebildet. In dieser Beziehung wird der Ungewöhnliche stets einsam bleiben und nie Verständnis finden, da es in diesem Falle Selbstentäußerung und völlige Hingebung des Zuhörers verlangt. Selbst ein Napoleon, der sich mit dem Einzigen durchsetzte, was dem Menschen imponiert, nämlich der äußeren Macht, konnte nur von seinen nächsten Untergebenen, die als blinde Macht- und Ruhmsklaven ihm anhingen, untertäniges Gehör erwarten, wenn er über sich und sein Schicksal brütete. Allen andern verursachte sein Größegefühl nur Unbehagen, sein Klagen nur Widerwillen.

„Sie sind sehr ungeduldig," bemerkte Zecconi trocken. „Gut Ding will Weile haben."

„So sagen nur die, denen die Weile nicht lang wird, weil ihnen am Ding nichts liegt. Ich kenne diese Weltmannsphilosophie, die aus ihrer Weisheit Lyoner Seidenwolke erhabene Sprüche tönen läßt. Bah, fauler Zauber! Jeder murrt über sein Schicksal, aber langweilt sich, wenn ihm sein Nebenmensch das Gleiche vormurrt."

„Schicksal? Nach meiner Meinung teilen den Glauben an eine gerechte Vorsehung nur zwei Sorten von Menschen: die Erfolgreichen, die ihr Glück für eigenes Verdienst halten, und die ungeheure Menge der Erfolglosen, die sich einen Trost für irdische Glücksvernachlässigung erfinden müssen in imaginärem Jenseits. Beides also persönlicher Egoismus voll Eitelkeit und Schwäche. Der Starke denkt anders."

Nun mußte aber Geist lächeln. Der Starke! Wer denn? Etwa Zecconi? „Wie denkt er denn?"

„Er verneint, durch Erfahrung belehrt, jede höhere Gerechtigkeit, jedes Walten höherer Mächte, lacht über die kindlich naive Auslegung des Weltleids, als ob tiefe Weisheit zu höheren Zwecken das Unglück als Vorbereitungsschule einrichte." Zecconi sprach mit finsterem Ernst und offenbarer Ueberzeugung. „Wie sagt Chamford? ‚Glück und Unglück sind dem Starken gleich.' Und wer bewies je, daß ‚Gutsein' glücklich mache und Willensbejahung des rücksichtslosen oder behäbigen Genüßlings nicht wahre Lebensweisheit sei?"

Geist sah den Italiener mit verborgenem Mitleid an. Er kannte diese Weltanschauung zur Genüge von jener Frau her, mit der er lange gelebt. Das ewige Rhodomontieren mit dem selbstherrlichen Willen! Nietzsches verrückter Uebermensch spukte von jeher in solchen Köpfen, Zarathustra sprach nur ihr Geheimnis aus. „Führt dieser Glaube zu Optimismus oder Pessimismus?" fragte er gelassen.

„Bah, beides leere Worte, beides unwahr. Selbst Idealismus und Materialismus sind bloß Worte, beide unbewiesen mit Bezug aufs All. Ja, wenn doch wenigstens der Pessimismus recht hätte — und das Schlechte triumphierte immer, das Gute unterläge immer, damit könnte man sich befreunden, das wäre ein System. Aber das Laster wird belohnt oder bestraft, die Tugend dito, beides wechselt im Leben. Also alles nur Zufall, Willkür! Und da alles nur blinder Causalität folgt, hat kein Moralbegriff für mich Wert. Bestehen bleibt nichts als nackter Egoismus des sich Auslebens. Was gehen

mich hier auf Erden Unsterblichkeit und Gottheit an, selbst wenn sie wären, was ich bestreite!"

Geist gab es seit lange auf, eine so starr materialistische Weltanschauung zu bekämpfen. Man bekehrt ja doch niemanden, beim Disputieren kommt nichts heraus. Auch üben solche Dogmen gar keinen Einfluß auf persönliche Ethik aus. Der fromme Schurke wird durch Kirchenlaufen von seinen Naturtrieben nicht abgehalten, der alle idealen Motive leugnende Materialist bleibt darum doch ein Altruist, wenn seine Gemütsart dahin neigt. Nur muß man sich hüten, umgekehrt das Kind mit dem Bade auszuschütten: weil jede Kirchenfrömmigkeit sofort bei psychologisch Denkenden Mißtrauen erweckt, darf man noch lange nicht Freigeisterei für Anzeichen einer edeln Seele halten. Man kann Atheist und doch ein großer Schurke sein!

Bei Zecconi verband sich gänzliche Skepsis mit natürlicher Gutmütigkeit, sogenannte Starkgeistigkeit mit sentimentaler Schwäche. Sein Freund beobachtete fortwährend heimlich die holde Signora, was sie reichlich zurückvergalt. Ihre übertriebene Liebenswürdigkeit schien anzuzeigen, daß sie sich von ihm beobachtet fühlte und seinen Blick scheute.

„Sie sehen so milde und treuherzig aus," zischelte sie einmal giftig auf eine kühlironische Bemerkung, mit der er eine ihrer ästhetisch schmachtenden Phrasen abspeiste. „Aber innerlich sind Sie, glaub' ich, ganz teuflisch boshaft. Das heißt — ich meine," beschwichtigte sie hastig sein verdutztes Auffahren. „Wie interessant ist das! Wir Frauen lieben solche Männer, die nicht immer ihr Herz auf der Zunge tragen. Für sentimen-

tale Schwächlinge könnte ich mich nicht begeistern!" Täuschte sich der Freund, daß er bei diesen Worten einen verächtlichen Seitenblick auffing, den sie auf ihren Gatten warf? „Adieu, ich gehe in spiritistische Séance. Mein Mann kommt mit."

„Ei ei, muß sich zum Sacrificio dell' Intelletto bequemen? Dem Spiritismus à la Mode widme ich ehrfurchtsvoll das Impromptu: ‚Du sagst, die leichtbeseligte Marie hat keinen Geist? Das Gegenteil sich leicht erweist, denn jeden Tag die Geister wechselt sie.'" Beinah hätte er, die Zukunft vorausahnend, Zecconi gefragt: „Was macht Ihre selige Frau? ist sie schon reiner Spirit geworden?" Um über verlegene Pause hinwegzukommen, fuhr er fort: „Ich bin in Gebelaune heute. Was sagen Sie zu folgendem Epigramm? ‚Aegypten konnte nur in schöner Gruppe die Toten für die Nachwelt balsamieren, doch die Reklamemode macht sie ihren lebendigen Popanz nicht zur Mumienpuppe?'"

Zecconi lächelte: „Deshalb nennt man Sie ‚literarischen Sansculotten'." Geist lachte aus vollem Halse: „Wer schon die ersten Höschen des grünen Jungen trägt, wird sachverständig in Ohnehosentum. Rotzbübchen putzt sein Krummnäschen am Marmor ab und behauptet auf Grund dieses unleugbaren Vorgangs, daß Marmor schmutzig sei."

XII.

Der Italiener wurde immer mehr Geists einziger Vertrauensmann. Ihm schüttete er sein grollendes Herz aus und erleichterte sich mit unendlichem Schimpfen. Mit wehmütigem Spott hielt ihm Zecconi einmal vor: „Sie glauben noch an sittliche Weltordnung und sogar an Wiedergeburt. Wozu ereifern Sie sich dann so zwecklos über Widerwärtigkeiten Ihres literarischen Lebens? Das sind doch lauter Nichtigkeiten, wenn Sie's unter so erhabenem Gesichtswinkel betrachten."

Geist seufzte. „Das gehört eben mit zum Fluch des Carma. Man erkennt die Hohlheit der Sansara und bleibt doch in ihr befangen." Eines Tages ereiferte er sich ganz besonders, indem er Zecconi wütend eine Weltpostkarte überreichte. Ein Aufsatz Geists über Napoleon gab Anlaß dazu, die betreffende Redaktion sandte ihm das anonyme Schmähstück. „Da sollen Sie mal die Niedertracht des Militarismus mit Händen greifen!"

„Schon wieder?" lächelte der Italiener. „Sie und Buddhist! Enfin, was gibt's denn?" Er las die Adresse der Karte. „„Frédéric Geist — Friedrich Geist. ‚Freiland' Zeitschrift. München. Royaume Bayern." Das ist ja eine seltsame Ollapotrida. Der Name doppelt als Frédéric und Friedrich. Und das deutsche Wort Bayern hinter dem französischen Royaume?!"

„Lesen Sie nur weiter, den schönen Inhalt!“ wandte Geist die Karte um.

Zecconi las: „Ihr jüngster Article über Napoleon zeigt, daß Sie un bête sind.“ Was, u n bête?! Das kann ja gar kein Franzose sein!“

„O bitte!“ lächelte Geist. „Wozu stände denn so sinnig ‚Article‘! Das gute deutsche Wort Artikel kennt solch ein Naturfranzose nicht. Doch fahren Sie fort.“

Zecconi las: „„Nichts ist Ihnen heilig — schämen Sie sich! Selbst die Ermordung Enghiens loben Sie, nur weil er Aristokrat und sein Mörder Plebejer ist. Ihre Wut rührt daher, weil Sie in Preußen ausgelacht werden mit Ihrem Schwefel.““ Das Wort ‚ausgelacht‘ enträtselte der Italiener nur mit Hilfe des Deutschen. „Perbacco, der Kerl hackt ja die Buchstaben durcheinander, als ob er sich mit jedem einzelnen abquäle, ihn schief und krumm zu machen!“

„Sehr richtig!“ Geist lächelte vor sich hin. „Fällt Ihnen nicht auf, wie ganz unvermittelt im selben Worte die Vorderbuchstaben nach links und die Hinterbuchstaben nach rechts sich hinüberbiegen? Das muß Mühe gemacht haben! Jedes Wort für sich hingemalt!“

„Aha, also verstellte Handschrift! Und außerdem, wie spitz alle Buchstaben! Man sieht, daß die Hand nirgends fließend hinschrieb, sondern die Worte wie einen Dolch hinpflanzte!“

„Weiter folgern Sie nichts? Haben Sie überhaupt je einen Romanen oder Engländer mit lateinischen Buchstaben so schreiben sehen? Nein, mein Bester, dieser wackere Anonymus behandelt die römischen Let-

tern wie gotische, spitz und scharf, er ist eben nur gewöhnt, Deutsch zu schreiben!"

„Sie meinen?" Zecconi starrte auf die Karte. „Ja, gewiß! Es fällt mir wie Schuppen von den Augen. Unzweifelhaft haben Sie recht. Sie haben eben Graphologie studiert —"

„Dazu braucht man das nicht!" zuckte Geist die Achseln. „Hier schafft schon ein bißchen Scharfsinn das nötige Licht. Doch nur weiter im Text!"

„Also, wo blieb ich stehen? ‚mit Ihrem Schwefel'. Hm, das klingt doch wohl nicht gut deutsch?"

„Man sieht, daß Sie trotz Ihres prächtigen Deutsch Ausländer blieben. Im Gegenteil, diesen Ausdruck würde kein Nichtdeutscher, nicht mal ein Schweizer kennen, oder höchstens ein Schweizer, der sich in Preußen nationalisiert hat."

Zecconi sah ihn an. „Ich merke, Sie scheinen auf einer bestimmten Spur. Doch weiter! „„Auch in Berne haben Sie versucht, Stellung im Heere zu bekommen, abgewiesen. Laffé! Sie Lump!"" Zecconi hielt zornig inne. „Das ist ja ein Erzlump vom reinsten Wasser. Und wie unterschreibt sich der Kerl? „Un officier suisse et democrate" — letzteres Wort wieder mühsam zusammengeflickt — „Berne, Juin 1904." Was, auf einmal französisch?"

„Ja, schauen's, so weit reicht's halt grade, diese französische Muttersprache des anonymen ... Deutschen!" schmunzelte Geist ironisch. „Das ist ein Sprachgenie, der tapfere Anonyme! So weit reicht sein Deutsch zwar nicht, um das Wort ‚Juni' zu kennen und ‚Bern' ohne e zu schreiben, und für die hochgemute Feststellung,

daß er ein Schweizer Offizier und Demokrat sei, muß er sich mangels deutscher Ausdrücke mit seinem geliebten Französisch behelfen. Der arme Teufel steckt eben noch in den Anfängen des Deutschlernens und denkt so urfranzösisch, daß er sich den Friedrich Geist nur als Frédéric und Bayern nur als ein Royaume vorstellen kann!"

„Natürlich lächerlich! Mindestens hätte er schreiben müssen ‚Royaume de Bavière'!" fiel Zecconi ein.

„Was auch nicht mal dem französischen Usus entspricht. Ein Franzose schreibt auf Adresse einfach ‚Prusse', ‚Bavière', nur ein Nichtfranzose kann auf den Einfall kommen, ‚Royaume' und dahinter das deutsche ‚Bayern' zu setzen!" bekräftigte Geist trocken. „Doch dieser Urfranzose setzt sogar über da e in ‚Laffe' einen Accent aigu, schauen Sie hier, das Wort ist wieder mühsam hergestellt. Ah, wenn das kein Franzos ist, dieser Spender eines Accent aigu, obschon in zahlreichen deutschen Briefen gebildeter Franzosen, die ich Ihnen vorlegen könnte, natürlich peinlichst jedes Accentzeichen vermieden wird! Denn daß man im Deutschen keine Accente hat, lernt der Ausländer in seiner ersten deutschen Unterrichtsstunde. Und deshalb nenne ich den Anonymus eben ein Sprachgenie. Denn dieser eingefleischte Welsche, der Deutsch nur in lateinischen Lettern schreiben kann — alle französischen Offiziere, die Deutsch schreiben lernten, benutzen deutsche Lettern! —, der „Frédéric", „Royaume", „Berne", „Article", „Juin" schreibt und „Laffe" mit Accent aigu, der sich sogar nur auf französisch als Schweizer Offizier vorstellen darf, weil ihm die nötigen deutschen Ausdrücke

ausgingen, macht trotzdem nicht nur keinen einzigen ortographischen Fehler im Deutschen — dafür aber im Französischen, siehe u n bête, was wahrhaftig an „ce canaille de D." aus dem Dreyfusprozeß erinnert —, sondern beherrscht Grammatik und Stil so völlig, daß kein Reichsdeutscher sich irgendwie anders ausdrücken könnte als dieser ... Franzose. Denn der Stil ist sogar unverkennbar nicht mal Schweizerisch!"

„Wollen Sie damit sagen, daß der Mensch kein Schweizer sei? Nun, dann beruhigen Sie sich doch erst recht! Dann ist eben das Ganze obendrein eine Fälschung und der Kerl nicht mal Offizier. Das wollen Sie doch demonstrieren? Doch offen gestanden," Zecconi gähnte leicht, indem er die Karte zurückgab, „begreif' ich nicht, wie Sie so umständlich und wichtig sich damit beschäftigen können. Ein anonymer Lump, wer wird sich um so was kümmern!"

„Gemach, gemach! Habe ich schon gesagt, daß der Lump kein Schweizer und kein Offizier sei? Wollen Sie gefälligst ruhig meiner kleinen Detektivprobe folgen. Bisher sagte ich nur, daß der Stil offenbar reichsdeutsch sei, weiter nichts."

Zecconi machte eine ungeduldige Bewegung. „Tant de bruit pour une omelette! Wollen Sie sich zu einem Sherlock Holmes ausbilden? Anonyme Wische wirft man in den Papierkorb!"

Geist schüttelte den Kopf. „Kennen Sie mich wirklich so wenig, lieber Freund, daß ich Sie bloß zum Vorlesen eines anonymen Schmähzettels einlud? Versprach ich Ihnen nicht etwas Interessantes?"

„Aber was soll denn da noch weiter dahinter stecken? Ein schäbiger Lump wie so viele!"

„Aber ein Offizier!" betonte Geist nachdrücklich. „Verhieß ich Ihnen nicht einen Beitrag zur Charakteristik des Militarismus?"

„Also doch ein Offizier? Wissen Sie das so genau, da doch der Unterschrift eines solchen Fälschers nicht zu trauen ist?"

„Ja, ich weiß es nur zu genau, und da steckt eben der Haken. Doch bleiben wir nochmal beim Corpus delicti." Geist hielt dem andern die Karte nochmals hin. „Also laut Unterschrift schrieb der Herr seine lateinischen Lettern in Bern, Juni 1904. Nun sehen Sie sich mal die Adressenrückseite an! Fällt Ihnen da nicht etwas auf?"

Zecconi warf nur einen Blick hin, als er auch schon ausrief: „Diavolo! Poststempel: Zürich 2. VII. 04. Also selbst das Ortsdatum gefälscht. Aber warum denn?"

„Sehr einfach!" Der Dichter lächelte wieder ironisch. „Ist aber ein dummer Schurke, wie alle Schurken dumm werden, wenn sie in der Hast überschlau sein wollen. Der Mann war gar nicht in Bern, sondern in Zürich, aber ihm lag daran, sich als Berner und Französischschweizer auszustaffieren. Aus Zürich derlei pseudofranzösische Karten zu schicken, wäre an sich zu unwahrscheinlich, dafür scheint Bern ein besserer Boden. Auch wollte er damit auf die betreffende deutsche Redaktion wirken, denn als Offizier aus der Bundeshauptstadt muß er's doch am besten wissen, was er hier insinuiert... lasen Sie denn ganz darüber

weg? —, ich hätte umsonst in Bern eine Militäranstellung gesucht! Also ich habe Sie überzeugt, nicht wahr, der Kerl ist kein französischer, sondern deutscher Schweizer. Seine diesbezügliche Maskierung ist ebenso verstellt wie die Handschrift überhaupt. Ist das nicht seltsam? Anonyme Schufte brauchen sich doch nicht extra zu verstellen, wenn Sie fern ins Ausland ihre feigen Streiche ausführen? Was folgern Sie daraus?"

Zecconi sann einen Augenblick nach. „Dafür gibt's nur eine Erklärung: der Mensch muß fürchten, daß Sie seine Handschrift in deutschen Lettern erkennen würden, und um von der rechten Fährte abzulenken, fügte er die Franzosen-Maske hinzu."

„Sie haben's getroffen. Und nun fragen Sie, warum ich weiß, daß der Schuft tatsächlich Offizier ist ... auch wenn ich nicht überhaupt Vermutungen über die wahre Urheberperson hätte? Nun, weil er eben nur als Offizier und dem Berner Militärdepartement nahestehend wissen kann, daß ich tatsächlich vor zehn Jahren einen solchen Antrag nach Bern stellte."

„Welchen? Eine Anstellung? Das haben Sie doch nicht nötig!"

„Gott bewahre! Der Fall verlief ganz anders. Ich saß mal in Andermatt in langem Gespräch mit dem Gotthardtkommandanten, der mir befreundet, sowie dem Stabschef und Beirat des damaligen Bundesrats, der das Militärdepartement unter sich hatte, und dem Divisionär des Schweizer Zentralgebiets. Dabei kam die Rede darauf, ob ich, falls ich Schweizer Bürger würde, meine militärischen Kenntnisse im Dienst der Eidgenossenschaft verwerten dürfe. Diese Anregung

ward sehr beifällig aufgenommen und man riet, mich sofort an den Bundesrat zu wenden, der mich übrigens renommeeweise gut kenne. Etwas später kam ich wirklich darauf zurück und richtete die Anfrage dorthin, ob man mich in solchem Falle irgendwie am Generalstab verwenden könne. Umgehend erhielt ich Bescheid in verbindlichster Form, daß ‚zur Zeit' noch kein Bedürfnis vorliege, das Personal zu vermehren. Damit war die Sache für mich erledigt und am andern Tage vergessen. Irgend etwas Auffälliges oder gar Lächerliches liegt doch wohl nicht darin?"

„Ah bah! Ein Milizheer! Die Leute könnten sich doch glücklich schätzen, wenn sie eine solche Kapazität wie Sie unter sich hätten! In einem stehenden Heere wäre es was anders, doch selbst hier — mein Gott, ich weiß doch, wie angesehen Ihr Name als Militärschriftsteller in Italien, Frankreich, Oesterreich, sogar England! Was fällt denn diesen kleinen Schweizern ein?!"

„Da schießen Sie wieder übers Ziel hinaus. Wenn die Leute kein Bedürfnis dazu hatten, so ist's ihre Sache. Doch es kommt bald schöner, passen Sie auf!"

„Halt!" fiel Zecconi ein. „Der anonyme Schuft muß also ein Mitglied des hochmögenden Eidgenössischen Militärdepartements sein! Denn sonst d u r f t e er ja nichts davon wissen!"

Geist lächelte fein. „Ei, ei! Woraus schließen Sie das? Sie irren. Er hat es einfach gerüchtweise in Bern gehört."

„Aber erlauben Sie! Das wäre doch grober Amtsmißbrfauch, Verletzung des Amtsgeheimnisses! Eine

private, diskrete Anfrage wie die Ihre auszuplaudern —"

„Aha, da wären wir so weit. Allerdings ist's so, wie Sie sagen. Denn einen Schweizer Milizoffizier, der einer biedern Excellenz in Berlin einen Besuch machte, fragte dieser preußische General gradezu, ob's wahr sei, daß ich mich der Schweiz als Chef des Generalstabs angeboten hätte?! Was sagen Sie dazu?"

„Aber das ist ja infam! Aus einer Mücke einen Elefanten machen, eine ganz unverfängliche, bescheidene Anfrage zu einer größenwahnsinnigen Lächerlichkeit aufblasen! Und woher konnte ein preußischer General in Berlin so etwas gehört haben?"

„Ja, da muß ich Sie auf die Tatsache verweisen, was ein Schweizer Oberst mir verbürgte, daß ein Unterchef im Berner Kriegsdepartement sich öffentlich für seine Schulden auf den preußischen Militärattaché als Bürgen berief! Letzterer ist der nämliche, der später in Berlin kurze Zeit als Chef der kriegshistorischen Abteilung im Großen Generalstab fungierte und hierbei den seligen Hoenig, einen Militärschriftsteller von europäischem Rufe, moralisch zur Strecke brachte, weil der Halbblinde sich nicht wegen einer sachlichen Kritik über einen ihm gar nicht verwandten Namensvetter jenes Herrn mit ihm schlagen wollte! Die amtlich offizielle Maschine arbeitete so tüchtig, daß dem p. p. Hoenig Titel und Uniform aberkannt wurden. Dies nur beiläufig. Was aber jenen verschuldeten Schweizer Unterchef betrifft, dessen Schuldenbürge der Militärvertreter eines Fremdstaates, so ward er bald darauf

wegen Veruntreuung von Aktenstücken entlassen. Nun brauche ich Ihnen wohl nichts mehr über den Kanal zu sagen, auf welchem diese verlogene Indiskretion bis Berlin durchsickerte, um mich hier fälschlich lächerlich zu machen."

Zecconi schlug die Hände überm Kopf zusammen. „Welche Zustände! Wer hätte das gedacht! Wir naiven Zivilisten glauben immer, in Militärkreisen gehe alles peinlich sauber und korrekt zu! Und diese Milizeidgenossen als untertänigste Handlanger des hochmütigsten fremden Offizierkorps!"

„Ach Gott, viele möchten lieber auch Preußen sein und einem ‚ersten Stande' angehören! Das ist ihr Schmerz! Ueber anonyme Schmähbriefe von Offizieren müssen Sie sich aber nicht wundern. Mein Pult liegt voll solcher Kuriosa. Selbst wenn sie etwas berichtigen wollen und sich einer höflichen Sprache befleißigen, schreiben sie meist anonym. Einmal schickte mir so einer ein Buch von mir zerfetzt und beschmutzt mit rüpelhaften Schimpfworten auf jeder Seite, als Tat eines ‚patriotischen deutschen Offiziers'! Das sind so kleine Scherze."

„Aber das sind ja Sitten, die förmlich mit dem Strafgesetz in Konflikt führen! Anonyme Schmähbriefe sind wohl das Verächtlichste — und dazu erniedrigen sich deutsche Offiziere?"

Frau Zecconi trat ein, sehr elegant herausgeputzt, mit süßlich mokantem Lächeln. „Nun, haben die Herren sich ausgeschimpft? Ich habe mich verkrochen, um nicht so gelehrte Gespräche zu stören. Ach, das muß Sie riesig angegriffen haben, Herr Doktor. Sie sehen entschieden

leidend aus. Wie wär's, wenn Sie uns auf einem Spaziergang begleiteten?"

Geist nickte vorschnell, denn Zecconi entschuldigte sich, daß er zu arbeiten habe, aber seine Gattin ließ nicht locker: „Dann bleib du nur zu Hause. Der Meister kommt mit mir. Keine Widerrede! Sie versprachen's ja, Herr Meister!"

Was sollte Geist anfangen als gehorchen? Wiederholt kam es ihm vor, als lege es Frau Zecconi darauf an, mit ihm auf Spaziergängen gesehen zu werden. Bisher war aber ihr Mann dabei. Bei dem heutigen Tête-à-Tête schlug sie aber bald einen familiären Ton an, der ihm unangenehm auf die Nerven fiel, und stützte sich etwas zu nachdrücklich auf seinen Arm. Ihr Parfüm umduftete ihn, als sei es auf sensuelle Betäubung abgesehen. Dieser schöne Endzweck gelang entschieden vorbei.

„Kühl bis ans Herz hinan ... kalt wie 'ne Hundeschnauze!" trällerte sie mit frivolem Auflachen. „Ach, ich habe Weltschmerz." Sie erging sich in elegisch-ätherischen Harfentönen voll jenes ewigen Weh und Ach, das aus einem Punkte zu kurieren. Aber Geist war weder Kurpfuscher noch Heilgehilfe für solche Behandlung. Auch war er seiner Diagnose nicht sicher, denn ihm schien etwas Metallisches aus diesen Harfentönen hervorzuklimpern. Vielleicht stak der Weltschmerz nur im Portemonnaie.

Er erinnerte sich an verschiedene Spielarten dieser Gattung. Z. B. an jene erotische Dame, die für moderne Realistik schwärmte und ihm telegraphisch ihre Ankunft meldete zu seinem nicht gelinden Schreck. Tiefe

Enttäuschung, als sie ihn leibhaftig sah, worauf er ihr liebevoll einen handfesten Kameraden in München als schönen Mann empfahl. Sie verstand ihn recht gut, maskierte aber den Rückzug meisterlich durch gemütliches Plauschen und schoß dann als parthischen Pfeil einen Abschiedsbrief von acht Seiten ab, daß ihm der Kopf schwindelte. Wer dies erstaunliche Schriftstück las, mußte glauben, daß die intimsten Dinge zwischen ihnen vorgingen. Ebenso zeigte sie ihm später aus Paris in affektierter Weise ihre Verlobung an. Damals begriff er diese Taktik ebensowenig, wie die intime Briefüberschwemmung seitens vornehmer Dichterinnen, die ihm ihr tiefstes Herz offenbarten, ohne ihn irgendwie zu kennen. Auch jene sonst wohlerzogene ältere Jungfrau der besten Stände gehörte hierher, die ihm nach einem Diner, wo er zufällig ihr Tischnachbar war, ihre angebrannte Zigarette überreichte mit der errötenden Erlaubnis, sie selber weiterzurauchen. Oder die holde Amerikanerin, die von ihm sein Taschentuch statt angeblich verlorener Serviette verlangte und es nicht etwa selber nahm, sondern sich daran in seiner Hand die reinen Finger abputzte, um ihm auf diesem ungewöhnlichen Wege zärtlich die Hand zu drücken. Oder jene adlige Jungfrau, die ihm in seiner frühsten Jünglingszeit buchstäblich auf die Bude rückte, unter dem Vorwand eines Entlehnens französischer Romane, sich freilich später fürs Rücken so erwärmte, daß sie mit ihrem eigenen Schwager ausrückte. Oder seine zentnerschwere jüdische Freundin, die ihn einlud, eine Fliege von ihrem entblößten Busen persönlich zu verjagen. Nie hatte Geist die kindliche Eitelkeit gewöhnlicher Männer ge-

teilt, nie derlei gewagte Flirtationscherze in ihrer Absicht verkannt. Die Frauen einer gewissen verbreiteten Gattung besitzen eben, was die Franzosen „le terrible don de la familiarité" nennen und wissen mit dieser furchtbaren Waffe die eiteln törichten Männer zu bearbeiten. Bei jedem Weib, das sich anzubieten scheint, untersuche man immer erst genau, ob dies wohl ihr Interesse sein könne. Denn an unwiderstehlichen sinnlichen Anreiz bei solchen Weibern können erfahrungsgemäß nur Offiziere und Stallknechte glauben.

Gegen Düpierung wohlgewitzt, wartete Geist darauf, wie sich Signora Zecconi demaskieren werde, ob sie noch einen besonderen Zweck verfolge. Er hatte nicht lange zu lauern.

„Sie erzählten mir noch gar nicht, wie es Ihnen drunten an den Seen gefiel."

„O, wie gewöhnlich." Und mit rascher Geistesgegenwart fügte er hinzu: „Waren Sie auch schon mal da?"

„Ich?" Sie sah ihm fest ins Gesicht. „Natürlich! Vergaßen Sie ganz, daß mein Mann und ich Ihnen erzählten, wie lange ich dort war, um — um — ach, wir sind ja Freunde, wozu die Ziererei! — während meiner Schwangerschaft?"

Er merkte, daß sie verstohlen in seinem Gesicht forschte. Aber er war auf seiner Hut, keine Muskel zuckte. „Ah, ganz recht, ich erinnere mich jetzt. Pardon, daß ich es vergaß! Wo waren Sie denn meistens?"

„In ... verschiedenen Orten. Und Sie ... sagten Sie nicht, Sie lebten oft bei Luino?"

„Ja, früher," erwiderte er kühl. „Diesmal war ich in Pallanza, Intra und meistens Locarno."

Sie atmete leicht auf. „Ach, in Luino ist's langweilig, nicht? Am Quai ist manchmal nur ein Mann: der steinerne Garibaldi auf seinem Sockel. Und ohne Männer ist die Natur so langweilig. Zum Manne drängt, am Manne hängt doch alles ... o wir Armen! Pardon, frei nach Goethe!"

Geist wußte ja jetzt, was sie fürchtete und warum sie ihn unter vier Augen sprechen wollte. Wenn sie geahnt hätte!

Er hatte wirklich andere Dinge im Kopf, als ihn sich um die imaginäre Schwangerschaft einer gleichgültigen Donna zu zerbrechen. Der angebliche Carmagläubige regte sich kindisch über die Zustände des Theaterwesens auf, dem er jetzt endlich mal wieder nähertreten wollte. Der arme Zecconi, der sein Journalistentum ein wenig mit praktischen Agenturen für italienische Kolonialwaren anfeuchtete, hatte seine liebe Not, dies Sturzbad von Invektiven auf Gott und die Welt zu überstehen.

„Meinen Sie, die Welt sei je anders gewesen?" fertigte er ironisch eine Aufwallung Geists ab. „Ihre Broschüren werden sie auch nicht ändern."

„Da die Gesellschaft auf Lüge und Täuschung erbaut," docierte der Deutsche in seiner lehrhaften Weise, „ist jedes Aussprechen einer Wahrheit schwierig. Behandelt man die Rechtlosigkeit literarischen Verdienstes und das Unwesen des Marktgetriebes vornehm ironisch, so lockt man keinen Hund vom Ofen. Befleißigt man sich gesunder Grobheit, so stößt man jene konventionelle

Bildungsphilisterei ab, die jede formgewandte Zweideutigkeit einer formlosen Ehrlichkeit vorzieht."

„Nun gut! Unentwegte Parteilichkeit unter Maske unbefangener Würdigung war doch immer der Endzweck aller Kritikerkliquen. Iffland und Kotzebue prosperierten zu ihrer Zeit weit mehr als Schiller und Goethe, Shakespeare galt als Schmierer bei seinen zeitgenössischen Kritikern. Was wundern Sie sich also? Soll etwa jeder Kritikaster unter seine maßgebenden Ausschwitzungen die Randglosse setzen: ‚Ich persönlich bin durch literarischen Fahneneid gebunden, jede Ordre meines Kliquenhauptmanns auszuführen, mit gebundener Marschroute?' Da verlangen Sie zu viel. Gott bewahre!"

„Jawohl, jeder ihrer kobolzschießenden Purzelbäume, ihrer ästhetischen Salto Mortales erscheint als plötzlicher freier Akt ungezwungener Begeisterung. Und siehe da, diese Scharfgesichter, die für jedes Schönheitspflästerchen der ihnen versippten Muse ein so krankhaft verfeinertes Sehvermögen entwickeln, sind auf einmal blind für jede Schönheit anderer Zeitgenossen. Was sage ich, blind? Nein, sie sehen überhaupt nicht hin, und wenn man ihnen Brillen anbietet für ihre Kurzsichtigkeit, lehnen sie dankend ab, denn sie wollen nicht sehen."

„Bah! Sie sind doch angestellt, einen bestimmten Sehwinkel festzuhalten, von wo sich alles übrige verzerrt darstellt wie in einem Hohlspiegel," lachte der Italiener zynisch. „Obschon sie dies übrige meist überhaupt nicht vor Augen sahen, werden sie, wo man sie zwangsweise mit der Nase darauf stößt, mit ophtal-

mologischen Fachausdrücken ihrer Farbenblindheit umherwerfen. Was können Sie anders erwarten! Farbenblindheit ist angeboren."

„Oho, das ist eine Doktorfrage für Biologen. Ich bin nicht verpflichtet, diese beschwindelnde Nivellierung zu fördern. Hier liegt systematische Nötigung und Vergewaltigung vor, eine Erpressungstyrannis vermittels eines selbstbestochenen Presserings, ein Trust zur Ergatterung von Kliquevorteilen, Boykott aller Outsider mit Totschweigen oder Herunterreißen, Errichtung eines Erfolgmonopols mit unlauterem Wettbewerb."

Er redete sich förmlich außer Atem und der kühle Weltmann Zecconi fand dies mit Recht sehr komisch. „Bah, lassen Sie doch! Dreimal Null ist drei und nicht Null, drei Nullen als Preisrichter sind eine heilige Dreieinigkeit, drei Nieten als preisgekrönte Werke ergeben den Wertmesser Eins: für diese arithmetische Entdeckung beanspruche ich zwar nicht den Grillparzerpreis, aber den Nobelpreis für neue arithmetische Verdienste. Aber damit, daß man die Familie Hauptmann durch den berüchtigten Volksschillerpreis zu Schillers seligen Erben ernannte, wird die Komödie noch nicht beendet. ‚Der Vorhang ist schuld, er fiel zu früh, das brachte den Aktschluß um seine Wirkung,' stotterte der Gewisse bei endgültiger Beerdigung seines wieder ausgescharrten geschundenen Raubritters. Ach, es wird mal ein Aktschluß kommen, wo der Vorhang unwiderruflich fällt, allerdings nicht zu früh: La commedia é finita."

Diese beißende Ironie sollte Geist trösten, brachte ihn aber noch mehr in Harnisch. „Kritikreform! Ein

neckischer Scherz, nicht wahr? Die Weißen Rößl wagen noch immer springlebendig den Ritt ins alte romantische Land voller Theaterkassen, diese tonangebenden Götter sind Hazardeure in einem Lotteriespiel, wo der Gewinner vom Schloß Alt-Heidelberg auf das Gehudel unter ihm frei niederschaut von seinem Eselstier. O gewiß, du gutes Herz, deine Toten Löwen braucht nicht mal deine eigene Reklame zu töten, doch nur der Lebende hat recht, ein lebender Hund mehr als ein toter Löwe. Ja, das ist nicht ‚Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung' des seligen Grabbe, das ist plumper, grober Ernst. Ich will und werde den Augiasstall ausmisten."

„Ach, seien Sie nicht verrückt, liebster Freund und Meister!" flehte der Italiener mit komischem, falschem Pathos. „Wehe Ihnen! Wie würde Ihr Frevel geahndet werden! Man wird Sie als aussätzig meiden, Sie räudiges Schaf. Gegenwart und Zukunft dürfen mitleidig spotten: Was will dieser Hamletvater, diese Grabesstimme aus der Unterwelt, dieser Moriturus der Vergangenheit, dies Gespenst der hochseligen Revolution der Literatur, das eine hübsche Zukunft lange hinter sich hat? Und da müßten Sie doch antworten: Ach, ihr Lieben, ich will nichts, am wenigsten euch bessern. Denn ihr seid unverbesserlich!" Geist lachte, aber es klang gezwungen. Er gelobte Besserung, das unnütze Schwimmen wider den Strom zu unterlassen, aber Zecconi meinte bekümmert zu seiner edeln Gattin: „Er hält nicht sein Wort, wett' ich. Wird sich noch in Ungelegenheiten bringen."

„Was geht's dich an!" fauchte sie giftig, denn im

Interieur ihrer Häuslichkeit legte sie sich schon wenig Zwang auf. „Er ist eigentlich ein ekliger Mensch!"

XIII.

Gleich darauf hatte Geist zwei Begegnungen, die ihm zu denken gaben. In Berlin verliert man sich jahrelang aus den Augen, jeder Stammtisch dauert nur wenige Jahre und löst sich auf, ohne daß man weiß wie und warum. Ein ewiges Fluktuieren. So kommt es vor, daß Leute, mit denen man einmal intim war, einem ganz aus dem Gesichtskreis verschwinden. Mit dem stattlichen Herrn, auf den Geist in der Königgrätzerstraße prallte, hatte es freilich noch andere Bewandtnis, da er von Berlin seit vielen Jahren in eine große Provinzstadt verzog. Edmund Frenk hatte als Verleger und als Herausgeber einer bedeutenden Tageszeitung lange eine Rolle gespielt ,sogar als Politiker sich in der sogenannten Berliner Bewegung zu Bismarcks Zeiten hervorgetan. Er war aber, selbst wenn man seine eigene Darstellung nicht für unbedingt zuverlässig erachtete, elend übertölpelt und hinausgedrängelt worden mit schweren Verlusten. Wäre er Jude gewesen, so hätte man ihn nicht fallen lassen, seine pekuniären Schwierigkeiten saniert. Da er aber nur Germane und obendrein den Juden feindlich war, so besaß er gar keine Stütze. Denn nach unserer liebenswürdigen deutschen Gewohnheit läßt man ja jeden Freund in der Patsche stecken. Anständige Juden hatten Frenk ins Gesicht gesagt: „Sie

Unglücksmensch, sich gegen uns zu wenden! Einen Mann wie Sie hätten wir in Watte gewickelt, Ihnen durch Dick und Dünn geholfen. Nun sehen Sie zu, wie Sie ohne uns fertig werden!"

Nur zu wahr. Geist gedachte des spöttischen Winks, als ein jüdischer Bekannter ihm erzählte, was für einen jüngst verstorbenen namhaften Literaten seine mosaischen Rassegenossen getan: „Ich glaube gern, daß Sie noch hundertmal bedeutender sind als der. Aber wenn Sie in Not wären, zweifle ich, ob Ihre Germanen für Sie 150 000 Mark zusammenbrächten."

„Was! Nicht 100 000 Pfennig!" antwortete Geist wahrheitsgemäß. „Doch unsere Leute haben ja auch kein Geld."

„Welche Verkehrtheit! Der Hochadel und die Hamburger, um nur etwas herauszugreifen, haben kein Geld? Alles Unsinn! Selbst das mobile Kapital der vereinten Christen ist natürlich viel größer als das jüdische. Und Schwerreiche gibt's unter den Germanen gradeso viel, sie haben bloß kein Interesse für geistige Dinge, keinen Idealismus, den sie immer unnützlich im Munde führen. Das sag' ich Ihnen, Sie Antisemite!"

„Gesetzt, das wäre so, bleibt's darum nicht gradeso gefährlich, daß ihr Juden nur immer euch untereinander poussiert und durchhelft?"

„Falsch. Wären Sie Philosemit, hätten Sie jüdische Freunde, dann würde man Ihnen gradeso nobel begegnen. Aber unsere Feinde stärken, so dumm sind wir nicht. Gott sei Dank haben Sie's nicht nötig. Aber was ich sage, ist wahr."

Geist konnte es nicht leugnen, mußte die bittere Pille

hinunterschlucken. Und indem er jetzt auf Frenk schaute, dessen Erscheinung ihm pietätvolle Erinnerung an entschwundene Jugendzeit vor zwanzig Jahren zurückrief, mußte er sich sagen, daß auch Frenk sein ungünstiges Abschneiden verdiente. Ewig den Kopf voll neuer Ideen, zersplitterte er sich und vernachlässigte dabei die reingeschäftliche Grundlage unverantwortlich, so daß ihn zuletzt eine sich steigernde Schuldenmasse erdrückte und sein Gebaren ans Schwindelhafte grenzte. Freilich, hätte er Millionen zur Verfügung gehabt, würde dieser unruhige Plänemacher Großes geschaffen haben, wie es ja eine Zeitlang den Anschein hatte. Aber da es ihm eben an Kapitalskraft fehlte, wußte er sich nicht zu bescheiden. Statt sich gefaßt und entschlossen mit den Verhältnissen abzufinden, spielte er stets Vabanque ins Blaue hinein. Seine angeborene unleugbare Gutmütigkeit diente ihm bewußt und unbewußt als Lockvogel, indem er auf sein gemütliches Wesen hin immer noch Vertrauen fand, wo er anpochte. Soweit er konnte, handelte er selbst als guter Freund, nutzte aber dafür seine Freunde aus, wie er wollte. So hatte er's auch mit Geist getrieben. Trotzdem gehörte er zu den Leuten, denen man nicht gram sein konnte und denen man ein treues Andenken bewahrt. Denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein, seelische Wechselwirkung spricht immer mit. Die Gabe, bei anderen Sympathie zu erwecken, ist im Grunde selbst eine Tugend. Und diese Sympathie erwarb sich Frenk durch einen gewissen jovialen Idealismus, der bei aller sonstigen Geschäftsschläue dem Germanen noch eigen bleiben kann und der allerdings dem Juden in dieser Form völlig fehlt.

„Himmel, hast du keine Flinten! Mein alter Freund Geist!" brüllte er, pustete heraus, so daß sein ohnehin rotes Gesicht sich noch röter färbte. „'Rin zu Huth! Wieder wie anno Tobak zu Olims Zeiten! Ihr beide kennt euch ja!" wandte er sich zu seinem Begleiter.

„Na und ob! Ich bin lüstern, ein Wort mit diesem Geist zu reden! Dieser Sterbliche ist es, der hat so früh mein Haar ergrauen machen!" quiekte Professor Schmerbich mit einer hellen Tenorstimme, eine immer noch jugendliche, schneidig-elegante Erscheinung, die den alten Burschenschafter im bekannten Gelehrten nicht verleugnete. Seinem hübschen, feingeschnittenen Gesicht traute man seine grauen Locken gar nicht zu, er bewegte sich elastisch wie ein Jüngling. Auch er aber trug wie Frenk jene dunkle Röte auf den Wangen, die weniger von Gesundheit als von chronischer Alkoholvergiftung zeugt. Unserem uralten deutschen Erblaster frönten beide Herrschaften ausgiebig, sie hatten das Kneipen mit der Muttermilch eingesogen. Schmerbich, hochintelligent und sehr kenntnisreich, versteckte ein nicht unbeträchtliches Geistesleben unter der Maske eines Kneipbummlers. Er stellte in sich jene germanische Seelenmischung dar, die mit kluger Streberei und scharfem Sinn für die Güter dieser Welt doch einen gewissen Schwung vereint. Vollkommener Egoist, dessen hochherzige Tiraden in vorgerückter Zechstunde man nicht ernst nehmen durfte, wahrte er doch in seines Herzens Kämmerlein verschwiegene Sehnsucht nach Idealen.

„Immer noch so viel Humor?" lächelte Geist kühl. „Sie sehen, schlechte Menschen altern nicht, ich habe noch kein graues Haar!"

„Ach, Sie blutjunger Kickindiewelt!“ Er konnte Geist eigentlich nicht leiden, von dem er sich in irgend welcher Weise durchschaut fühlte. „Ich habe immer den Eindruck, als ob Sie sich ein überlegenes Lächeln verkniffen.“ Und als Frenk ein Buch hervorzog: „Da habe ich grade Ihr neues Werk!“, erkundigte Schmerbich sich ernsthaft: „Ist's möglich? Gibt's denn wirklich Menschen, die Geists Bücher kaufen? Man erfährt doch alle Tage Neues!“

„Solche indiskreten Fragen müssen Sie nicht stellen!“ wehrte Geist ab, aber ärgerte sich und setzte sich bei Huth ostentativ von ihm weg auf Frenks andere Seite, ignorierte ihn. Es war bezeichnend für Schmerbich, daß er daraufhin eiligst zurückzuckte und wiederholt Verbindliches einzuflechten suchte. Sobald Frenk eine Portion Mosel im Leibe hatte, schwadronierte er drauflos in seiner gewohnten Prahlerkordialität:

„Kinder, da hab' ich eine tolle Kiste! Es gehen große Dinge vor! Ganz was Neues! Aber noch Geheimnis!“

Das war es meistens und blieb es auch. Geist kannte diese Kisten, sie waren immer leer. Nachdem er eine Weile geheimnisvoll gemunkelt, ritt der einstige Leiter der Berliner Bewegung seine verschiedenen Steckenpferde. „Der Mittelstand ist ruiniert. Statt den Arbeitern die bewußten Kompottschüsseln zu verabreichen, sollte die Regierung sich um uns kümmern, das einzig feste Rückgrat des Staates. Ich sage Ihnen, es gärt eine Unzufriedenheit in allen gebildeten Bürgerkreisen! Die ist gefährlicher als die soziale Revolution von unten!“

„Na, erlauben Sie, lieber Freund!" Professor Schmerbich nahm einen langen Schluck.

„Prosit! Was ich sagen wollte, wir Vertreter des Mittelstandes sitzen hier doch ganz behaglich. Fürs Volk muß immer noch mehr geschehen. Die Arbeiter sind der gesundeste, der einzig gesunde Teil im Körper der Nation."

„Ach, Sie oller Sozialdemokrat!"

„Warum nich?" Schmerbichs Stimme kletterte zum höchsten Diskant hinauf und er schlenkerte seinen Kneifer erregt hin und her. „Ich bin kein Sozialdemokrat, habe auch keine Fühlung mit solchen Kreisen. Aber ich halte sehr vieles für berechtigt. Die alte Gesellschaft ist oberfaul. Es muß noch ville verrungeniert werden, ehe es besser wird. Was meinen Sie, Freund Geist?"

„So ziemlich Ihrer Meinung," versetzte dieser kühl. „Aber ich kann mich nicht entschließen, dieser Partei zu huldigen. Wer da tiefer hineinguckt, findet überall die selben Fehler wieder, unter denen wir seufzen. Cliquenwirtschaft, Willkür, Parteilichkeit ..." Und er verbreitete sich weiter über diesen Gegenstand.

„Hört, hört! Geist ist wieder im Zuge! So ist's! Und hinter den Sozialdemokraten steht der jüdische Kapitalismus, der uns alle umbringt!" Frenk ergoß sich alsbald in wüstestem Antisemitismus. „Kastrieren sollte man alle die Beschnittenen! Die Sozialdemokraten sind nur Agents Provocateurs für Rothschilds künftiges Kaiserreich!"

Schmerbich leerte bedächtig sein Glas. „Ich bin kein Antisemit, verkehre allerdings mit keinem Juden,

aber solche Wünsche halte ich für inhuman. Sie übertreiben mir gar zu arg, alter Freund. Bah, man gibt den Juden einen Tritt, wenn sie einem zu nahe kommen! Was können sie uns groß anhaben!"

Geist lachte laut auf: „Genau das nämliche wörtlich sagte mir mal ein höherer Beamter, einer dieser eingebildeten Nullen, bei denen der Mensch beim Beamten anfängt. Der Mensch machte große Augen, als ich ihm auseinandersetzte, wie in Armee und Beamtentum immer neue getaufte Juden das Heft in die Hand bekommen, wie durch Verschwägerung und pekuniäre Verpflichtung die sogenannte hohe Gesellschaft immer mehr in Abhängigkeit gerät."

Schmerbich blickte tief ins Glas. „Hm, mag sein. Aber nusere alten humanistischen Ideale erlauben uns nicht, die Fremdlinge auszustoßen."

Während Frenk nun eine Menge Anekdoten losließ, da er hinter allen Kulissen gewesen zu sein behauptete, dachte Geist bitter: dieser Schmerbich ist ein richtiger Typ unseres heutigen Bildungsadels. Sozialdemokrat will er nicht heißen, predigt aber als Kannegießer den rötesten Umsturz. Antisemit will er nicht sein, aber verkehrt mit keinem Juden. „Schuld an allem ist natürlich Bismarck!" brüllte Frenk. „Der hat uns erst gegen die Fortschrittsjuden aufgereizt und nachher mit dem Kapital geliebäugelt!" Diest-Daber'sche Bleichröderaffären tauchten auf, Frenk illustrierte Bismarcks Zweideutigkeit an einem ihn persönlich betreffenden Falle. Jetzt öffneten sich die Schleusen der Bismarckerinnerungen, Wahrheit und Dichtung, eine Fülle von Material für diplomatische Geheimgeschichte. Als

natürlich auch noch die ihm vom hohen Gönner angerauchte Zigarre am Horizonte winkte, warfen Geist und Schmerbich sich unwillkürlich vielsagende Blicke zu. „Ja, der Fürst hat mich verraten und verlassen. Ein großer Mann, für den man sich gerne opfert, aber Sr. Durchlaucht haben Freunde und Anhänger nur als Zitronen ausgequetscht."

So ging es weiter. Als die Sitzung sich in die Länge zog, empfahl sich Geist, der vom Saufen nie viel Gutes erwartete. Schmerbich entrüstete sich. „So früh am Tage! Wir jungen Leute! So jung kommen wir nie mehr zusammen! Doch ich habe immer an Ihnen beklagt Ihren Mangel an Jugendlichkeit, an Idealismus!"

„Schämen Sie sich!" knurrte der schon lebhaft angeheiterte Politiker a. D. „Wir alten Deutschen bleiben beim Becher, als Idealisten sind wir Zecher. Ich kann auch reimen. Aber solch ein Denkerdichter nimmt Reißaus vor der Flasche, damit er nicht sein schlechtes Herz entdecken muß. Im Wein ist Wahrheit!" Um dies zu bekräftigen, hob er sogleich aus vollem Halse an: „Da hatte ich mal eine tolle Kiste . . ."

Geist entrann der Gefahr. Jaja, so denkt sich der deutsche Philister die Idealität. Am Kneiptisch sind wir alle Ehrenmänner. Beim Korpsstudenten will nur der Philister aus seiner Haut heraus, diese frischfreifröhlichen Radaubrüder findet man später als Staatshämorrhoidariusse wieder, feierlich zugeknöpft und Hort feudaler Konventionalitäten. Er selbst fühlte verhängnisvolle Neigung zur Kneipe und verpraßte viele kostbare Zeit in törichter Jugend, aber er hatte sich der

Schwäche entwöhnt. Das Kneipen als Idealismus, da hat man den Deutschen! Aber indem er so fürbaß schritt, begegnete ihm nahe der Hochbahn am Nollendorfplatz eine andere Spielart des deutschen Idealisten.

„Hallo, Geist! Das ist ja famos!" rief ihn ein schmächtiger hübscher Mann mit dunkeln Locken und kleinem Schnurrbärtchen an. Obschon ohne jeden Dünkel, liebte Geist es nicht, von jüngeren unbedeutenden Kollegen, die als Anfänger einst seinen Spuren folgten, in so familiärem und hier sogar fast gönnerhaftem Tone angebiedert zu werden. Er erwiderte daher den Gruß nur kühl: „Ah, Herr v. Rahnfried! Sah Sie recht lange nicht. Das letzte Mal beim Stiftungsfest von Bong, wo Sie mit all Ihren Ehrenzeichen antraten. Herrgott, so viel Orden gibt's ja jar nich, wie Sie anhatten, Sie reichgeschmückter Edelmensch und Patriot! Na, nichts für ungut, die Rede, die Sie damals hielten, war brillant. Ich beneide Sie um Ihre Beredsamkeit, Sie sollten in den Reichstag."

Dieser jüngere Mann war ein eigenartiges Gewächs. Wohl zu unterscheiden vom gewöhnlichen Wald- und Wiesenstreber, konnte man ihn als eine seltene Spezies betrachten: den idealen Streber. Von ausgezeichneter Familie, doch mit verwitweter Mutter in Dürftigkeit aufgewachsen, hatte er Schweres durchgemacht. Nach bestandenem Doktorexamen befiel ihn der unheilvolle Wahn, er sei wirklich Dichter, wofür bewundernde Basen ihn von Jugend an hielten. Da seine Mittel nicht ausreichten, ihn durch unbezahlte Privatdozentenlaufbahn durchzufristen mit Hoffnung auf späte Professur, warf er sich der Literatur in die Arme

und hielt gleichzeitig honorierte Vorträge über Aesthetik an einer freien Akademie. Von sehr angenehmem Aeußern, mit jener leidendblassen, schwärmerischen Schwindsuchtanmut behaftet, die Mädchenherzen so unwiderstehlich fesselt, dabei begabt mit einer gradezu glänzenden Rednergabe, wurde er so bald Mittelpunkt einer Vergötterung von Studenten und höheren Töchtern. Wie sollte ein edler, schöner Jüngling, der so ideal aussah, nicht ein großer Dichter sein! Und dazu die idealen Gesinnungen! Schiller war sein Gott, dem er nachwandelte wie einst Körner, mit dessen Gymnasiastenpoesie die seine viel Aehnlichkeit besaß. Ja, er war der wiedererstandene Körner, und da der gute Deutsche seine Dichter nach der guten Gesinnung bemißt, so ist Talent da weiter nicht nötig. Schrieb Rahnfried mal ästhetische Artikel oder Bücher, so waren sie zwar keineswegs schlecht, sondern nach einer gewissen wissenschaftlichen Methode aufgebaut. Schrieb er Dramen im Schillerton, so waren sie nicht schlechter als vieler andere Quark, aber es fehlte, abgesehen von der schablonenhaften Jambentheatralik, jede Spur von Eigenart und Ursprünglichkeit. Grade wie bei dem angeblichen Schillerschüler Wildenbruch hatte man hier grade die minderwertige Begabung, die mit idealem Streben am wenigsten gemein hat, nämlich Instinkt fürs äußerliche Effekthaschen der Bühne, sogenanntes Theaterblut. Alles andere leer und tot, nicht nur ohne Charakteristik, sondern auch ohne jeden Gedankenhorizont oder Gefühlsgehalt, eine bloße klappernde Scheinleidenschaft der Mätzchenmache. Einige Versübungen sozialistisch angehauchter Allegorien liefen auf

öde Rhetorik hinaus. Kurz, er war ein Nicht- und Auch-Dichter, wie er im Buche steht. Von hoher ästhetischer Bildung, konnte er in lichten Stunden sich dies selber nicht verhehlen. „Ich weiß wohl, daß ihr alle nichts von mir haltet!" gestand er einmal. „Aber was soll ich anders machen? Ich pflege mein dürftiges Talent, so gut es geht." Er wucherte sogar damit. Als eine Jungfrau jüdischer Herkunft sich sterblich in ihn verliebte, wollte er zwar nicht, weil die erwartete Mitgift sich als illusorisch erwies, aber auf die Versicherung der Dame, sie werde dann ins Wasser gehen, erfüllte er ritterlich seine Pflicht. Nicht zu seinem Schaden. Denn die gewitzte Berlinerin und ihre Verwandtenverbindungen suchten den unpraktischen „Idealisten" in Mode zu bringen, wofür er sich ganz geschickt erwies. Denn er verstand überraschend klug seine Karten zu spielen, der „Idealist" plagte sich mit wenig Skrupeln, wo es galt, sich durchzusetzen, nahm sogar von Spitzbuben, die er gekränkt und die ihm Ohrfeigen angeboten hatten, versöhnlich fettdotierte Sinekur-Posten an und hielt bei jeder passenden Gelegenheit patriotische Weihereden. Orden bekommt man nicht umsonst, für Verdienst kriegt man sie nie, sondern nur für Streberei, also erzählte die immer reichlicher auf Rahnfrieds Schmalbrust prangende Ordenskette ihre eigene Geschichte. Einmal umarmte ihn sogar ein König väterlich, gerührt von solch patriotischer Suada, und hing ihm eine hohe Dekoration um den Hals. Zuletzt ergatterte er auch eine Professur, allerdings an keiner wirklichen Universität, und nur sein Beharren beim Jambendrama, weil er nichts anderes konnte, hinderte

ihn noch, als Dramatiker Karriere zu machen. Wie so manche Kritiker vom Theater zwar eingereichte Machwerke zurückerhalten, aber mit nie zurückgefordertem Vorschuß oder vorausbezahlter Konventionalstrafe, und man dann zwar nie mehr von dem Stück etwas hört, desto mehr aber von dem unparteilich lobenden Kritiker, so wagten gewisse Bühnen nicht, Rahnfrieds Opera rundweg abzulehnen, sondern bezahlten einfach baldigst die „Reue". Doch dies System nagte an seinem Dichterherzen. Selbst seine Eitelkeit, die ihn in einem Buch über die Moderne ein Kapitel über seine eigene unbedeutende Person einflechten und ein andermal als anonymer Journalist über sensationelle Kassenerfolge (hundeleer) eines Rahnfriedschen Machwerks Reklame blasen ließ, war im Grunde nur Erfolgsucht. Und obschon ursprünglich nicht unedel angelegt, von hochfliegendem Streben getragen, offenbarte er doch mehrfach für Geists durchdringende Menschenkenntnis eine Neigung zu Perfidie. Geheimes Neidgefühl der Ohnmacht wird den unterdrückten Starken doch immer mit Uebelwollen verfolgen, unter allen Windungen und Wendungen, mit denen Rahnfried einem Geist gerecht zu werden suchte, quoll grundsätzlich böser Wille hervor.

„Ach, verulken Sie mich nicht immer, der ich es so gut mit Ihnen meine!" versetzte Rahnfried etwas kleinlaut. „Wir müßten doch zusammenstehen. Und eins haben wir doch sicher gemeinsam ... im Grunde sind wir ja auch Verwandte!"

Geist wollte schon ablehnen: „Ich wüßte nicht!", begriff aber: „Ach, Sie meinen wegen Ihres Onkels?" Dieser nämlich war Geists Pate gewesen, in Vertretung

seines Vaters, einer weltgeschichtlichen Persönlichkeit aus den Befreiungskriegen, der mit Geist dem Aelteren nahe befreundet, aber vor dem versprochenen Patewerden gestorben war.

„Jawohl. Aber worauf ich mich besonders beziehe, das ist überhaupt unsere gleiche Lage mit Bezug auf unsere Vorfahren. Grade vorhin dachte ich an Sie... ich bin Spiritist, wie Sie wissen, und da wundert's mich nicht, daß Sie mir jetzt grade über den Weg laufen ... ich suchte Sie geistig auf und mir war, als träte ich in Ihr Studierzimmer —"

„Wie kommt der Glanz in meine nieder Hütte?" brummte Geist ironisch. Trotz der bekannten äußerlich zur Schau getragenen Bescheidenheit, die so beliebt macht, brach in Rahnfrieds Benehmen und sogar in seiner denn gradezu schnarrenden Stimme eine überhebliche Arroganz hervor. So fuhr er denn in hochtrabendem Tone fort:

„Es war allgemeine Betrachtung, was mich Ihnen psychisch näherte. Sie kennen ja meine Familienbeziehungen, sie waren doch großartig." In der Tat, Sohn eines bekannten Gelehrten, Neffe rechts und links der zwei berühmtesten Naturforscher vor Helmholtz, hierdurch wieder verwandt mit dem hohen Militärbeamten, dessen weltgeschichtliche Kriegstat auch Geists Vater bildlich verewigte. So umgeben von vier glanzvollen Namen wuchs Adolf v. Rahnfried als Kronprinz einer wissenschaftlichen Dynastie auf, bis pekuniärer Zusammenbruch diesem Reich ein Ende machte. „Und Sie selbst tragen durch Ihren Herrn Vater doch auch einen historischen Namen, von Kindesbeinen an in tausend

vornehmen Beziehungen. Nun sehen Sie sich mal um! Was blieb von alledem? Absolut nichts. Von meinem Namen kennt man nur das ‚von', meiner Onkel Namen kennt nur der Gelehrte, der Ruhm Ihres Vaters ist bei der heutigen Menge fast ganz vergessen. Haben Ihre Verbindungen Ihnen überhaupt je was genützt?"

„Das wäre! Natürlich nie! Darauf müßte man zu laufen verstehen. Und selbst dann — wir leben heut wie auf einer Lotosinsel, wo man alles und jedes vergißt. Das alte Berlin ist begraben, ein völlig neues Geschlecht datiert das neue Berlin von seinem eigenen Ursprung. Wenn man heut bei uns auf alte Familie pochen will, muß man Mendelssohn oder Liebermann heißen."

„Das ist's, was ich meinte. Da schreiben sie Berliner Romane, jeder Provinziale, jeder Schmok glaubt Berlin zu ‚studieren', zu kennen, und man möchte immer dazwischen rufen: Ihr Fälscher, Berlin gibt's ja gar nicht mehr! Das ist eine Totenstadt unter der Erde, und was ihr Berlin tauft, ist ein amerikanisches Riesennest, pilzartig aus Gräbern emporgeschossen."

„Ich verstehe Sie. Ja, anderswo, in Paris und London, läuft die Kette der Tradition ununterbrochen fort, bei uns rankt alles frei in der Luft umher. Das alte vornehme Berlin, arm an Geld, reich an Geist, stark an Gesinnung ging schlafen, sein letztes Sinnbild war unser alter Kaiser Wilhelm, über dessen Innenleben und Entwickelung so grundfalsche Begriffe herumspuken. Heut haben wir ein Parvenupolis, wo wir Leute mit einer Familienvergangenheit unser Bündel schnüren müssen."

Rahnfried drückte ihm heftig die Hand. „Ich danke. So haben wir uns doch einmal ganz verstanden, wie vereinzelte Mitglieder einer andern Rasse mitten unter Fremdvolk. Wir sind einsam. Gute Nacht."

— — — — — — — — — — — — —

Nur im Leben kommt so was vor, in Romanen klänge es unwahrscheinlich. Keine zwei Wochen verstrichen, als hintereinander Frenk, Schmerbich, Rahnfried das unschmackhafte Leben verließen! Erstere raffte ihr alkoholischer Lebenswandel durch plötzlichen Herzschlag dahin, letzteren eine Lungenentzündung. „Wahrhaft edler Mensch," „echter Idealist," „rührende Bescheidenheit" hieß es in Nachrufen auf ihn. Die Welt will nicht nur betrogen sein, sondern täuscht sich selber oft. Aber ein vornehmer Mensch war er trotz alledem und Geist empfand eine neue Lücke. Finster erinnerte er sich: „Wir sind einsam!"

XIV.

Eines Tages klingelte bei ihm eine halbwüchsige Jöre, typische Berliner Portierstochter, und überreichte ein Kuvert mit einem Adelswappen: „Ik soll Ihnen jrüßen von Frau Doktor Zecconi, die unten in 'n Jarten is. Sie möchte Antwort retour."

Geist erbrach das parfümierte Handschreiben und las folgende erbauliche Epistel:

„Hochzuverehrender Herr Doktor!

Nehmen Sie es nicht ungütig auf, wenn ich es wage, mich in meiner Verlassenheit an Sie zu wenden. Rimessen meines Mannes blieben aus und wir befinden uns in peinlicher Lage. Zecconi ist so nervös und heftig, daß ich das Leben kaum ertragen kann. In meiner Angst tauchte mir die Hoffnung auf, ob Sie uns nicht gütigst 1000 Mark umgehend vorstrecken möchten. Sie wissen, daß mein Mann die italienische Presse überall zur Verfügung hat, und ich werde dafür sorgen, daß er Ihnen gute Dienste leistet. Ja, das verspreche ich, er soll sich erkenntlich erzeigen! Sie wissen, eine Frau weiß so etwas durchzusetzen. Doch um Gottes willen verraten Sie mich nicht, verhehlen Sie immerdar, daß ich Ihre Hilfe in Anspruch nahm. Mein Mann ist ein Othello, er würde mich totschlagen. Ohnehin fürchte ich, daß meine Lobpreisungen Ihrer werten Person, die ich nicht zurückhalten konnte, ihn stutzig machten und ihn vermuten lassen, daß ich ein zu lebhaftes Interesse —

doch was sage ich! Betrachten Sie dies als ungeschrieben! Fast möchte ich den Brief zerreißen. Doch ich kenne ja Ihr edles Herz, Sie werden mich gewiß nicht verkennen, nicht umsonst erröten machen. Neulich konnte ich mich nicht enthalten, Sie als leuchtendes Muster eines besonnenen, vornehmen Mannes ihm entgegenzuhalten. Da hätten Sie seine Wut sehen sollen. Ach, ich glaube, er haßt Sie. Ja, wenn Sie wüßten, was ich zu leiden habe! Oft läßt er sich dazu hinreißen, sich an mir, der schwachen Frau, zu vergreifen. Wir sind schon das Gerede der Nachbarschaft. Reisen Sie bald wieder mal nach Italien? O wie glücklich wäre ich, wenn ich dort weilen könnte! Ich verstehe, daß Sie Berlin verabscheuen. Schöne Natur und eine mitfühlende Seele, dies allein ist Glück auf Erden. O nicht wahr, hochverehrter, teurer Freund, ich bin Ihrer Diskretion sicher? Sie sind ja so ganz der Kavalier. Wir Frauen täuschen uns darin nie. Vom ersten Augenblick fühlte ich mich unwiderstehlich zu Ihnen hingezogen. Bitte, erfreuen Sie mich durch rasche, gütige, beistimmende Antwort!

Ihre aufrichtig von Herzen ergebene

Alma Zecconi, geb. v. Borsdörffl.

Könnten Sie vielleicht die 1000 Mark (in Bar oder Cheks) gleich beifügen?"

Geist überlegte. War dies organisierte Erpressung mit Beihilfe des Ehemanns, als Straftat in idealer Konkurrenz, um juristisch zu reden, mit kupplerischer Einladung zu dreieckigem Verhältnis, der Gatte als augenzudrückender Zuhälter? Also auch wieder ein oberfauler Kopf? Doch die Menschenkenntnis des er-

fahrenen Berliners, die nicht von gestern her war, verwarf bald diese Auffassung. Nein, die Frau freibeuterte auf eigene zarte Hand. Daß sie schlecht behandelt sei, war möglich, daß sie für ihn eine Passion habe, auch möglich, aber unwahrscheinlich, jedenfalls beides ihm gleichgültig, da ihre Schönheit ihn gründlich kalt ließ. Wäre es aber auch nicht so gewesen, so würde er doch keinenfalls dem Italiener die Freundestreue gebrochen haben. Um die kühle Ablehnung zu versüßen, wählte er daher das einfachste Mittel, Verletzendes zu vermeiden, indem er ihr wenigstens die ihm ausgelieferte Waffe sofort zurückgab: er steckte ihren Brief in ein frisches Kuvert, siegelte und reichte es der Botin: „Geben Sie dies der Frau Doktor!"

Es wäre doch peinlich gewesen, Zecconis in nächster Zeit zu begegnen. Wie sollte er sich aufführen, wenn er die Frau in Gegenwart ihres sicher nichts ahnenden Mannes sah! Er begrüßte es daher, als eine geschäftliche Angelegenheit ihn nach Wien rief, wo er manche Verbindungen hatte. Als er hier eines Tages im Arkadencafé Zeitungen durchstöberte, erhob sich ihm gegenüber eine lange blonde Nordlandsgestalt.

„Ich habe wohl nicht die Ehre, dem berühmten Verfattere," die Aussprache verriet ohnehin den Skandinaven, „Friedrich Geist mehr bekannt zu sein? Ich las, daß Sie hier sind, und erkannte Sie gleich. Herr Geist haben sich wenig verändert seit so langer Zeit. Wir hatten in Christiania das Vergnügen, mein Kompagnon und ich. Sie reisten damals zu ..."

Geist erinnerte sich sehr wohl des althistorischen hohen Adelsnamens, den dieser zum norwegischen Kauf-

mann umgewandelte Däne trug, wie auch sein Kompagnon einen der angesehensten Männer Norwegens seinen Vater nannte. In diesem amerikanisierten Lande fällt es nicht auf, Söhne der ersten Familien als gewöhnliche Ladeninhaber zu treffen. Nebenbei natürlich wird von ihnen ein verschwenderischer aristokratischer Standard of Life festgehalten, freilich fast durchweg mit geistigem Genußleben durchtränkt. In allen drei skandinavischen Ländern steht die künstlerische Durchschnittsbildung, besonders die literarische, unvergleichlich höher als in Deutschland und vielleicht überhaupt in Europa.

„Ich gedenke sehr wohl Ihrer Gastfreundschaft." Geist drückte dem nordischen Recken die Hand. „Was führt Sie nach Wien?"

„Ich mußte Geschäftliches in Budapest besorgen, Tabaksachen. Ah, da ist's heut interessant! Aehnliche Lage wie bei uns in Norwegen. O ich weiß, Sie lieben unser Vaterland, haben ja darüber so geistreich geschrieben. Da muß Sie unser jetziger Erfolg doch gewiß lebhaft erfreut haben." Geist sagte etwas Höfliches, um etwas zu sagen. In Wahrheit war ihm sein einst geliebtes Norwegen so gleichgültig wie der Mann im Monde. „Warum reisten Sie nicht jetzt zu uns hinüber? Sie wären großartig aufgenommen worden. Ich hoffe, Sie gingen doch nicht an uns vorüber? Denn ich kann mir kaum denken, daß Sie in so langer Zeit nicht mal wieder das alte Norge aufsuchten. Damals als wir Sie kennen lernten, war's Ihre zweite Nordlandsfahrt. Und Ihr alter Freund, unser großer Dichter, hat Sie doch sicher eingeladen?"

„Ja, und es erquickt mir immer das Herz, von ihm zu hören. Aber leider paßte es nie, mich zog es seither immer nach dem Süden."

„O, das bedaure ich. Der Süden ist schön, doch mir zu weichlich. Ah, nur in Alt-Norge hat die Natur Größe und Kraft. Unbegreiflich, daß Sie es vergaßen. Ich an Ihrer Stelle hätte Heimweh bekommen."

Geist lächelte müde. Manchmal beschlich ihn ganz anderes Heimweh: nach England, wo seine Jugend so viel Bestimmendes erlebt. Aber dies alles war ihm wie ferner Traum. Wie Berlin stets was Neues verlangt, aber nie was Gutes, so ist uns selbst schon nicht mehr wahr, was einmal war. Traditionslosigkeit! Ja, er gedachte unvergeßlicher Skydsfahrten durch nächtige Heide im Reich der Mitternachtsonne, wo Eichhorn, das rote Hänschen, als Kobold im schwermutsüßen Turm hinturnt und Herdenglöckchen über Heiderosen bimmeln, unvergeßlicher Mondnächte auf nordischem Meer, unvergeßlicher Landungen in heiterm Fjord nach stürmischer Seefahrt, der wie der Saga Märchenauge diamanthell durchs Dickicht lugt. Doch ein Nebel lag über den Bildern seiner Vergangenheit. Als der Skandinave sich nunmehr in lange Erörterung des norwegisch-schwedischen Konflikts einließ, konnte er kaum seine müde Langeweile bezwingen. Wie mächtig hätte ihn damals als Jüngling die Sache bewegt! Und nun nichts, nichts, jede Teilnahme für unpersönliche Volksdinge erloschen, untergegangen in niedrigem Bannkreis persönlicher Interessen, wie ein modernes Literatenleben sie alleine nährt.

Aber er sollte den Kelch noch bis zur Neige leeren.

Denn als er Abschied nahm, fing ihn am Ausgang ein anderer Herr ab, der diesmal nicht skandinavischen, aber halbungarischen Accent schnarren ließ. „Mach' mein Kompliment, hoab die Erre! Erkennen Herr von Geist mich nicht wieder?" Ein vergessener Name tauchte auf. „Erinnern sich nicht mehr unserer famosen Kneipnacht auf der Zinne in Kronstadt? Damals, als Herr v. Geist zum zweitenmal uns Siebenbürger Sachsen beerrten."

Auch das noch! Auch schon über zwanzig Jahre verflossen! Und nun sollte er wohl die alte ideologische Herzenswärme für deutsche Stammesbrüder hervorholen, sich als Völkischer, Großdeutscher, ins Zeug legen? Nun, er mußte ja ein paar herzliche Worte reden, aber sie kamen befangen heraus.

„Las in der Zeitung, daß Sie hier sind, sah Sie auch gestern im Theater, Und da wollt' ich doch Ihnen meine Aufwartung machen. Was sagen's zu unsern Zuständen in Ungarn? Ach, wir Sachsen leiden und leiden. Seither haben wir Ihre Warnung beherzigt, die Sie in späteren Jahren mal irgendwo schrieben: Nicht so viel ‚Deutscher Schulverein', nicht gehorsam den Hermannstädter Schulmeistern und Predigern nachbeten, wir Kronstädter Industriellen mehr Anschluß an die Walachen suchen als Gegendruck gegen den gemeinsamen Feind, den Magyar!"

„So? Habe ich dies geschrieben?" gähnte Geist leicht. „Ich bekenne, daß mir diese Fragen ganz fremd wurden. Im übrigen muß ich sagen, daß die Ungarn dem Reichsdeutschen kein Dorn im Auge sein können. Wir müssen sie schonen, selbst auf Kosten deutscher

Stammesbrüder. Inmitten der slavischen Sintflut unsere natürlichen Verbündeten."

Der Siebenbürger starrte ihn ungläubig an. „Hör' ich recht? Jetzt blasen Herr v. Geist auch in dies wohlbekannte Horn?"

„Ja, wissen's," belehrte ihn der Gereifte mit gönnerhafter Miene, „man wird älter, man lernt Realpolitik."

„Richtiger heißt's wohl: man lernt seine Jugendideale verleugnen!" brach der Sachse los, als ob er seinen Unmut nicht bezwingen könne. „Ich sehe schon, unser alter Freund und Gönner hat uns vergessen. Wir existieren nicht mehr. Mag Sie nicht länger aufhalten. Verzeihung für die Störung. Hab' die Exz. mach' mein Kompliment!" —

Geist zuckte die Achseln. Seinen Hieb hatte er weg, doch es schien ihm ein Lufthieb. Was wollen die Leute! Ist's unsere Schuld, daß wir nicht mehr jung sind? Ach da, das war viel wichtiger, dort die bekannte Figur, die ihm auf der Ringstraße entgegenkam: Ferdinando Vandyk, Ritter p. p. hoher Orden, Kommendatore, Besitzer eines päpstlichen Segens, alias Itzig Kantorrowitz aus Krakau, internationaler Impressario aller ausgefallenen Sachen, Opern, Gastspiele, Konzerte. Obschon er durchblicken ließ, daß er seine Abkunft von dem großen niederländischen Maler ableite, dessen wohlklingenden Namen er sich aus höchsteigener Machtvollkommenheit beilegte, gab Ferdinando sich sonst als Italianissimo. Seine wirkliche Nationalität vermochte man nicht zu entdecken, sie versteckte sich hinter Mezzofantischer Sprachenfülle. Sämtliche Kultursprachen und ein paar barbarische Idiome darüber sprach er flüssig

wie ein Eingeborener. Dabei äußerst weltgewandt und geschickt, nie übelnehmerisch, wenn man ihn als Vandyk-Abkömmling aufzog, im Grunde ein durchaus anständiger, guter Kerl, kam er doch nie auf grünen Zweig. Hier hatte man ein beredtes Exempel für die beliebte Philistermoral, daß heutzutage jeder fleißige und intelligente Mensch sein glänzendes Auskommen finde! Nur schade, daß dann außerdem so viel untüchtige und schwindelhafte Leute reüssieren! So wie jemand auch nur einigermaßen aus dem gewohnten Geleise weicht, nicht in eine der üblichen Berufsposten der breitgetretenen Gesellschaftsordnung unterschlüpft, scheint heut der Kampf ums Dasein hundertmal schwerer als vor der französischen Revolution. Die Verbürgerlichung der Gesellschaft hat das Philistertum der Mittelmäßigkeit und des ordinärsten Herdeninstinkts zur Alleingeltung erhoben. So kam es, daß in unserer Zeit unterm angeblichen Zeichen des internationalen Verkehrs ein Internationaler wie dieser begabte, findige Zigeuner nirgendwo richtigen Anschluß fand und sich kläglich hinfristete, während er als Leiter großer Theatergesellschaften oder in jeder Agentur großen industriellen oder politischen Stils an seinem Platze gewesen wäre.

Geist begegnete ihm zuletzt in Mailands Galeria Vittorio Emanuele, wunderte sich aber nicht, ihn hier auf dem Ring zu treffen, weil Vandyk jeden Monat seinen Platz wechselte.

„Servus, Meister. Weiß, daß Sie hier sind. Stoßen ja überall auf der Welt mit der Nase aufeinander. Hoffentlich nächstens in Paris. Mein intimer Freund Jules Claretie schrieb mir gestern —" Geist

wollte in Panik Reißaus nehmen, denn Ferdinando trug immer den Dolch im Gewande, alte Briefe des immer höflichen Claretie in der Rocktasche. Vandyk brach aber diskret ab. „Haben Sie nicht was für Paris? Da ließe sich heut was Deutsches managen. Une chose Allemande klingt dort gut, so seriös. Ich wollte soeben in Berlin irgend eine Größe dafür ausbaldowern, aber da ist ja gar nichts mehr los, die ganze Moderne liquidiert nächstens. Wer bleibt uns noch? Artilleriemajor Lauff, der gegen den Hohenzollernparnaß böllert ... kein übler Gedanke, wäre was für Paris ... zum Totlachen nämlich ... doch da fürchte ich politische Skandale."

„Sonst was Neues in Berlin? Ich bin ein paar Wochen fort."

„Nichts. Da stagniert alles. Was ich sagen wollte, Sie kennen ja auch Zecconi. Der wird nächstens Stadtgespräch bilden."

„Uebertreiben Sie doch nicht! Dazu gehört was in Berlin. Hat er vielleicht den Roland von Berlin gestohlen oder eine Schauspielerin geohrfeigt oder sich zum Antisemiten erklärt und ‚Heil Pückler' geschrieen? Nur solche welterschütternden Haupt- und Staatsaktionen erregen bei uns einiges Aufsehen."

„Na, so schlimm ist's nicht. Ich meinte nur so, daß man auf sein Eheleben aufmerksam wird. Er soll seine Donna jeden Tag prügeln oder sie ihn. Genau wird das nicht untersucht. Ich selbst war dabei, wie sie ihm eine Bierflasche an den Kopf warf. Er trug eine dicke Beule als Andenken davon. Aus der Klaue die Löwin!

Seine Schuld! Warum war er so dumm? So 'was braucht man, aber heiratet's nicht."

„Oho! Sind Sie so genau über die Antecedentien informiert?"

„So 'was sieht doch unsereins auf den ersten Blick. Mit ‚seinem' sogenannten Kind ist's auch nicht richtig, möcht' ich wetten. Wieviel Väter mag das haben! Enfin, eine liebliche Menage! Wie Hund und Katze. Sie geht ihm sicher noch auf und davon. Bei mir hat sie auch schon angeklopft: ‚O flieh mit mir und sei mein Mann', aber da kam sie an den Rechten. Für solche Scherze bin ich nicht zu haben. Na, Servus, ich muß zu meinem Freund Benedikt... kleines Dejeuner... mein alter Freund Koerber, der frühere Ministerpräsident, ist auch da. Servus, Servissimus, Serenissimus!" Und der Inhaber mehrerer erotischer Orden stolzierte davon...

Am Tag seiner Abreise hatte Geist ein Dutzend Autographensammler, die von ihm mit gleicher Begeisterung zu jedem Feuilletonredakteur pilgerten, und zwei Dutzend verschämter Armen überstanden, sogenannter hilfsbedürftiger Kollegen und Kolleginnen. Eine stellte sich sogar als leibliche Adoptivschwester des berühmten Dichters Ralf Hakon v. Merseburg vor, indem sie sich auf Visitenkarte als Sophie Ralf Hakon einführte, die aus Standesrücksichten den Titel Freifrau abgelegt habe. Ja, um Norwegens und Siebenbürgens Freiheitskämpfe darf ein Berufsliterat sich nicht kümmern, dazu hat er keine Zeit, aber Vandyks Klatsch und die Schauermärchen notleidender Kollegen frißt er als nahrhaftes tägliches Brot. Jetzt, als schon sein Gepäck zum Bahn-

hof befördert, überfiel ihn noch ein langmähniger Lyriker, Haupt einer gleichgestimmten Tafelrunde, der ihm gestern eine opulent gedruckte Anthologie dedicierte und nun entsprechende Lobphrasen ernten wollte. Aber Geist verlor die Geduld.

„75 Seiten und schon so viel für die Unsterblichkeit getan! Sprachfülle, Beherrschung der Metrik, Sinn für anschauliche teils koloristische, teils skulpturelle Formung des Ausdrucks, aber darum Räuber und Mörder?!" stellte er bitter die hochnotpeinliche Frage.

„Ich verstehe nicht." Der Musagetes warf sich in gravitätische Positur. „Uns schwebt vor, ich darf wohl sagen, in uns lebt Heimatgefühl im größten Sinne, lebendig schöpferisches Bewußtsein für die umfassende Liebe, Sehnsucht nach allgemeinen großen Zusammenhängen," orakelte der Jüngling weihevoll. Aber der harte, eckige Kämpfer, „als Lyriker ohne Bedeutung", wie diese grünen Jungen schwafelten, würgte den unverdaulichen Quatsch nicht hinunter.

„Brr! Sonst noch was Gutes? Ich armes, prosaisches Menschenkind komme da nicht mit. Glaubt ihr jungen Lyriker, daß große Zusammenhänge überhaupt in irgend welcher bloßen Lyrik dargestellt werden können, es sei denn mit Hineinflechtung epischer Fresken? Da Sie den Mund so voll nehmen, so gestehe ich Ihnen, daß ich meist nur unklare Stammeleien heraushöre."

„Ei, das wäre!" Der junge Apollo grinste suffisant. „Hier und da echt symbolistische Stimmung von eigenartigem Reiz, oder es klingt ein müder Glockenschlag dekadenter Morbidität. Meist aber nur Maniiertheit, großspurige Rhetorik, die einen gewissen Danteles

noch übertyrannt. Nun ja, diese begabten Herren haben ja das literarische Geschäft aufgebracht, mit Absonderlichkeiten sich die Rolle genialer Neutöner auf den Leib zu schreiben. Aber wahrlich, in jeder beliebigen Novelle steckt oft mehr Können und Ehrlichkeit."

„Wir sind uns bewußt, daß feine Lyrik eben nur Wenigen in ihrer unsagbaren Vornehmheit verständlich," fauchte der junge Lyriker, nun bitterböse, „und glaubten Sie zu den Unsern zu zählen. Wir haben uns eben getäuscht. Entschuldigen Sie!"

„Nochmals: wozu? Daß ein paar poetisch angelegte Gemüter von formalem Kunstverstand ihre jugendlichen Werdestürme in mehr oder minder gedrechselte Verse aushauchen, pulst darum etwas Besonderes darin? Adieu! Wenn Sie sich mal zur niederen Branche der Novellistik herablassen, bitte ich um Ihre werte fernere Bekanntschaft."

Ein Feind mehr! Auch gut!...

Kaum nach Berlin zurückgekehrt, empfing er den Besuch Zecconis. Dieser sah elend aus und hob unvermittelt an: „Ich weiß nicht, ob Sie schon wissen — vielleicht hat ein Bekannter Ihnen mitgeteilt, Sie waren ja in Wien — meine Frau hat mich verlassen, oder, richtiger gesagt, ich habe Sie zum Teufel gejagt. Sie ist in Rom."

„Ich hörte so etwas munkeln. Handelt es sich um dauernde Trennung?"

„Unwiderruflich. Hätte ich nicht das Unglück, italienischem Gesetz zu unterfallen, wäre ich nicht so dumm gewesen, mich auf dem italienischen Konsulat trauen zu lassen, so könnte ich sie rasch für immer los sein. Aber

bei uns gibt's keine Scheidung, wenigstens wären die Schwierigkeiten enorm, obschon ich allenfalls in Deutschland geschieden werden und hier wieder heiraten könnte."

„Ah, tragen Sie Verlangen nach Wiederholung dieses feierlichen Aktes?"

„Gott soll mich bewahren! Und nach Italien dürfte ich dann nicht zurück, dort wäre ich Bigamist. So bleibt nichts übrig als dauernde Trennung. Das erlaubt das Gesetz."

„Liegt denn so Gravierendes vor? Untreue?"

„Viel Schlimmeres. Sie sahen ja das Kind... hörten das Geschwätz über Aehnlichkeit mit mir... o ich Tor!"

„Ist es... von einem andern?" Obschon Geist die Wahrheit schon divinierte, durfte er doch nichts davon verraten.

„Natürlich, so würde jeder fragen. Aber es ist noch toller. Das Balg gehört weder mir noch ihr, ist einfach untergeschoben. Lediglich, um auf meine Gutherzigkeit zu spekulieren und mich zur Heirat zu verlocken." Auf welche Weise der betrogene Gatte hinter die Wahrheit kam, erfuhr Geist nie. Wahrscheinlich durch Verrat der alten Hexe Almas oder der Amme. —

„Ja, wozu hat man ein gutes Herz! So unzeitgemäß! Das kommt davon, wenn man sich mit Frauen einläßt ohne die nötigste Vorsichtsmaßregel: Gemütlosigkeit!" lachte Geist bitter.

„Sie haben gut reden. Wenn Sie in meiner Haut steckten, — gegen Tränen und nassen Jammer wären Sie auch wehrlos!" brummte Zecconi mürrisch.

„Wohl möglich." Geist schwelgte ja da in schönen Erinnerungen! „Aber auch die Frauen können nichts dafür, wenn sie die Männer beschwindeln. Ihre eigene traurige Gesellschaftslage zwingt sie dazu. Schuld an allem sind einzig Staat und Kirche mit ihrer legitimen Eheeinrichtung, angeblich zum Schutz des Eigentums, von der Moral ganz zu schweigen, in Wahrheit zu perfider Knechtung und Bevormundung der Untertanen."

„Plaidieren Sie für freie Liebe?"

„Nicht unbedingt, aber für stete Auflösbarkeit der Ehe."

„Und was wird dann aus den Frauen, die man sitzen läßt, und den Kindern?"

„Die Frauen bleiben nicht sitzen, wenn sie wechseln wollen. Die freie Ehe befreit sie gradeso wie den Mann. Für die Kinder hat überhaupt die Genossenschaft aufzukommen."

„Welche? Leben wir schon im Zukunftsstaat?"

„Noch nicht und deshalb berührte mich der Ibsenismus, ausschließliches Anrennen gegen die Ehelüge, so komisch. Das ist, als ob man einen Baum mit dem Wipfel statt mit der Wurzel pflanzen wollte. Denn wahre Sexualethik ist auch erst in der kommenden neuen Gesellschaft möglich, nie in der bestehenden." ...

In diesem Stil perorierte er fort, bis Zecconi sich ermüdet empfahl.

... Um diese Zeit erscholl lautes Wehklagen: „Unersetzlicher Verlust! Unser Edgar Axel tot!" Daß die Zeitungen nicht mit Trauerrand erschienen! Und gleich darauf machte das nachgelassene Tagebuch jenes durch Koteriereklame aufgeblasenen Dutzendliteraten

von sich reden, der selbst nach dem Tode noch eifrig sich selbst poussierte. Sein holder Dichterkopf sollte in Essig und Oel mariniert und der trauernden Menschheit balsamiert erhalten werden. Die Nekrologe flossen so üppig, daß ein Neidischer behauptete, Leberhart sei gar nicht tot, nur er selber habe solche Massenreklame leiten können. Das eiligst ausgegrabene Tagebuch hatte er offenbar sorgfältigst zur Veröffentlichung präpariert, und Geist wunderte sich nicht, als er hier hinterrücks die Schmähepigramme auf sich wiederfand, die Edgar Axel so feierlich abschwor.

Tagebuch! Ja, wer wirklich Wahrheit bekennen dürfte! Rousseaus „Bekenntnisse" versuchten's mit redlichem Zynismus und doch kleben ihm noch so viel Schönpflästerchen an. Er sucht moralische Beschönigung, statt einfach die Verhältnisse verantwortlich zu machen. Losgelöst vom Bevormundungsschwindel, rebellieren wir gegen das früher naiv hingenommene Pensum. Da nur unfreier Wille uns treibt, kann nur das „Karma" der Inder uns Aufschluß geben über Warum. Was vor Geburt und nach dem Tode geschieht, läßt hohle Begriffe wie Lohn und Strafe wegfallen. Doch solche metaphysische Differenzialrechnung zerbricht sich umsonst den harten Schädel der Gestirne, unsere einzige gegebene Größe, das eigene Leben, läßt höhere Mathematik nicht zu. Tagebuch? Andeutungsbrocken! Wer mag sich nackt ausziehen!

XV.

Geist hatte wieder mal seinen schlimmen Tag. Die Galle lief ihm über und verlockte ihn zu unglaublichen Torheiten.

Für sein neues Drama, das freilich kein Drama im üblichen Sinne und nur eine Reihe geschichtsphilosophischer Tableaus vorstellte, fand er natürlich kein „vornehmes" Theater willig, sondern mußte nach einem Vorstadttheater hinauspilgern. Dort gastierte grade ein berühmter auswärtiger Virtuose und diesem schien das Opus angetan, ihn als Verwandlungskünstler in wechselnden Rollen hintereinander glänzen zu lassen. Der große Mann beschloß daher in unendlicher Herablassung, endlich mal was für deutsche Literatur zu tun. An seinem eigenen auswärtigen Theater, einem der ersten deutscher Zunge, hatte er natürlich keinen Finger gerührt, mit zärtlicher Sorgfalt immer nur auf Kassenrapporte bedacht. Nachdem er seine eigene Bühnenherrschaft seltsamerweise mit einem Drama Geists eröffnete, weil er sich hierbei als Imperator begrüßen lassen konnte, ließ er unter nichtigsten Vorwänden das Stück plötzlich fallen, angeblich weil es allerhöchstenorts Anstoß erregte, in Wirklichkeit weil er Verbindung mit dem galligen, anspruchsvollen Geist als höchst unbequem abschütteln wollte. So brach er denn mit seiner üblichen Zuverlässigkeit aufs gemeinste seine Versprechungen und

lehnte mit eiserner Standhaftigkeit auch fernerhin alle Dramen Geists ab. Als er drolligerweise plötzlich für Theosophie schwärmte, die augenblicklich in dortigen hohen Gesellschaftskreisen als Mode mitgemacht wurde, führte er eiligst das Buddha-Machwerk eines adeligen Dilettanten mit Musik auf, ließ aber bezüglich der weitbekannten theosophischen Dramen Geists nichts von sich hören, geruhte nicht mal Begründung der Ablehnung. Nur jetzo erwachte in ihm die großherzigste Idealität. Er hatte nichts Rechtes, um einen würdigen Abgang vom Bühnenleben zu feiern, den er mit einem hohen Titel krönen wollte. Dazu mußte er in Berlin gastieren und dort durfte er nicht mehr mit seinen tausendmal abgeklapperten Mätzchen kommen. Woher nehmen und nicht stehlen! Da fiel ihm Geists seltsamer Cyklus „Weltgeschichte" in die Hand und sein genialer Scharfblick erkannte sofort, daß hier wahrscheinlich ein Mißerfolg für den Dichter, aber sicher ein Erfolg für den kreierenden Virtuosen zu holen sei. Jedenfalls machte die Sache Aufsehen und ihm selber mußte man es hoch anrechnen, daß er sich so nobel eines sogenannten verkannten Genies annahm. Den Geist würden seine vielen Feinde schon gehörig vermöbeln, aber darum gab ein Kassatz noch lange nicht den Geist auf. Was hatte er davon, wenn man ihm bei Vortrag irgend eines seiner alten Kunststücke bescheinigte, er „singe" noch immer so hübsch oder handhabe noch immer elegant seine Scherzos! Nein, etwas Neues mußte er bringen, um zu zeigen, der alte Löwe sei immer noch lebendig; seine Kliquen würden ja schon dafür sorgen, daß sein Verdienst nicht unter den Scheffel gestellt, seine

großmütige Hingebung in verlorener Sache anerkannt werde. An einem Geist war ja nichts zu retten, dieser war endgültig als bühnenunfähig erkannt, aber Kassatz' Histrionengröße konnte dabei in noch hellerem Lichte strahlen. So schied er von der Bühne in einer Gloriole von Edelmut und Idealismus, starb in Schönheit, wie es ihm als Meister ästhetischer Arrangements ziemte. Außerdem hegte er geheime Furcht vor Geists etwaiger später Rache, dessen bissiger Hohn in polemischer Wahrheitsenthüllung nicht ganz ungefährlich schien. Kassatz war ein so edler Mann, aber der boshafte gallige Geist hatte ihn offenbar mißverstanden und der böse Anschein sprach ja leider gegen des edeln Bühnenleiters Anständigkeit. Nun, so fand er sich eben mit seinem eigenen Gewissen ab, tat nun doch mal 'was Uebriges für den unzufriedenen Gesellen, beruhigte sein eigenes Hochgefühl, daß er doch immer ein idealgesinnter Edelmensch bleibe. So fängt man viele Fliegen mit einer Klappe.

Die Verhandlungen hatte man durch dritte Hand geführt, erst auf der Probe im Theater sahen die alten Bekannten sich wieder.

„So kommen der Berg und Muhammed zusammen!" grüßte der Meister weihevoll mit der Hand, als Geist sich kühl verneigte. Seine musikalische und an Musikbegleitung geübte Stimme besaß noch den alten Schmelz. „Kommt Muhammed nicht zum Berge —"

„Ah bah!" unterbrach ihn Geist ungeduldig. „Es fragt sich immer, wer hier der Berg und wer Muhammed ist. Was mich betrifft, so schrieb ich ja an Ihren Herrn Oberregisseur —"

„Und er antwortete in meinem Namen," betonte

Kassatz feierlich, „im gemeinsamen Interesse der Kunst sei alles Persönliche vergeben und vergessen.“

Es brannte dem unglücklichen Autor auf der Lippe: „Sie haben mir also gnädigst alles verziehen, was Sie an mir verbrochen haben?!“ Doch er bezwang sich und begegnete unbefangen dem lauernden Blick des Altmeisters. Diesem ging grade durch den Kopf, wie viele intime Briefe von Kassatz im Pulte Geists noch liegen mochten, darunter Original eines Kaisertoastes, den Kassatz als bewährter Byzantiner bei einer Generalversammlung des Bühnenvereins ausgebracht und den ihm Geist korrigiert hatte. Aus dieser beklemmenden Erinnerung heraus seufzte er innig: „Ach, ich gedenke alter Zeiten. Ihr seliger Herr Vater — gnädige Frau Mutter auch dahin, wie ich hörte — würdevolle Matrone!“

Diese Familienerinnerungen waren Geist denn doch zu stark. „Danke verbindlichst. Darf ich mich nach dem Befinden Ihrer werten Familie erkundigen? Ihr Herr Sohn hat ja famos Karriere gemacht. Sie vertrauten mir damals vor zwölf Jahren an, daß Sie nur für ihn den erblichen Adel erstrebten. Aber es dauerte doch länger, als Sie dachten. Und Ihr Frl. Tochter, von der Sie mir so viel erzählten —?“

Es war trocken und höflich gesagt, aber Kassatz verstand ihn sehr gut. Welche Absicht er verfolgt haben mochte, Geist damals fortwährend mit Lobreden auf seine Tochter zu belästigen, blieb dem vermögenden jungen Autor unverständlich, wenn nicht —! Kassatz überhörte die Frage und brach vornehm ab: „Ich hoffe, man wird Ihr bedeutendes Werk verstehen. Es hat mich ergriffen, wie Sie den ganzen Kreis der Weltge-

schichte durchlaufen, auch Asien und die Semiten heranziehen. Ja, wie unser aller Altmeister so treffend singt: ‚Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen‘.“

Das ließ sich angesichts dieses Altmeisters entschieden nicht leugnen, denn Orient und Occident ließen sich bei ihm schwer noch trennen. Sein Vater, Moses Kassatz aus Posen, hatte sich schon taufen lassen, deshalb waren die Kassatz waschechte Christen, Arier, königstreue Konservative. Schade, daß man ihre Gesichtszüge durch keine Taufe abwaschen konnte. Großmeister v. Kassatz sah mit der wulstigen sinnlichen Unterlippe und dicken krummen Nase einem Bündeljuden noch immer verzweifelt ähnlich. Und das bei solchem Meister im Maskemachen! Ach, die Natur spottet aller Kunst. Deshalb wollte sogar das geistige Maskemachen nicht glücken. Geist erlebte einst davon ein peinliches Pröbchen bei einem Diner im Vaterhause, wo ein Graf aus Hofkreisen, als zufällig der Name Kassatz fiel, eifrig erzählte: „O, den kenn' ich. Wir machten mal eine Liebhaberaufführung am Hofe und Kassatz arrangierte die Sache. Das ist ein richtiger Heuchler!“ Da ein naher Verwandter von Kassatz daneben stand, ein strebsamer Mensch, der Oesterreichs Wahlspruch „Und du, glückliche Austria, heirate!“ durch dreimalige reiche Heirat sich zu eigen machte, mußte Geist eiligst einfallen: „O, da irren Sie!“, darüber wegreden und dem Grafen einen Fußwink unterm Tische verabreichen.

„Werden Sie nach Ihrem Heim dauernd zurückkehren?“ frug er jetzt den Meister, um doch etwas zu sagen. Kassatz nickte majestätisch: „Dies ist mein letztes Auftreten. Dann lebe ich im Schoß meiner Familie

neben meiner geliebten Frau, bis man mich hinausträgt auf den südlichen Gottesacker!" Es hielt schwer für Geist, ernste Miene zu bewahren. Kassatz, in allem Virtuose, hatte sich von seiner geliebten Frau in abgemessenen Zwischenräumen dreimal scheiden lassen, auch in diesem Fache den Rekord erreicht, indem er in den Intervallen der verschiedenen Scheidungen mit seiner geschiedenen Gemahlin ein Verhältnis anfing. Ein Witzwort behauptete, daß seine legitimen Kinder alle unehelich geboren seien. Nebenbei war er ja kein Kostverächter und besaß die liebenswürdigen Schwächen eines Draufgängers. Besonders komisch endete seine Beziehung zu einer tüchtigen Schauspielerin, die erst ihren Mann für Kassatz und dann nach ihrer auf Kassatz' Kosten durchgeführten Scheidung den Meister für einen reckenhaften kolossalen Freigeist aus altbajuvarischer Walhalla verriet. Dieser herrliche Urteutone, ehrpuselig Gimpel und hysterische Weiber ködernd, immer bestrebt, den Seufzer von Kleists Varus zu rechtfertigen: „So kann man blondes Haar und blaue Augen haben und doch so falsch sein wie ein Punier," hatte seinen treuen Kameraden Geist einmal hundsföttisch verraten, dann aber ihm beim Tode seines Vaters eine erschütternde Bitte um Verzeihung geschrieben, deren Grund der harmlose Dichter erst später begriff. Jene treffliche Schauspielerin, deren sich der herrliche Teutone bemächtigte, immer bedacht, seine schwungvolle Erotik finanziellen Bedürfnissen anzupassen, blieb nämlich an jenem großen Theater, dessen Leitung Kassatz plötzlich übernahm. Dort wähnte dieser Mann seiner Frau die Firma Kassatz-Geist festetabliert zu finden. Um daher

unliebsamem Zerwürfnis auszuweichen, suchte er Geists etwaige Protektion. Sobald der biedere teutsche Rattenfänger aber merkte, Kassatz wolle Geist ebenso plötzlich abschütteln, verschwand er augenblicklich aus Geists Gesichtskreis. Es gehörte zu den köstlichen Erfahrungen der Lebenslüge, die Geist so reichlich einsammelte, daß dieser selbstisch falsche Halbcharlatan bei allen Toren aus der Ferne als Ideal teutscher Männlichkeit galt, bis in der Nähe sein wahres Wesen seine Anbeter zu Feinden umwandelte. Und doch stak ein Stück Heldennatur in diesem Hutten.

„Stehen Sie noch mit Ihrem alten Genossen in Verbindung? Sie wissen schon, wen ich meine," fragte Kassatz lauernd. Geist schüttelte den Kopf. „So? O das ist ein wackerer, sehr wackerer Mann, auf hohes Ziel den idealen Blick gerichtet." Geist verkniff sich die Anmerkung, daß beide Wackeren ja zweifellos einmal auf gleiches Ziel den liebevollen Blick gerichtet. Da schauderte der Meister leicht zusammen. „Ach, mir ist nicht ganz wohl," hauchte er mit hohler Grabesstimme. „Verehrter Freund, eine Gewissensfrage — ich war vorige Nacht bei einer von denen da," er wies mit dem Daumen auf eine Gruppe im Hintergrund plaudernder Theaterdamen. „Glauben Sie, daß da vielleicht etwas zu fürchten ist — Sie verstehen. Ich bin sonst ziemlich sattelfest."

„Bedaure unendlich." Geist konnte sich kaum enthalten zu vomieren. „Auf diesem warmen Terrain bin ich ohne jede Lokalkenntnis."

„Ach so! Sie sind nicht für so was! — Nun, Verehrter, wir bekommen hoffentlich volle Häuser. Ein

Familienvater wie ich ist auf den Ertrag seiner Arbeit angewiesen, nächst dem Idealen muß man auch das Reelle bedenken." Geist wieherte beinah vor Vergnügen. „Nächst dem Idealen" war wieder unbezahlbar. Hatte der ideale Hebräer doch letzthin durch ideale Grundstücksspekulation auf künstlerischem Umwege ein mächtiges Vermögen eingesackt, dabei eine Schatulle, als deren Retter sein Finanzgenie durch seinen einflußreichen Mitverschworenen berufen war, vollends in Unordnung gebracht. Solche Leute sind wie die Ratten im Käse: läßt man sie nur einmal in die Speisekammer, so bleibt nichts mehr übrig.

„Erinnern Sie sich noch," murmelte Kassatz elegisch, wie ein Melancholiker, der träumerisch entschwundener Ideale gedenkt, „wie ich hier in Berlin jenes Theater pachten wollte? Die ganze Korrespondenz lief ja durch Ihre vertrauten Hände."

O ja, Geist erinnerte sich gut, besonders der Kuvertadressen „An den berühmten Dichter", welche Meister Heinrich Rokefels, alias Veit Löb, bei diesem Briefwechsel ihm vorsetzte. Allerdings wurde ihm Kassatz fast ein Rätsel, indem er seiner damaligen Intimität gedachte. Wie durfte dieser Mensch sich erfrechen, später mit ihm aus nichtigsten Vorwänden einen Streit vom Zaun zu brechen, nach allem Vorgefallenen? Zu Anfang hatte dies Manöver ja einen Zweck, als Kassatz hiedurch die Aufführung des Imperatordramas so lange hintertreiben wollte, bis er als neuer Bühnenherrscher gleichzeitig den Imperator „kreiren" könne. Die Arrangierung dieses doppelten Theatereffekts machte eine zündende Wirkung. Noch entsann sich Geist seiner grenzen-

losen Verblüffung, als ihm am Abend vor der Première auf der Treppe zur Bühne jener famose Theaterdiener entgegenkam, das Hausfaktotum, von dem schon Schiller sagte: „Es geht ein finsterer Geist durch unser Haus!" Auf Geists Ersuchen, ihm die Intendanzloge zu öffnen, wie der greise Chef mit dem Dichter vereinbart, grinste der vielwissende Mann verständnisinnig: „Herr Doktor wissen ja, Excellenz sind soeben ihrer Funktionen enthoben und Herr Professor Kassatz damit betraut worden." Und als Geist vor Ueberraschung fast auf den Rücken fiel, zwinkerte der Kerl ihn an, als wolle er andeuten: Spiel doch keine Komödie, Brüderchen, das hast du doch sicher lange gewußt! Aus einer offenen Garderobe aber tönte eine salbungsvolle Weihestimme: „Der Dichter wird keine Loge benützen, sondern hinter der Bühne bleiben, um den zahlreichen Hervorrufen Folge zu leisten."

Den notgedrungenen Glückwunsch Geists nahm der eben Maske machende Schminkheld gleichmütig entgegen: „Ich sagte Ihnen ja schon früher. Ach ja!" Verhaltene Tränen zitterten in seiner edlen Stimme, offenbar weinte er seinem, brutal binnen drei Stunden per Fußtritt aus dem Amt entfernten Vorgänger eine sinnige Zähre nach. Nachher hatte Geist nun das Vergnügen, von sämtlichen Schauspielern und Journalisten als mitverschworener Vertrauensmann des Neuen Herrn verdächtigt zu werden, da das Zusammentreffen des direktorialen Staatsstreichs mit dem ersten Auftreten Kassatz' in der lange angekündigten Première auf planmäßige Vorbereitung hindeutete, die man ohne Geists eigene Mitwirkung sich nicht vorstellen konnte.

Ein Blatt schrieb unverfroren, die beiden verflixten Preußen Kassatz und Geist hätten hier in Verbindung mit dem bewußten schändlichen Hofrat, dem man Mitschuld an einer gewissen Königstragödie zuschrieb, ein Verschwörerattentat auf süddeutsche Rechte unternommen. Lebhaftes Staunen erregte nur der berühmte Preußen- und Judenfresser Spatzl, dessen kleines Schimpfblättchen in Süddeutschland als Großmacht galt und der früher mit giftigstem Spott den Judenstämmling Kassatz verfolgte, von dem man daher saftigste Polemik über Kassatz' Regierungsantritt erwartete. Statt dessen lobte er zärtlich, daß Kassatz seine kräftige Neuordnung gleich so vielverheißend mit Geists großartiger Dichtung begonnen habe. Da die Spießbürger sich überall auf der Bierbank unterhielten, wieviel Bestechung und Schweigegelder Spatzl erhalten haben möge, suchte Geist den großen Mann, welcher laut Botschaft eines gemeinsamen Bekannten sich unendlich freuen würde, in seiner üblichen Sprechstunde um Mitternacht auf. Ort der Handlung eine rokkokkomäßig eingerichtete elegante Weinstube. Dort tagte der gigantische Spatzl, ehrfürchtig von allen Nebentischen beobachtet. Ab und zu sprang ein hochgeborener Korpsstudent einer ultramontanen Verbindung auf: „Herr Dr. Spatzl, ich erlaube mir, Ihnen die Blume zu kommen!" Dann nickte Spatzl gnädig, ein kleiner Mann mit falschen Augen. Er erzählte Geist, wie ihn einst ein offenbarer Bauer, sehr schlecht angezogen, in seiner Wohnung überfiel: „Sie, Spatzl, ich komme expreß von Westfalen, muß einen Tag mit Ihnen verbringen. Kommen Sie rasch!" „Aber, lieber Mann, das geht

nicht so!" „Wird schon gehen. Die Equipage wartet unten." Equipage?! „Ja, wer sind Sie denn eigentlich?" „Ach so, das wissen Sie nicht. Ich bin nämlich der Graf —" Spatzl nannte einen wohlbekannten Magnaten. Nachdem er so seine Berühmtheit und Machtstellung geistreich vorgeführt, fing er auf Geists Frage, ob er denn eigentlich die geschmähten Preußen kenne, eine andere Geschichte gleichen Kalibers an. „Er sei im Salzkammergut mit Berlinern zufällig zusammengetroffen, er habe einen seiner berühmten Witze gemacht und allgemeine Heiterkeit erweckt, worauf die Berliner sich vorstellten und auf seine Namensnennung bemerkten: „Oho, da tragen Sie ja einen berühmten Namen. Sind Sie verwandt mit Ihrem Namensvetter, dem berühmten Dr. Spatzl?" Als er sich nun als Er selbst zu erkennen gab, sei ein Juchhe losgebrochen, man habe ihn in die Mitte genommen, ihn mit Verehrung überhäuft. „Muß sagen, sehr reizende Leute. Das sind die einzigen Preußen, die ich kennen lernte — bis heute," setzte er mit verbindlicher Verbeugung vor Geist hinzu. Die Preußenfresserfarce schloß übrigens später damit, daß Spatzl sich in den Reichstag wählen ließ und nun überhaupt von Berlin nicht mehr fort wollte, dem prachtvollsten Sumpfnest der Welt.

Aber so freigebig Spatzl solche Anekdoten spendete, so zugeknöpft blieb seine Offenherzigkeit, sobald Geist bezüglich Kassatz auf den Busch klopfte. Erst einen Monat nachher platzte die Bombe: Kassatz führte nämlich eiligst einen Ladenhüter Spatzls auf, ein nach einem Roman plagiiertes Stück, nebst vermutlich vorheriger Anzahlung imaginärer Tantièmen. Da wunderte sich

niemand mehr, daß Spatzl so freundlich zwitscherte und seinen sonst so leicht ergießbaren Giftstrom bei sich behielt. Ja, auch eine nette Pflanze, dieser Verteidiger süddeutscher Freiheit und Vertreter unentwegten Germanentums gegen die Juden. Seine Erotik war auch nicht ohne, es hagelte Alimentklagen. Jedenfalls starb dieser Märtyrer als sehr vermögender Mann.

Der „berühmte" Spatzl, der „berühmte" Kassatz! So sehen unsere modernen Größen aus. Und so war Kassatz' Wagnis, einen Geist als Mohren, der seine Schuldigkeit getan, beiseite zu schieben, nicht gar so keck. Wo sollte Geist denn Klagen und Enthüllungen vorbringen, zumal Kassatz' raffinierte Taktik ihn selber als angeblichen Mitverschworenen anrüchig gemacht? Sobald er sich Spatzls versichert, hatte der Bühnenmeister nichts mehr zu fürchten. Einem Geist steht die Presse niemals zur Verfügung, dazu hat sie zu viel — Geist. Nur ein Dichter! Der mag berühmt, sogar weltberühmt sein, bei dem Kreis der Höchstgebildeten in Europa, aber was will dies winzige Häuflein! „Berühmt" wird man nur durch die Masse und ihr Organ: durch die Tagespresse. Und endlich bewies Kassatz ja auch seine Menschenkenntnis. Er wußte, daß er es mit einem vornehmen Manne zu tun hatte, von dem man sich keiner Skandale zu versehen hat.

... Indes Geist diese Gedanken durch den Kopf gingen, lief die Probe zu Ende. „Entspreche ich Ihren Intentionen?" frug Kassatz sanft und milde. „Sie wissen, Dichter und Darsteller ist wie Doktor und Apotheker. Ich bitte mich nur als Ihren Apotheker zu betrachten." Er sprach's mit stolzer Demut. Denn

auch' io sono pittore, auch Kassatz spürte Stunden der Dichterweihe und verfaßte schon ein Melodrama zum Preis wahrer katholischer Religiosität wider Demokraten und Atheisten. „Was ich sagen wollte, lieber Meisterdichter — eine kleine Freundschaftswarnung unter Männern — Sie bemühen sich um die Solka, aber ..."

„Ich bemühe mich, ihr ihre Rolle beizubringen," trumpfte Geist unwillig ab. Die allerdings auffallend hübsche Dame sollte im zweiten Bild die Astarte und im vierten die Marina mimen, gemäß ihrer orientalisch angehauchten dunkeln Anmut, und daß man den Bühnenliebhaberinnen ein bißchen die Cour schneiden muß, um sie gefügig zu machen, weiß jeder Erfahrene.

„Jaja, die Rolle! Unter uns Mädchen verstehen wir uns doch. Aber ich sage Ihnen, Sie kennen dies Genre nicht. Wissen Sie, was sie ist?" Er sprach's mit unheilverkündendem Raunen. „Eine polnische Jüdin!! O Sie kennen die Jüdinnen nicht!"

Das erinnerte Geist an seinen einstmaligen Adjutanten, den sinnigen Lyriker und Kritikmacher Popoboski aus Posen, der ihn erst mit Aeschylus verglich und dann den Judas spielte, sobald er endgültig einsah, mit Geist sei kein Geschäft zu machen. Dieser Jüngling, mit Schielen und Stottern behaftet, wehrte einst Geist ab, als dieser jüdische Unarten mit mildernden Umständen begleiten wollte: „Sie ken—kennen die Ju—den gar nicht, denn sonst wür—würden Sie sie — nicht no—och in—n Schutz nehmen!" Gleich darauf ward er Generalsekretär des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus und bei seinem frühen Tode infolge einer

durch Erotik gesteigerten Schwindsucht forderte ganz Juda zu einem Grabdenkmal für den „Meister“ (!) auf.

Bei einer nächsten Probe meinte Kassatz bedächtig: „Im Mai kann man keine Birnen schütteln. Sie sind noch jung.“ Geist fuhr verwundert zurück, das war ihm wirklich neu. „Ich konnte daher nach Rücksprache mit Thiesemantel Ihnen nur 5 Prozent Tantième bewilligen, da ich selbst nur 50 Prozent der Einnahme für mich in Anspruch nehme. Aber ich bin fest entschlossen, das Werk auf meinem eigenen Theater anzubringen, selbst wenn ich nicht mehr dort schalte.“ Dabei hatte er die Entlassung schon in der Tasche und wußte nur zu wohl, daß er nicht den geringsten Einfluß behalten werde. „Mein Grundsatz ist: leben und leben lassen, meine höchste Freude: andern etwas zukommen zu lassen. Da sehen Sie unsern guten Thiesemantel, das hätte er sich wohl auch nicht träumen lassen, daß Josef Kassatz bei ihm gastieren werde.“ Daß dies geschah, weil keine andere Bühne den großen Kassatz mit seinen großen Ansprüchen als Gast gebrauchen wollte, verschwieg er. „Es gereicht meinem Herzen zur Genugtuung, daß ich dem strebsamen Manne etwas Gutes tun kann, sein ganzes Kunstinstitut hebe. Er hat so ideale Anschauungen. So etwas rührt mich immer, ich fühle eine verwandte Seele.“ Thiesemantels Idealismus betätigte sich jüngst noch erschöpfend durch eine Lokalposse „Berlin unter Wasser“. Damit aber nicht alles zu Wasser werde, brannte er in den Zwischenpausen Feuerwerke ab und gab Körners Zriny als Ausstattungsspektakel. Zusammensturz des brennenden Schlosses am Schluß bildete den Clou dieser schönen Tat und führte stets zu leb-

haften Hervorrufen des verstorbenen Dichters. „Und ich glaube, Thiesemantel ist eine dankbare Natur. Ich glaube und hoffe es, denn als Idealist bewahrte ich immer mein Vertrauen zur Menschheit, obschon — ach!" Er holte einen beredten Seufzer hervor. „Nach so vielen trüben Erfahrungen! Wenn ich etwas hasse, dann ist es Undankbarkeit. Denn ich selbst bin immer treu meinem Wort, dankbar für jede Anständigkeit. Da sehen Sie" — er nannte ein paar bekannte literarische Namen talentloser Mummelgreise —, „deren Stücke habe ich kreiert. Warum? Weil sie sich so hochanständig gegen mich benahmen. Ich vergesse nie empfangene Wohltat."

Das wäre ihm in diesen Fällen auch schlecht bekommen. Denn die betreffenden Mummelgreise, „berühmte" Dramaturgen und Zeitungsgötzen, machten ihn durch ihre Reklame groß und hätten ganz genau der Hauptstadt erzählen können, wie man Präsident wird. Er mußte eben für ihre hochanständige Beihilfe gehorsamst quittieren.

„Daher der Name Opodeldoc! Oder auch Meyer!" murmelte Thiesemantel tiefsinnig vor sich hin, als er obige weihevolle Winke mit dem Zaunpfahl in Empfang nahm. Wenn Kassatz auf das Thema Dankbarkeit kam, ging ahnungsvoller Schauder um. Dies war der schrecklichste der Schrecken und unwillkürlich faßte jeder an sein Portemonnaie. Um sich davon zu erholen, faßte den Vorstadtdirektor vertraulich den Autor unter den Arm und flüsterte: „Verzeihen Herr Doktor eine hochnotpeinliche Frage: hat die Emmerich als Thais nicht zu viel Schmucksachen an?"

Luise Emmerich, als Thais und Lady Hamilton in Aussicht genommen, hieß eigentlich Müller aus Emmerich a. Rhein. Als sie den Dichter, sobald der Direktor sie vorführte, mit dieser Geburtsanzeige bekannt machte und er sich verbindlich als halben Landsmann erklärte, schrie sie begeistert auf: „Ein rheinischer Bruder! Und obendrein ein halber! Da müßt' ich Ihnen eigentlich gleich einen Schwesterkuß aufbrennen! Ne, aber nich anfassen! Ich meine man bloß so! Für so was bin ich nich!" Ihre Berliner Dialektkenntnisse schienen tiefbegründet, da sie sowohl mit dem ewig schnoddrigen Thiesemantel als dessen stillem Teilhaber, einem Industriellen namens Schönthal, ein Verhältnis hatte.

„Fiel mir nicht auf," erwiderte Geist auf obige Frage. „Ja, 'n bißchen happig. Aber wer lang hat, läßt lang hängen."

„Haha, wie Sie so witzig bemerken," meinte Thiesemantel trocken, ohne auch nur den Mund zu verziehen. Denn er selbst verzapfte als Berliner von der hellsten Sorte gewohnheitsmäßig die schnödesten Cynismen mit schaurig ernster Miene. „'S is ein gutes Mädchen, nur 'n bißchen zu treu, verstehen Sie. Ich habe sie künstlerisch ausgebildet und da hat sie nun 'ne Anhänglichkeit... erschöpfend! Ja, sie hat sich 'was gespart und sehr viel Schmuck, sie ist mehr fürs Solide. Als feste Freundin sehr zu empfehlen. Feste uf de Weste! Ich kann nur rekommandieren" — murmelte er wie geistesabwesend und huschte dann in die nächste Kulisse, wo er seiner 33. Braut in die Wangen kniff. Der schwindsüchtige Thiesemantel hatte jede Woche eine

andere, kein schmachtender Brackenburg, sondern ein wahrer Egmont in seinem Reiche. Ließ er sich selber mal zum Mitspielen herab, so war er z. B. groß als Spiegelberg, da „gab" er sich selber, wie Direktor Schautenberg so naturtreu sich selbst als Ibsens Halmar Ekdal entschleierte.

„Mach' ich's Ihnen so recht, Herr Doktor?" flötete die Emmerich, eine stark ins Breite gegangene Thusnelda, die ihren Busen bei vertraulichem Näherrücken sehr virtuos handhabte. Geist fand entschieden Geschmack an diesem appetitlichen Bissen und sie sah ihn verlockend an wie eine reichlich koschere Speisekarte. Lauter feste Preise. „Das steht mir gut, der viele Schmuck, nicht? Zu Hause hab' ich noch mehr. Ich bin überhaupt nicht so — bin Künstlerin nur aus innerem Drange, nicht ums liebe Brot — das hab' ich nämlich nicht nötig."

„Sehr angenehm. Ist diese Armspange echtes Gold und sind das Rubinen?"

Luise schien entrüstet. Mit heroischer Handbewegung hielt sie ihm den nackten Arm hin. „Dann fragen Sie bloß noch: ist dies Fleisch ausgestopft? Fühlen Sie mal selber! Alles fest und weich wie Samt." Als Geist der höflichen Aufforderung gemäß immer höher streichelte, sang sie schmelzend: „Natur, o Natur! — Nu aber 'raus! Sie Schäker! Fort mit die La Main!" Doch beruhigend und tröstlich flocht sie ein: „Nur nich so stürmisch! Kommt Zeit, kommt Rat! — Ja, was ich sagen wollte, ich bin nicht wie andern vons Theater! O das sind — sehen Sie dies Mensch da! Und die Solka, wie die mit den Dogen klappert! Ein Mädchen

aus guter Familie wie ich hält auf Anstand. Ich bin solide, ja solide bin ich."

„Dafür zeugt Ihre Schmucksammlung," versicherte Geist bieder und küßte ihr die feuchte Hand, was sie mit einem zärtlichen Busenwallen belohnte, um ihm doch eine breitere Aussicht zu eröffnen. „Sie werden die Thais großartig kreiren, Sie sind förmlich dafür geschaffen."

„Ja, Kreiren, das ist mein Leibgericht. Neulich hab' ich Maria Stuart kreirt ... von Schiller ... ich sag' Ihnen, das Publikum raste. Und Lorbeerkränze mit Schleife — wenn Sie mich mal besuchen, sollen Sie Ihre Nase reinstecken."

„Was, reinstecken?" näselte Thiesemantel, der soeben vorbeikam. „Das geht ja wie geschmiert, die reine Pomade. Uebrigens, Emmerich, du bist wieder ungenügend geschminkt."

„Schminke verdirbt den Teint. Und dem Perückier kannst du nur sagen, er soll seine schmierigen Finger von meiner Garderobe lassen. Ich brauche seinen Haarwulst nich, ich trage mein eigenes Haar, das genügt." Und mit zornfunkelndem Blick zischte sie halblaut: „Uebrigens bist du heut wieder ungeschminkt in deiner Gewöhnlichkeit. Glaubst du, ich habe dich nicht bemerkt mit der kleinen Schlunze? Schämst dich denn gar nicht?"

„Siehste wie de bist!" Der Direktor hob seine Augen elegisch gen Himmel. „Ach, Herr Doktor, haben Sie 'ne Ahnung, was unsereins zu leiden hat. Ich muß doch all meine Pflegebefohlenen möglichst liebevoll behandeln, so will's die Freiheit und Gleichheit ... aber von Verständnis keine Spur. Die liebe Eifersucht! Ein

Direktor ist auch nur ein Mensch!" Und damit enteilte er wieder, indem er mit tragischer Miene trällerte: „Es ist die alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu!" In zufällig entstandener Pause, wo ein Engel über die Bühne ging, hörte man aus fernem Hintergrund ein hysterisch unterdrücktes :„Ach, Herr Direktor bemühen sich selber?!"

Luise brach in Tränen aus. „Das ist ein Unmensch. O Sie sind mein wahrer alter Freund, Ihnen möchte ich Geschichten erzählen —"

„Lieber nicht, schöne Thais! Lehnen Sie sich vertrauensvoll an mein Mannesherz und ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen, aber ins Ohr!"

„Aber Sie ooch! So scharf schießen die Preußen noch nicht! Bin sonst nicht ótepótetete, aber so fix, ne! Was ich sagen wollte, mein Schmuck wird auf 20 000 Meter geschätzt. Was sagen Sie dazu? Meine eigene Ausstattung habe ich übrigens auch ... und auf der Sparkasse einen soliden Notpfennig. Ach, wie dies Theater mich anwidert! Ich möchte ein stilles Glück."

Entsetzt stammelte Geist einige verbindliche Worte auf diese Heiratsannonce. Die Emmerich schluchzte wieder ein weniges und Thiesemantel schritt vorbei, indem er feierlich anstimmte: „Nu adjes, Lowise, wisch ab dein Gesicht, eine jede Kugel die trifft ja nicht!"

Als Geist das Theater verließ, es war spät und dunkel geworden, schloß der Direktor sich ihm ergebenst an. Nach einigem Reden über das Stück, zeigte er plötzlich, wo ihn der Schuh drückte: „Ach, wenn mir einer die Emmerich abnähme! Eine Furie, sag' ich Ihnen, in Lebensgröße! Seit sie neulich die Medea

mimte, ist sie das ihrer Gesundheit schuldig. Vorigen Monat hat sie einen physikalischen Versuch mit Cyankali gemacht. Alles in allen Ehren, bester Herr! Sie hat sich in den Kopf gesetzt, ich soll sie heiraten, und singt nu immer Arien: Gebrochen sind deine Schwüre! Sie ist fürs Solide — na, ich nich. Man lebt nur einmal auf der Welt."

„Ist nicht so sicher," brach Geist rasch das verfängliche Thema ab. „Ich z. B. glaube an Wiedergeburt."

Thiesemantel blieb stehen und sah ihn tiefsinnig an. „Herr Doktor glauben an Weiterleben jenseits des Grabes? An Unsterblichkeit der Seele? Ist's die Möglichkeit! Sie haben gut reden, Sie sind ohnehin ein Unsterblicher, aber unsereins — erst können vor Lachen. Also wirklich?" Mit hohler Grabesstimme raunte er pathetisch: „O wie mich das tiefbewegt! In unserem Unglauben und Materialismus! Sie sehen mich ergriffen, erhoben. Guten Abend, Herr Doktor, ich habe die Ehre." — — — — — — — —

Geist träumte himmelan in düstrer Erinnerung.

Ich stehe, die Hand am Degenknauf,
Und starre in unendliche Ferne.
Dich hält mein Arm, o blicke hinauf,
Dort oben leuchten des Schicksals Sterne.
Wenn wir, berauschten Taumels toll,
Von unsern Lippen die Seele saugen,
Dann strahlt ein Ahnen geheimnisvoll
Aus unsern dunkeltrunkenen Augen.
O zittre nicht vor Sturm und Strand,
Es ist kein Tod, es ist nur Leben,
Wir werden doch wieder Hand in Hand,
Neugeboren die Welt durchschweben.

XVI.

Ein literarischer Verein hatte Geist zu einem Vortrag aufgefordert. Er bat sich aber aus, daß er gratis vortragen dürfe, was er wolle. Der böse Geist war über ihm.

... Dieses war der erste Streich. Unwilliges Räuspern nach anfänglichem ungläubigem Staunen ging durch den Saal. Nur einige lachten aufmunternd und unterdrückte Bravos machten sich vernehmlich, sonst eisige Stille. Das Vorstandskomitee saß niedergedonnert da, ein erbarmungswürdiger Anblick. Man tuschelte mit dem Vorsitzenden, einem ehrwürdigen Mummelgreis, ob man nicht Protest einlegen solle. Antisemitismus in diesen heiligen Hallen!

Aber völlig ungeniert, als gehe ihn die drohende Wetterwolke da unten nichts an, leerte Geist sein Wasserglas auf dem Katheder.

Ein dicker Herr watschelte davon. „Jakob geht!" hieß es. „Schon faul!" Am Ausgang flüsterte der berühmte Reporter: „Kann's nich aushalten, tut mer zu weh. Geist is 'n guter Mensch, aber sich immer unmöglich machen — is wie verhext!"

Mehrere Jünglinge drängten sich dienstbeflissen an den berühmten Publizisten Heinz Schulze heran. Eigentlich hieß er Felix Veit, infolgedessen er wahrheitsgemäß jeden Antisemiten mit gerichtlicher Klage bedrohte, der

ihn Isidor Veit nenne, was ja natürlich einen ungeheuren Unterschied macht. Sein zierlich gelecktes Persönchen mit den gekräuselten Locken roch immer noch nach dem Schminktopf, da er als Schmierenkomödiant seine ruhmvolle Laufbahn begann. Mit dem schlauen Erwerbssinn seiner Rasse hatte er sich an einen weltgeschichtlichen Kolossus herangeschlängelt, der seinen Schatten des grollenden Achilleus über ihn breitete, und gleichzeitig die gärende Mißstimmung gegen eine andere hohe Persönlichkeit findig ausgebeutet. Er machte in allgemeiner Nörgelei. Sein blendender Stil ging zwar zuletzt in krasse Manieriertheit über, doch schaute er immer noch als turmhoch Ueberragender auf alle Tintenkulis herab. So wahllos in seinen Theatermätzchen, daß er sogar bei Gelegenheit des eigenen toten Vaters Scham entblößte, verstand er durchweg die Mise-en-Scène einer prätenziösen Talmi-Vornehmheit, je nach Bedarf den rührend Bescheidenen oder den Hyperstolzen spielend. Wie Maximilian der Unbestechliche, ein Robespierre Fin-de-Siècle, ein Cato „up to date", brüstete er sein blütenweißes Vorhemd makelloser Tugend. Am Baum ästhetischer Erkenntnis nagte er als giftiger Schädling, ganz effeminierter Decadent und nur assyrobärtigen Sadismen oder sauberen Formschnitzlereien zugeneigt. Da er beim Kraxeln zur Zugspitze des Erfolges, wo es manchmal bedenklich „zieht", sich mehrfach an einer Martinswand verstieg, mußte er ununterbrochen hin und her schillern von Rot zu Ultramarin und vice versa. Ein gewisser Antisemitismus gehörte mit zu seinem Geschäft und er lächelte daher huldvoll zu Geists Ausfällen, für den er im übrigen die

zärtlichen Gefühle einer Klapperschlange für einen Löwen empfand. Die Korona, die ehrfürchtig an seinen Lippen hing, ob er werde sprechen nix wie Brillanten, klärte er jedoch nicht auf, wie er sich zu Geist stellen werde. Denn hierfür mußte er ja immer erst abwarten, was „die andern" sagen, sintemal er nach unentwegtem Grundsatz immer darnach das Gegenteil urteilte. Ueber diesen Kunstgriff lachte man in Berlin nicht mal mehr, man gewöhnte sich daran wie an Bülows Witze. Nur Michel in der Provinz, treuherzig in Schulze (!) den echten rassereinen Agrarier „ohne Ar und Halm" verehrend, ging noch immer auf den Leim.

Er lächelte soeben süffisant: „Es wird recht komisch. Wieviel lange Nasen sehe ich schon! Und an der Tante Nase faßt' er und wieder triumphiert das Laster! Geist ist unnachahmlich als verkanntes Genie, dies Heldenfach versteht er meisterhaft."

Aber ein neben Schulze thronender stattlicher Herr mit schöngelecktem Henriquatre schüttelte vornehm das Denkerhaupt. Dies war der berühmte Professor Ungarer, unordentlicher Ordinarius einer ausländischen kleinen Universität, der seit lange auf außerordentliche und ordentliche Professur in Berlin losging. Ausgestattet mit den solidesten Verdiensten, nämlich einem riesigen ererbten Vermögen aus Wuchererkreisen, stellte er seine wundersame kompilatorisch-eklektische Schönschwätzerei mit Vorliebe in den Dienst der „vornehmen" Presse Israels. Alles Neue und Freie fand in ihm einen beredten Dolmetsch. Seine politische Gesinnung konstruierte sich gleichfalls aus gewähltestem Eklektizismus, insofern er Vorliebe für Orden und hohe Personen

mit jener wahrhaft freiheitlichen Weltanschauung vereinte, deren tiefste Ueberzeugung in der Sehnsucht wurzelt: Es muß immer noch mehr getaufte jüdische Minister geben.

„Ach, Geist ist ein sehr unreifer Mensch," klagte er leidvoll, „an ihm rächt sich der Mangel akademischer Erziehung, der er zu früh entlief. Er hat sich selbst überlebt, dieser arme Zauberlehrling. Die er rief, die Geister, ward er nicht mehr los. Von der literarischen Revolution ist ihm nichts geblieben als eine angenehme Erinnerung. Antisemitismus ist seine letzte Krampfzuckung."

„Sehr wahr, Herr Professor," fiel ein Lauschender ein. „Wer is Antisemit? Wer nix hat oder wer nix kann."

„Vortrefflich! Den Nagel auf den Kopf!" nickte Ungarer herablassend. „Es fehlt dem armen Menschen an wissenschaftlicher Akribie. Und dazu dieser Größenwahn! In meinen Vorlesungen über Nietzsche und Herbert Spencer, die ich bekanntlich entdeckt habe," trompete er mit erhobener Stimme, „lege ich immer Wert auf das Pathos der Distanz. Odi profanum vulgus! Aber Geist macht sich gemein mit dem Geist der Polemik, der Journalistik, wie ordinär!" Er hatte grade einen eigenen Reklameartikel über „Ungarers wissenschaftliche Bedeutung" anonym plaziert und vermehrte überhaupt sein Jahresbudget beträchtlich durch eifrige Zeitungsmache. „Meinen so zahlreichen Schülern schärfe ich stets als suprema lex und ultima ratio ein: vornehme Lebenshaltung!!" Dies war bei einer halben Million Jahreseinkommen keine Kleinigkeit. Aber als

ein von ihm subventioniertes Ueberbrettl als G. m. b. H. krachte, stand er nicht mal gut für Bezahlung einer Theaterkulisse, die man einem armen Autor abgekauft hatte, dessen Mahnbriefe der Krösus einfach in den Papierkorb warf. Denn nur durch Entsagung und Entbehrung kann der Mensch zu vornehmer Lebenshaltung heraufgezüchtet werden.

„Also sprach Zarathustra," murmelte Schulze, der sich trotz übertriebener Höflichkeit selten ein giftig zweideutiges Wort verkneifen konnte, und warf auf Ungarer einen seiner bekannten seitwärtsigen Schlangenblicke. Natürlich verachtete er den seichten Schwätzer tief, zog aber intim mit ihm herum und druckte gelegentlich auch seinen Kohl, weil er es mit einem so Vielvermögenden nicht verderben wollte. Ungarer lachte freundlich. Auch er achtete den bloßen Publizisten ohne akademische Basis gering, hielt sich aber fein zärtlich zu einer so prominenten Persönlichkeit, von der man sich rühmen konnte: „Mein Freund Schulze sagte mir gestern." Alle Prominenten zu kennen war Ungarers Ideal, darin war er Amerikaner, obschon er weidlich auf Yankeematerialismus und Dollarwesen zu schimpfen pflegte.

„Sie, mein Teurer, sind — verzeihen Sie das harte Wort — ein Uebermensch, wie ich diesen Begriff fachlich in meiner bekannten Denkschrift über Meister Nietzsches Gehirnparalyse festlegte. Sie also besitzen Ihre eigene besondere Lebenshaltung. Wie ich gestern meinem Freund Bülow, dem Reichskanzler, beim Tee unterbreitete —"

Aber Geist fing soeben von neuem an.

. . . Dies war denn doch zu arg. Die allgemeine

Entrüstung der öfentlichen Meinung machte sich in anhaltendem Zischen Luft. Geist verbeugte sich mit freundlichem Grinsen, etwa wie Ferdinand Bonn, als er den jauchzenden Zuschauern seines Ziegenmärchendramas für diese Entdeckung eines neuen deutschen Dichters tief ergriffen dankte.

... Am andern Morgen schonten ihn die Gazetten nicht. Unheilvoll rauschte der Blätterwald. Mittags erhielt er einen duftigen Herzenserguß von Meister Kassatz.

„Geehrter Herr!" (Früher schrieb er immer:
„Hochzuverehrender Meisterdichter!")

„Mit tiefster Betrübnis ersah ich aus der heutigen Presse, daß Ihr unglückseliges Naturell, Ihr ungutartiges Temperament, das schon so oft Ihre wohlmeinendsten Gönner abstieß und unter dem leider auch meine Wenigkeit einst zu leiden hatte, Sie aufs neue zu unverantwortlichen Taten hinriß. Mein aufrichtiges Interesse für Ihre unleugbare Begabung haben Sie einst mit schnödem Undank belohnt, wie Sie wissen." (Dies „wie Sie wissen" war unbezahlbar.) „Ach, ich soll aufs neue die gleiche bittere Erfahrung machen. Nach solchem Betragen können Sie von der vornehmen, ehrenhaften Presse keine Milde mehr erwarten. Ihre verehrten Herrn Kollegen und die eigenen hochverdienten Kollegen meiner Wenigkeit — ja, ich verehre sie alle, mögen Sie auch über mich teuflisch hohnlachen! — werden Ihnen gewiß bei unserer Aufführung eine Ovation bereiten. Ich sage: unserer Aufführung, denn ach, es ist ja auch die meine. Wieweit ich selber unter dem gerechten Unwillen gegen Ihre Person zu leiden haben

werde, lasse ich in Gottes Hand. Ich tue meine Pflicht und harre als Ehrenmann auf meinem Posten aus, bis ich falle. Mein selbstloses Vertrauen zu Ihrem ganz gewiß vorhandenen Talent wird mich allzeit" („allzeit" war wieder unbezahlbar) „hilfsbereit finden, aber auf persönliche Beziehung zu Ihrer werten Person muß meine Wenigkeit fortan verzichten. Ich bitte daher, auf der Generalprobe sich nicht mir nähern zu wollen, da wir hinfür getrennte Wege wandeln müssen. Tief-bewegt in erschüttertem, gekränktem Gemüt, aber ohne jede Rancüne rufe ich Ihnen zu: Es muß geschieden sein, Gott geleite Sie auf Ihren dunkeln Wegen!

Ganz ergebenst

Josef v. Kassatz."

Der törichte Geist wälzte sich vor Lachen auf seinem Sofa und konnte sich kaum enthalten loszuplatzen, als er den Altmeister auf der Generalprobe schlicht und ernst hantieren sah. Aber auch Direktor Thiesemantel schnitt ein saures Gesicht und raunte ihm zu: „Ne, wissen Sie, Herr Doktor, hätte ich das geahnt! Reitet Sie denn der Leibhaftige? Na, mir is Wurscht, das Haus is aus-verkauft, Skandal ist manchmal auch nich so ohne, wir werden wegen Kassatzen doch 'n paar volle Häuser haben. Aber Sie werden's bald schmecken, wie das tut; spiele nicht mit Schießgewehr, denn es fühlt wie du den Schmerz!"

„Ich fühle aber keinen Schmerz," lächelte Geist. „Ein gefühlloser Mensch!"

„Mir kann's recht sein." Thiesemantel zuckte mürrisch die Achseln. Soeben schritt die schöne Solka vorbei. Sie grüßte kaum bemerkbar und flüchtig. Auch in

ihrem Thermometer gab es Gefrierpunkt für einen so unmanierlichen Menschen, der am Vorabend einer Première die hochmögendsten Sippen und Magen des Knüngels und alleinseligmachenden Kliquerichs vor den Kopf stieß. Als nach dem vierten Bild der befriedigte Autor ihr ein kurzes Kompliment machte, warf sie halblaut hin: „Aber, Herr Doktor! Sie sollten doch als so fanatischer Antisemit nicht mit einer Jüdin reden!"

Einer der Mimen, die früher devot genug katzbuckelten, schwang sich sogar zu der kordialen Frechheit auf: „Haha, unsere Paula Erbswurst läßt Sie wohl abfallen, Meister? Haben Sie sie denn gar so lieb, daß Sie immer bei ihr stecken?" Als Geist ihn von Kopf bis zu Füßen maß, trällerte der Bursche wohlgemut, sich beiseite trollend: „Dös geht uns gar nix an, gar nix an!" Ein Federfuchser, der bei der Presse in Ungnade fiel, ist ein Geächteter. Und was ein reputierlicher Schauspieler ist, hält sich von solchen anrüchigen Subjekten fern.

Sogar Luise Emmerich — auf dem Theaterzettel manchmal auch getauft Irmengard Schelmerich —, die große Heroine, schien den Wärmegrad ihrer allzu reichlichen Gunst abgekühlt zu haben. Indem sie dem Autor in den Weg lief, streckte sie nicht mal ihren Busen vor, sondern hielt sich in einer gewissen spröden Retirade: Nur nich anfassen! Als sie aber einen Seitenblick auf die schöne Solka warf, die soeben einem väterlichen Winke des hehren Kassatz folgte, überkam sie ein menschliches Rühren und sie raunte Geist hastig zu: „Unter uns, lieber Freund, Sie haben ja ganz recht. Diese Judenwirtschaft! Alles reißen sie an sich! Literatur,

ach, Sie reden! Aber wir vom Theater wissen davon noch mehr zu singen. Bei uns ist's am schlimmsten!" So behauptet nämlich jeder in seinem Beruf bei Anschlagen dieses verfänglichen Themas. „Sehen Sie bloß die olle Solka! Zwanzig Jahre will sie sein, so'n Aas!" Emmerichen fiel schon ganz aus dem Heroinenstil, Geists voraussichtlicher Durchfall brachte ihn ihr menschlich näher. „Die is unter Brüdern und Liebhabern volle dreißig! Sehen Sie man bloß, wie sie mit die Oogen klappert zum ollen Kassatz! Aber der is helle! Sie kennen doch die Jeschichte von die vier Juden, die sich einander als getauft vorstellten, und der eine mauschelt: ‚Ich habe mir nämlich taufen lassen aus Ueberzeugung.' Da schreien die andern drei: ‚Gottswunder, und das sagt er uns Juden!' Verstehen Sie? Papa Kassatz fällt auf Jungfer Solka nich 'rein! Da kennen Sie den alten Fritzen schlecht. Der kennt Moses und die Propheten!"

XVII.

Das Haus war wirklich zum Drücken voll. Der ganze Klan derer von und zu Kassatz, von Thiergartenstraße bis Mühlendamm, erschien mit saftigen Lorbeerkränzen. Man geht ja ins Theater, den Mimen zu bekränzen, dem die Nachwelt keinen Lorbeer flicht, der sogenannte Dichter kann sehen, wo er bleibt, ohne solches Gemüse. In einer Loge thronte der große Theaterfabrikant Hermann der Rauschebart und strich wohlgefällig das besagte Möbel, das Palladium seiner Schönbartspiele. Seine kleinen Augen funkelten freudig, hier konnte er selbst mal, Stein unter Steinen, den Untergang eines unbedeutenden Konkurrenten genießen. Ernst und vornehm lehnte lässig in einem Fauteuil der Entdecker des Weberelends, ein glattrasierter Jesuitengeneral.

Um dem Publikum das vom Dichter Gewollte vertraut zu machen, hatte Geist einen Prospekt drucken lassen, den jeder neben dem Theaterzettel gratis erhielt. Darin zeichnete er auf, was an historischer Symbolistik hier veranschaulicht werden sollte, raubte aber durch solche helle Inhaltsangabe zugleich den Reiz der Neugier.

„Ganz unkünstlerisch! Hat natürlich wieder drei Lastwagen voll taubstummer Sphinxe hineingeheimnist!" docierte ein jugendlich aussehender, blondbärtiger Hebräer, auf den Hermann der Cherusker aus seiner Loge mehrfach niederschmetternde Blicke warf. „Kin-

der, Kinder! Wo kommen wir hin!" Dies war der berühmte Dr. Murr, ein tüchtiger Mensch, der als Sensationspose in ulkigen Stilorgien schwelgte und ästhetische Wahnsinnsgrimassen schnitt. Ach, der Wahnsinn hatte so viel Methode, daß er bald gar nicht länger den wilden Mann zu simulieren brauchte. Wie Heine über Musset witzelte: „Eine künstliche Ruine, die mit der Zeit wirklich verwittert", so wurden Murrs Simulanten-Grimassen zuletzt traurige Wahrheit.

Ja, sie waren alle da, nur nicht das Mädchen aus der Fremde, von dem Mirabeau verächtlich sagte: „Hütet euch vor dieser Person. Sie glaubt, was sie spricht!" Solche Leute konnte man hier nicht brauchen, sondern nur Hypnotiseure und Hypnotisierte, die beide einander was vormachten. Der einstige Redakteur der Allgemeinen Fleischerzeitung, der seine kritischen Ochsenschnitte nicht ganz roh und ungar aufschnitt, schüttelte soeben dem typischen Oskar die Hand, der mehr für das Blutige war. Süßes dem Süßen, blutiges kritisches Roastbeef dem Rindvieh — du dumme Trine Ophelia, Aschenbrödel Poesie, laß dich begraben!...

„Der Spaß geht los!" juchzte ein Börsenjüngling namens Arthur Hirsch, dessen Ideale sich hauptsächlich nach dem Tanzbein bewegten. Er und der kleine Tänzer Organiste, von dem schon das Lied prophezeit „Wo du nicht bist, Herr Organist, da schweigen alle Flöten," hoben früher die Moderne aus der Taufe, obschon sie sonst von Taufen nichts wissen wollten. Nach dem Durchfall des „Geschundenen Raubritter" wollte er sich mit Gott und aller Welt für die Gottähnlichkeit des Meisters schlagen. Allein, seither war er abtrünnig geworden,

sein Jugendübermut zog sich aufs Altenteil der Oper und vor allem des Balletts zurück, mit welcher hohen Kunstgattung er intime persönliche Beziehungen pflegte. „Ach, mir ist mieß! Nur Mut, die Sache wird schon schief gehen. Sehen Sie, Geist ist ja sonst ein ganz netter Kerl, wenn er nur das Stückeschreiben sein lassen wollte. Mit Philosophie macht man keine Kassenstücke, und sonst hat ja die Chose keinen Zweck. Der Mann hat's ja nicht nötig."

„Verstehen Se das überhaupt?" mauschelte ein anderer Börsenjüngling. „Der Mann kommt uns immer spanisch. Historisch, so blau! Und dabei galt er als Bannerträger der Moderne!"

„Lassen Se mer zufrieden mit de Moderne!" fiel hier ein würdiger Methusalem aus Börsenkreisen ein, nie war ein Sterblicher weiser und greiser. „Die Moderne hat liquidiert, sag' ich Ihnen. Früher waren wer fest an der Börse auf dies Papir, heut längst unter Pari."

Arthur, dem es nicht an Witz gebrach, absolvierte hier rasch einen unanständigen Kalauer, fuhr aber dann ernst fort: „Das liegt alles an dem Plebejertum dieser sogenannten Poeten. Man muß als Aristokrat geboren werden. Unsereins, so sehr man sich Mühe gibt mit reine Wäsche, bleibt auch nur immer ein Prolet. Da sehen Sie d'Annunzio mit der Duse! Das ist ein Götterleben. Vornehmer Herr, hat eine Herzogin geheiratet, liegt jetzt in Scheidung wegen einer famosen Marquise, hat so nebenher auch noch die Duse. Das ist ein Mann, das ist mein Mann. Hat immer im Highlife gelebt. Kennen Se die entzückenden Cochonnerien in ‚Lust'! Göttlich!" Daß „Piacere", schlecht

mit „Lust" übersetzt, Annunzios schwächstes Werk, nur die prachtvollen Naturschilderungen darin seiner würdig, kam natürlich für des Börsianers Kunstbetrachtung nicht in Betracht. Daß Maupassant nicht wegen seiner unheimlichen Stimmungsgewalt und seinen feinen artistischen Qualitäten, sondern wegen seiner lüsternen Erotik, die poetische Ansichtskarten nur für Herren versandte, populär wurde, weiß jeder Eingeweihte. „Ach Gott ja! Sehen Sie sich bloß Geisten an! Manchmal habe ich ihn im Verdacht, daß er sich kaum die Nägel reinigt. Das will ein moderner Dichter sein! Von Weibergeschichten hört man auch nichts bei ihm und das ist doch bei Künstlern die Hauptsache, das einzig Wahre. Ueberhaupt unsere Autoren! Sie werden mer sagen ‚Rautendelein' —"

„Wollt' ich eben bemerken," bekräftigte Methusalem. „Ich sage Ihnen nur das eine Wort: ‚Rautendelein'. Da haben Se, was Se brauchen!"

„Nenune. ‚Wollen Se nur und wir haben eine Kunst,' haha!" zitierte Hirsch kichernd. „Du sprichst, o Greis, ein großes Wort gelassen aus. Aber wenn Se näher zuschauen, auch nur meschugge. Philisterhaft, kleinbürgerlich, kein großer Stil wie bei d'Annunzio. So 'ne kleine mesquine Abenteuer machen der Poesie auch noch kein Kind!"

„Sagen Se nich killekille!" mahnte herantretend ein bekannter mißliebiger Autor und Redakteur. „Unberufen! Und hüten Se sich, daß kein Gemeindevorsteher Sie hört! Die Schwarze Bande is heut wieder vollzählig da! Passen Se mal auf, wie Hauptmann Florian das Signal zum Angriff blasen wird. Die

ganze organisierte Zischklaque ist hier. Die Gemeinde wird schon quittieren für Geists neuliche Dummheit."

„Taktlos, geschmacklos!" riefen beide Börsenjünglinge. „Fauler Zauber, indirekte Reklame für sich selber!"

„Und so 'ne Reden müssen Se nich führen!" warnte Arthur. „Signal geben, Zischklaque! Wir sind auch noch da!"

„Sie," sprudelte der Mißliebige giftig hervor. „Sie werden morgen aus der Zeitung erfahren, wie Ihnen das Stück gefallen hat. Machen Sie mir doch keine Zicken!"

„Erlauben Se, Herr Redakteur!" machte Methusalem seiner Entrüstung Luft. „Sie unterschätzen wohl á bißchen die öffentliche Meinung. Kein gutes Stück fällt durch, darauf können Se Gift nehmen. Die Presse, nu ja, is — die Presse. Aber Publikum gibt das maßgebende Urteil."

„Nu sagen Se bloß noch Spickaal!" Der Mißliebige drehte ihm den Rücken und lorgnettierte das Parkett.

„Is denn Jakob hier?" erkundigte sich der eine Börsenjüngling. „Suchte umsonst das beliebte Interview, gibt's denn keine ‚Premièrenglosse'?"

„Wohl noch mit kaltem Aufschnitt!" rümpfte Arthur verächtlich die Nase. „Sie sind doch ein rechter Outsider. Geist is schon lange im Boykott, das pfeifen die bekannten Spatzen auf den Dächern. Jakob ist gar nicht erschienen, d i e Tolle mußte man doch bald riechen. Ne, es tut ihm wohl zu wähe —" er dehnte ironisch das Wort —, „Geists Hinrichtung mit anzusehen. Das gute Herz!"

Die Leute meinten den berühmten Reporter Siegfried Jakob, der zwar laut böswilligem Volksmund einen Violinschlüssel nicht von einem Klosetschlüssel unterscheiden konnte, der aber trotzdem als höchste Autorität über allem Musikalischen und Dramatischen thronte. Seine Spezialität war Lobhudeln. Das Beißen überließ er dem Kollegen Murr. Seit ein Gewisser, bis er durch gewandte Benutzung einer inneren Palastintrigue des ehrwürdigen Burgtheaters seine geschätzte Tätigkeit in jene heiligen Hallen und das gegenüberliegende Löwenbräu verpflanzen durfte, die Spalten der ehrbaren Tante Voß unsicher machte und in köstlicher Vornehmheit des kritischen Pathos nicht das Kind im Mutterleibe verschonte, hatte noch niemand so viele persönliche Beleidigungen in Kritiken serviert, wie Murr. (Eigentlich hieß er Rosenthal, doch sein Kriegsname Murr klang so germanisch-romantisch, an Callot-Hofmanns Kater Murr gemahnend.) Morgenluft witternd vor Sonnenaufgang, bugsierte ein findiges Konsortium von literarischen Geschäftsleuten diesen treuen Knappen auf immer höhere kurulische Sessel. Jene Dioskuren (lies Diobscuren), die sich später als Bühnenleiter vornehm über gegnerische Unanständigkeit entrüsteten, wenn ihnen mal ein Naiver die Wahrheit geigte, trugen ursprünglich erst den rüdesten Ton in die Kritik hinein. Aber Kater Murr übertrumpfte sie alle, sein Fauchen und Männchenmachen beanspruchte den ersten Preis bei jeder kritischen Katzenausstellung.

„Weh mir!" näselte er soeben in affektiertem Tonfall. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so

lustig bin. Dieser unglückliche Geist mit seinem sympathischen Wahnsinn wirkt auf mich zwergfellerschütternd. Das leere Nichts! Ich weiß nicht, womit ich morgen meine Besprechung füllen soll."

„Aber ich bitt' Sie, lieber Kollege!" grinste ein dicker, ungeschlachter Mann in schäbigem Anzug ihn an, ein geistvoller und anständiger Bohemien, der endlich in eine fette Zeitungsplantage unterkroch. Aber er hielt darauf, noch immer den notleidenden Proletarier zu markieren. Das war seine persönliche Note. Jedenfalls nahm er sich wie ein weißer Rabe unter diesen bunten Papageien aus und verdiente die Achtung, die ihm ein Geist ausnahmsweise bewies. „Ihnen fehlt's doch nie an Stoff. Wissen Sie was, plauschen Sie uns mal wieder was Herziges vor über Ihre erotischen Triumphe im Grisettenquartier, als Sie mal ein paar Wochen in Paris waren! Wie lieb und süß war doch dieses! Und für Ihre künftigen Biographen so wichtig! Anfangs begriff man ja nicht den Zusammenhang, mitten in einer Theaterbesprechung — aber den Salto-mortale, mit dem Sie dies Virtuosenstück vollbrachten, macht Ihnen niemand nach. Alle Achtung!"

Kater Murr lächelte vornehm und hüllte sich in vielsagendes Schweigen. Er fühlte sich als neuer Heine, und wenn ein ungezogener Liebling der Grazien sich erotische Flunkereien erlauben darf, warum nicht auch Heines selige Erben, die bloß ungezogen sind? „Kinder, Kinder!" gähnte er, einen schmachtenden Blick zu der bewußten Loge hinübersendend. „Hermanns Bart ist wieder um einen Zoll gewachsen!" Und er summte vernehmlich vor sich hin: „Kotzebue, Kotzebue!"

In einer Ecke des Saals war es sehr laut. Hier hielten Mitglieder des Vereins Berliner Presse ein sittliches Scherbengericht ab, das jeden kundigen Thebaner zu Lachtränen rühren mußte. Einen armen Teufel, einen greisen Musikreferenten, hatte man auf frischer Tat ertappt, daß er Anfängerinnen nicht ohne geringen klingenden Entgelt besprechen wollte. Mein Gott, wenn einem nicht wie anderen vornehmen Redakteuren forsche Beteiligung an Finanzoperationen zu Gebote steht, frißt man eben in der Not wie der Teufel Fliegen. Dachte denn niemand daran, daß derselbe Bestechliche heroisch für Richard Wagner stritt, als dieser noch in tiefster Verkennung schwebte, daß er hier für eine große Sache unbestechlich zu eigenem Nachteil sich mühte? Tut nichts, der Lump wird verbrannt, dieser Elende, der förmlich das Bestechungsniveau durch Geringfügigkeit seiner Rezensionsgebühren herabdrückte. Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. Denn Bestechung ist es natürlich nicht, wenn man zwar niemals die reinen Hände durch Offenhalten für milde Spenden entweiht, dafür sich aber einer mächtigen Klique durch Dick und Dünn verpflichtet und den Rütlischwur leistet, alles ihr Gefällige heraufzuloben und alles ihr Mißfällige herunterzureißen.

Zecconi, der sich als Freund natürlich einfand und dessen stattliche Erscheinung überall auffällige Beachtung erregte, musterte, sardonischen Spott in den Mundwinkeln, die Stimmungsmacherei um ihn her. Nette vereidigte Sachverständige! Daß jemand über Maschinen und Stiefel das letzte Wort spricht, der nie eine Maschine konstruieren half oder einen Stiefel nähte,

schließt sich im bürgerlichen Leben von selber aus, und wenn ein Schuster über Maschinen urteilen wollte, würde es heißen: Schuster, bleib bei deinem Leisten! Doch die löbliche Einrichtung der Presse stellt dies genau auf den Kopf. Aus der Tiefe des eigenen naiven Gemütes oder nach Aushorchen parteiischer Fachleute schleudert hier jeder Grünling sein maßgebendes Verdikt in die Welt. Solch ständiges Amt verleiht man günstigstenfalls an Diplomierte, die sich im Hörsaal unfähiger Schematiker den geliebten chinesischen Doktorhut ihrer Halbbildung erwarben. So zog Scherers unreife Philologenästhetik eine Schule versippter Streber groß, deren Gewäsch Katheder und Presse überschwemmte. Sie haben's herrlich weit gebracht, diese Eroberer der Moderne! Wenn das keine Revolution der Literatur ist!

Nicht ohne gelinden Schrecken erkannte Zecconi, daß sämtliche Gemeindevorsteher der Hannelegilde sich hier ein Rendezvous gaben. Das konnte nur Fürchterliches bedeuten. Feierten sie ein Friedensfest? Dieser Rummel leistet ja Großes und bedeutete einen Triumph moderner Technik im Zeichen des Verkehrs. Die Schwarze Bande einer weitverzweigten Verschwörung von Spekulanten und Idioten bildete ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not sich trennend und Gefahr: je wuchtiger eine Mißgeburt des Meisters abfiel, je schärfer die Unbefangenen alle Gebresten solcher Mieselsucht aufdeckten, desto kecker und lauter lärmten Marktschreiergeheul und Korybantentamtam, die Stimme der Vernunft zu übertönen. Dazu bedurfte es Beschlagnahme aller Warttürme des Presseschwindels. Von

jedem Minaret muß einer schreien: es ist nur ein Gott, Allah akbar, Er ist groß! Lange war es den Dioskuren ein Dorn im Auge, daß die Scherlschen Zuckerplantagen den Radau nicht mitmachen wollten. Doch millionärrische Einflüsse ließen alle Minen springen und bald posaunten auch dort gottvolle Leibtrabanten. Diese Unglücklichen wanden sich in konvulsivischen Lobsuchtanfällen am Boden vor ihrem Götzen, nachdem sie sich platt mit der Krummnase aufs Antlitz warfen nach orientalischer Sitte. Es reizte zum Erbrechen, doch ihr Ueberschnappen bedeutete nicht bloße Erkenntlichkeit für Erwerb so fetter, einflußreicher Posten als entsprechende Gegenleistung. Nein, ihre kindliche Raserei vor jedem Kothäufchen ihres Dalai Lama entsprang teilweise unheilbarer Geisteskrankheit, mit Ausschluß freier Willensbestimmung. wenn auch keineswegs mit Ausschluß der Oeffentlichkeit. Teilweise tauchte aber unter der Massenhypnose ein verteufelt schlauer Instinkt aus Tiefen des Unbewußten auf. Diese leidenschaftlichen Gemeindevorsteher trugen alle verwandte Züge, verfolgten destruktive Zwecke, indem sie einen Undramatiker für einen Tragiker, einen fleißigen Könner im Kleinen für einen Allergrößten ausgaben und diese unnatürliche Fälschung als Wahrheit zu sehen glaubten, sintemal der ganze Kerl Geist von ihrem Geist, gleichsam geborener Hauptmann solcher Falstaffkompagnie. Diese entsittlichende Beschwindelung, systematische Vergewaltigung und Nötigung, Erpressungstyrannis gemachter Erfolge vermittels eines kliquebestochenen Presserings, dieser Trust zur Ergatterung von allerlei Vorteilen durch dienstbeflissene Handlangerei am Pagodentempel,

schmuggelte allerorts durch literarischen Fahneneid Gebundene mit gebundener Marschroute auf Ordre ein. Ihre koboldschießenden Purzelbäume gaben sich als freie Akte ungezwungener Begeisterung. Die Gesamtmethode des Totschweigens, Unterdrückens, Herunterreißens aller nicht zur Gefolgschaft Gehörigen, diese Errichtung eines Erfolgmonopols lief einfach auf unlauteren Wettbewerb hinaus. „O wie prächtig sind des Kaisers neue Kleider!“ heult die Menge nach, wie in Andersens Märchen. Und wenn ein Kind dazwischen ruft: „Aber er hat ja gar nichts an!“, wird's in die Ecke gestellt und mit der Rute bestraft. — —

Das Inhaltsverzeichnis des eigentümlichen Prospekts konnte nun jeder Zuschauer Bild für Bild verfolgen. Bei dem Titel des zweiten Bildes stiegen vielen düstere Ahnungen auf. In Theaterdingen wie in allen andern denkt natürlich der Mitbürger mosaischer Konfession keineswegs paritätisch, denn man darf jede arische Institution angreifen, nur nicht das Judentum.

„Verstehen Se? ‚Arier und Semiten‘! Das wird was Rüpelhaftes werden! Da seh ich ihn kommen, den verderbten Antisemiten!“ ächzte Methusalem.

„Aber das achte Bild scheint etwas zu versprechen!“ schmunzelte Hirsch. „Da treten Damen auf, die in der Insel Lesbos zu Hause sind. Das kann hübsch werden!“

Dies Inhaltsverzeichnis weckte allerdings die Neugier vieler Damen. Sie steckten darüber die Köpfe zusammen und kicherten, während andere über solche Verderbnis stöhnten.

„Ich weiß doch nicht, ob eine anständige Frau solche

Roheit mitansehen darf!" mauschelte eine zwei Zentner schwere Orientale, die einen moschusvermischten Foetor Judaicus ausschwitzte. Eine erfolglose Karlsbader Kur lag hinter ihr und ihre schlechte Laune prophezeite dem Dichter nichts Gutes. Von solchen Leuten hängt der Erfolg jeder Première ab, denn die dicke Dame gab gute Diners und erfreute sich daher bedeutenden Ansehens. „Diese modernen Dichter werden immer unsittlicher!"

Eine hübsche Salonlöwin, die ein gichtbrüchiger General a. D. am Arm führte, lispelte: „Es ist nicht jedem gegeben, das schöne Sinnliche poetisch zu verklären!" Sie meinte ihre Brunstlyrik, und mehrere Jugendgreise ihrer Gefolgschaft wackelten dazu mit dem Kahlkopf. Aber eine Baßstimme ertönte wie aus der Versenkung: „Ich werde Unsittliches nicht dulden!" Das war Tells Geschoß. Man lachte. „Aha, Karfunkel paßt auf."

„Das sechste Bild scheint auch verdächtig. Da tritt wieder ein Jude auf. Ich ahne Schreckliches," duftete ein anderes Früchtchen des Giftbaums Börse sein Innerstes aus. Denn der Jude legt eben an alles und jedes immer nur den gleichen Maßstab: wie stellst du dich zum Judentum?

„Hm, das elfte Bild scheint gradezu unpatriotisch," brummte ein ragender Roland von Berlin, der als früherer Chef der sogenannten jüdischen Kreuzzeitung seine Abstammung geschäftsmäßig verleugnete und mehr in konservativ-arischem Byzantinismus machte. „Dieser unerhörten Anmaßung des p. p. Geist, der unsere teuersten Güter besudelt, nach den Riesen mit Kieseln

schmeißt, der kecke Zwerg, muß ein Dämpfer aufgesetzt werden."

„Ach, was will denn der Kerl überhaupt!" machte ein dunkelrot erglühender Herr mit bläulicher Nase seinem urgermanischen Grolle Luft. Dies war Johannes der Säufer, ein rüstiger Trojaner, der in sentimentalen Liedchen das echte deutsche Gemüt pflegte und außerdem allerlei Humore sich abquälte. Zur patriotischen Drehorgel die nationale Herrlichkeit beleiernd, verehrte er in Bismarck insbesondere das erhabenste Vorbild des Kneipens. Die alten Deutschen auf der Bärenhaut, Bismarck und Johannes der Säufer tranken immer noch eins. „Er lebt vom Schimpfen! Auch gegen mich hat er sich höchst gemein benommen." Das war zwar eine höchst gemeine Lüge, aber sie paßte grade. „Das kommt davon, daß seine Mama ihm nicht die Rute gab. Dies verdrehte Frauenzimmer hat ihn verzogen, Geniekult mit diesem Wicht getrieben. Der Vater war ein ordentlicher Mensch und ein ziemlich tüchtiger Künstler. Wie hat der sich über seinen Sprößling gegrämt! Man sollte den Burschen einfach hinter die Ohren hauen und laufen lassen. In einem Ehrenhandel benahm er sich erbärmlich, soll sich ausgeredet haben, er müsse sein erhabenes Leben der Menschheit erhalten."

Diese laute Fastenpredigt bekam ihm allerdings übel, denn ein in der Nähe sitzender älterer Herr trat auf ihn zu, wo Johannes im Zwischengang herumtorkelte, und nahm ihn flüsternd beiseite: „Ich bin erstaunt, daß ein alter Herr mit weißen Haaren sich so ungehörig äußert. Bitte, still! Ich war ein Freund der Familie und muß Ihnen sagen, daß der Ton, in

welchem Sie über einen so hochverdienten, hochberühmten Mann, wie Professor Geist und seine in weitesten Kreisen bekannte ausgezeichnete Gattin sich hier öffentlich zu äußern belieben, jeder Qualifizierung spottet. Das beweist höchstens, daß Sie nicht zur guten Gesellschaft gehören, daher natürlich Geists nie persönlich gekannt haben. Bitte, still! Sonst können Sie Unannehmlichkeiten bekommen. Was Geist den Jüngeren betrifft, so ist er mir persönlich in hohem Grade unsympathisch, aber solche Invektiven wie ‚hinter die Ohren hauen' sind denn doch einfach komisch und unerhört. Sie sprachen von einem Ehrenhandel ... wann soll das gewesen sein?"

„Vor achtzehn Jahren etwa. Doch ich verbitte mir dies Koramieren von Seiten jedes Beliebigen. Ich bin —"

„Und wissen Sie etwas Positives davon? Sie sagten: er soll gesagt haben!"

„Nun ja, ich hörte so."

„Also auf bloßes Hörensagen erzählen Sie hier solche Geschichten! Uebrigens bitte ich um Ihren Namen und stelle mich Ihnen vor!" Als dies geschah, machte Johannes ein langes Gesicht und zwinkerte scheu auf den langen, steifen Offizier in Zivil, der aussah, als ob er ein Lineal verschluckt hätte.

Solch ein Kladderadatsch paßte Johannes nicht und er versicherte hastig, er bereue seine Uebereilung. „Aber wenn Herr General wüßten, wie dieser Friedrich Geist in literarischen Kreisen sich unbeliebt machte, verachtet von allen Parteien, dann würden Herr General

begreifen — o ich kenne auch den Komment, ein alter Korpsstudent wie ich —"

„Fertig, der Zwischenfall ist geschlossen. Ich wollte nur Ihre unpassenden Bemerkungen über meinen seligen Kriegskameraden und seine hochverehrte Gemahlin gebührend zurückweisen." Damit drehte der Offizier mit herablassendem Kopfnicken dem „Literaten" den Rücken. Dessen hervorgestotterter bekannter Name sagte ihm nichts. Solche „Literaten"! Wer kümmert sich um derlei Federfuchser, die ihren Beruf verfehlt haben, und mögen sie zehnmal Korpsstudenten gewesen sein! Natürlich, dieser Friedrich Geist verdiente auch nichts Besseres, warum ergab er sich solch unsauberem Handwerk! Hätte ja damals mit solchen Konnexionen irgendwas Anständiges werden können, Offizier oder Beamter, meinethalben auch Maler. Da wird man wenigstens kgl. Professor. — Aber so! Durch reinsten Zufall befand der General sich hier, der sonst vor Theater ein heilsames Grauen empfand. Aus der Provinz soeben am Schlesischen Bahnhof angelangt, hatte er Aufenthalt bis zu später Nachtstunde, um einen Zug nach Polen zu erreichen, wo er eine Bärenjagd mitmachen wollte. Da er nicht wußte, wie die Zeit verbringen, fiel sein Auge auf ein großes Plakat: „Gastspiel des weltberühmten Josef v. Kassatz, zum ersten Mal: ‚Weltgeschichte' von Friedrich Geist." Ach du mein Gott, lebte der unartige Bengel auch noch? Das kann man sich ja mal ansehen ...

„Wir sind ja hier alle nur wegen Kassatz," fächerte sich die Dicke, welcher Karlsbad nichts geholfen hatte, mit verdrießlichem Schmollen. Und ein bewunderndes

Raunen „Kassatz, Kassatz" summte durch Saal und Foyer. Man hörte gleichzeitig überall nur diesen Namen. Denn Tout-Berlin geht bekanntlich nie ins Theater, um eine Dichtung, sondern um Schauspieler zu sehen. Die Mitwelt flicht dem Mimen Kränze, also prangten im Saal bereits mehrere Fuder Lorbeer, die bald nachher nach jedem Bild in abgemessenen Proportionen aus bewährten Händen auf die Bühne flogen, zu Füßen des Gewaltigen, unsterblich, so lange er lebt.

Kassatz? Wer ist das eigentlich? Der Provinzgeneral schüttelte verächtlich den Kopf.

Was hätte der naive Kunstbarbar, der mit unendlicher Geringschätzung auf das Gesindel der Freien Künste herabsah, sich erst über Ehrbegriffe des „Literatenpacks" gedacht, wenn er gewußt hätte, daß an dem ganzen Geschwätz über einstigen angeblichen Ehrenhandel Geists auch nicht ein wahres Wort war! Daß im Gegenteil Geist sich damals jemandem, der sich wegen einer spöttischen Bemerkung über eine gewisse Houra Satzler aufregte, öffentlich zur Verfügung stellte, dieser Jemand aber nie etwas von sich hören ließ! Dieser Fall war typisch. Die jüdische Abenteurerin Houra Satzler hatte damals einerseits einen andern zum Durchbrennen von Weib und Kind beinahe bewogen, andererseits den später so sehr bekannt gewordenen Jemand ihrer keuschen Liebe versichert, drittens einen halbverrückten pietistischen Zeitungsbesitzer geködert, so daß er hoch und heilig auf ihre in drei Weltteilen ramponierte Makellosigkeit schwor. Viertens aber heiratete sie plötzlich einen berühmten Schauspieler, der ihr die beste Partie schien, und ihre drei anderen Bewerber

hatten das Nachsehen. Das bloße Gerücht eines Renkontres zwischen Geist und dem plötzlich berühmt gewordenen Jemand genügte aber, um Johannes und zwei literarische Messiäser, die als Siamesische Zwillinge damals die Literatur durchwandelten, zu Briefen an einen frechen Assessor zu begeistern, der aus weiter Ferne ein bodenlos albernes Broschürchen über literarische Revolution zum Besten gab und hierin Geist immer per „Fritzchen" behandelte. Diesem riß die Geduld und er legte sich das Bürschchen in einer polemischen Replik übers Knie. Daraufhin schrieben die genannten Genossen an das Assessorchen infame Verleumdungsbriefe, natürlich unter Diskretion. Der Siamese erzählte sogar allen Ernstes, der gewisse Jemand habe Geist „die Treppe hinuntergeworfen"!! Welche Treppe, schwebte im unbekannten Raume, der vierten Dimension. Aber diese Briefe hatte Assessorchen einem andern, dessen Beistand er suchte, vorlegen müssen und dieser lieferte sie einfach an Geist aus. Infolge dessen ergriff Geist die Gelegenheit zufälligen Zusammentreffens in einer Kneipe, um Johannes dem Säufer zu erklären, er werde die Briefe dem Staatsanwalt überliefern, woraus sich am Ausgang in später Nachtstunde angeblich eine Keilerei entwickelte. Auch dies stimmte nicht mal, denn Geist packte den versoffenen Trottel nur an der Brust und schüttelte ihn, worauf der Wirt erschien und sich Skandal verbat, Johannes aber nachher andern Gästen weinerlich seinen Rock zeigte, den ihm Geist zerrissen habe. Daraus verbreitete sich nun andererseits die Mythe, Geist habe den hanebüchenen Säufer windelweich geprügelt, und die Ge-

schichte wurde damit vertuscht, alle Herrschaften seien kreuzhagelvoll betrunken gewesen.

Auch solche Kindereien sind aber typisch. Einerseits vergißt Berlin den ärgsten Skandal nach ein paar Wochen, andererseits tauchen die verschollensten Gerüchtlügen noch nach zwanzig Jahren aus dem Abgrund wieder auf. Als ein hebräischer Jüngling — Jung-Siegfried war ein stolzer Knab, stieg von des Montags Burg herab und mußte blauen Montag machen — plagiatorisch lange Finger machte und sämtliche Plagiatoren der Presse entrüstet über ihn herfielen, weil er außerdem unerlaubterweise eigenen Geist hatte und literarisches Börsengeschäft störte, stöberte ein bösartiger Konkurrent wahrhaftig noch ein ähnliches Plagiat auf, das vor dreißig Jahren ein anderer bekannter Journalist verübte, der damals nach London verschwand, um einen neuen Hamlet zu schreiben! In diesen Kreisen gibt es keine anständige Verjährung, sondern die ältesten Gedächtnisschwächen werden angestrengt, um irgend einem Kollegen Vitriol über Papier zu gießen. Dagegen —

„Wird denn Anny Klein von ihrer — Badereise zurückkehren?“ erkundigte sich ein junger Elegant mit treuherziger Unschuldsmiene bei einer hübsch herausgepolsterten Hofschauspielerin.

„Ach, das verjährt!“ lachte die Donna frech. Das Bonmot machte Furore, jeder verstand. Ja, in Berlin verjährt jede Schmutzerei, wenn sie nur mit entsprechendem Kleingeld überdeckt wird. Nur der Haß gegen Verkannte, denen man Uebles tat, verjährt nie. Wie kann man auch einem Anständigen je verzeihen,

daß man sich gegen ihn unanständig benahm! Und wenn dem Anständigen dann noch das Allzumenschliche zustößt, daß er selber mit grimmem Hohn sich rächt, dann muß solcher Sünder wider den Anstand auf allgemeine Kosten gelyncht werden.

Es trat eine Stille ein, ehe der Vorhang aufrollte, weil jeder den Prospekt durchblätterte. Dieser lautete folgendermaßen.

XVIII.

Weltgeschichte in zwölf Bildern

I. Zeus und Buddha. Da steht er, der jugendliche Makedonier mit goldenem Helm auf blondem Haar, den Königspurpur Asiens umgeschlungen, der Basileus des ganzen Hellenismus, in dem ein Erbe glorreicher Vergangenheit vereinigt aufgespeichert. Ueber seiner Siegerlanze schwebt die Nike von Marathon und Salamis, von Leuktra und Mantinea. In seiner Rede spricht die Stimme von Aeschylos und Pindar. Seine Rechte trägt den Blitz des Zeus, seine Linke die Ilias Homers. Bis zu den Pforten des Paradieses drang er vor, wo das weiße Herrenvolk der Arier aus vier Strömen trank, am Indus und am Tale Kaschmir lagert seine Phalanx. Klein von Gestalt, ragt er doch herrschend über alle empor mit der klaren Majestät seines Geniusgesichts. Hinter ihm klimpert sein schöner Liebling Hephaistion auf der Lyra. Zur Seite staunt ihn finster ein neuer Besiegter an, Porus, der Inderfürst, dessen Elefanten und Streitwagen sich zur Flucht wandten, als das jubelnde Feldgeschrei der Graeker die Ufer des heiligen Indus erbeben ließ. Aber ernst und schlicht steht dem jungen Welteroberer ein anderer Weltbezwinger gegenüber, der Brahminische Asket. Seine Weisheit fand Wohlgefallen vor Alexandros, der ja auch Diogenes' Tonne mit philosophischer Würdigung grüßte. Der Schüler des Aristoteles liebt dialektische Zwiesprach mit dem braunen Fremdling aus Palmenhainen, wo die Gazelle als Sinnbild der Unschuld ihr dunkles Auge rollt. Aber jetzt verlangt der Brahmine, daß keine Störung ihn hindere, auf flammendem Scheiterhaufen die ewige Ruhe zu finden, der Welt für immer zu entfliehen,

in Nirwanas Aether aufzugehen. Und das geht über des Götterjünglings Verständnis, er wendet sich mit spöttischem Abscheu davon ab, wie von Krankheit und Wahnsinn. Laut schallt der Thais Gelächter, der üppigen Babylonierin, auf deren Wange die Morgenröte des Ostens glüht, in deren trunkenem Feuerblick schon die Brandfackel von Persepolis zuckt, die sie als Leuchte orgiastischen Bachanals verschleudern wird, Gott Alexanders Zerstörermacht zu bekunden. Doch kalt und gelassen fertigt der morgenländische Weise den rohen Hohn unwissender Sinnlichkeit, nicht minder die nüchterne Sophistik griechischer Begriffszerlegung ab. Seine unerbittliche Verneinung des Sinnenscheins zerhaut alle Gespinnste des Widerspruchs mit schneidender Wahrheit, wie einst des Makedoniers Schwert den gordischen Knoten. Sein sanfter Hohn dringt tiefer ein wie ein vergifteter Pfeil, wenn er des Welteroberers Ohnmacht belächelt und fragt, was er gewinne, ob auch von den Herkulessäulen bis zum Tore der Morgensonne die ganze Erde ihm untertan. Denn selbst die Erde ist wesenloser Schein. Und er, dessen hellen Griechengeist schon Asiens Weihrauch halb umnebelt, der aus Aegyptens Wüstengeheimnis seine Abkunft vom Jupiter selber erpreßte, erschauert in seinem Größenwahn und ihm versagt die Antwort. So begegnen sich der sterbende Zeus des Griechenolymps und der unsterbliche Buddhaheiland des Menschenjammers.

II. A r i e r u n d S e m i t e n. Vor der Zama-Entscheidung. Der schreckliche Karthager, einäugig und braun, in Purpurchlamys des graekoafrikanischen Häuptlings. Der kühle Scipione mit glatter Toga, unter deren Falten der Panzer rasselt, wie unter Roms höflicher Arglist die Tigerkralle lauert. Zwischen beiden die milde Priesterin der Astarte, Schwester der Sophonisbe, die für Scipio den Giftbecher trank. Die schwere große Stunde schreitet mit ehernem Tritt vorüber, wo die Weltherrschaft in der Wage schwebt. Nicht eine

nüchtern sklavische, merkantile, sondern eine staatsmännisch-militärische Gesellschaft mit weitem Ausblick in arische Kunst und Wissenschaft wird fortan regieren. Und der wunderbare Mann, der vergebens das Unabwendbare zu hemmen suchte, fällt als Opfer einer verlorenen Sache, aber größer und heldisch vorbildlicher im Sturz, als das ewige Rom im Siege. Ein Einzelner gegen das ganze Rom, gegen das Schicksal selber. Doch die Entwickelung geschichtlicher Dinge rollt auch über den größten Einzelnen gleichgültig hinweg.

III. Das heilige römische Reich deutscher Nation. Am Strande Palästinas, wo der Galiläer leuchtend gewandelt, blickt ein blondlockig bleicher, schmächtiger Mann, zartgliederig und kränkliches Leiden im vornehm hochmütigen Antlitz, hinaus übers blaue Meer, wo die weißen Segel der Kreuzfahrerflotte im Winde sich blähen. Das ist Friedrich der Zweite von Hohenstaufen, der Deutschen König, Italiens Herr, gekrönter Kaiser des Abendlands. Auch die Krone Jerusalems setzte er sich aufs Haupt, Schirmer der Christenheit, Oberster auf Erden. Oberster? Nein, ihm entgegen starrt der unerschütterliche Petersfels, die dreifache Tiara auf der Päpste Scheitel überschattet den Glanz seines Scepters. Unterwürfig drängen sich um ihn die Ritter des Abendlands. Das rote Kreuz auf dem Mantel der Templer, das schwarze auf den Weißmänteln des deutschen Ordens deckt die gepanzerte Brust der besten Kämpen der Christenheit. Aber halbspöttisch weilt das müde blaue Auge des deutschen Kaisers auf den treuen, biedern Gesichtern seiner Landsleute, da er innerlich mit Leib und Seele nach Erziehung und Bildung ein italischer Welscher. Diese plumpen Nordländer, so kräftig sie gegen päpstliche Willkür sich auflehnen, so stolz sie unter des Staufers Großahn und Vater, dem Rotbart und dem weltreichträumenden Heinrich, des Kaisers Ansehen hochhielten, glauben doch immerhin noch an die Märchen der Kirche in stumpfer,

treuherziger Frömmigkeit. Mit ihnen hat ihr blondlockiger, blauäugiger, weißhäutiger Cäsar, an dem nichts deutsch als sein Antlitz, wenig gemein. Gesinnungsverwandte grüßt er in den französischnormannischen Templern, denen ihr eigenes Kreuz zum Gespötte ward, die nichts als weltliche Machtzwecke verfolgen, heimlich dem Papst abhold wie den Fürsten, feudale Republikaner einer Ritteroligarchie. Mit leisem Spott unterhält er sich mit dem Großmeister über die große Frage des Augenblicks, daß der verrückte Alte in Rom aufs neue den Bannstrahl schleudert gegen das Kaiserhaupt, obschon ihm Friedrich den Gefallen einer Kreuzfahrt tat. Auch die Deutschen murren unwillig darüber, ihr heiliger Eifer schwand, seit schon an Apuliens Strande der Thüringer Landgraf die Kreuzfahrt mit dem Seuchentode büßte und seine Wartburg mit Sängerkrieg und heiliger Elisabeth verwaist. Doch mißfällig stirnrunzelnd blicken sie auf des Kaisers huldvoll Gespräch mit saracenischen Gesandten, verfluchten Heidenhunden, die zum Kameltreiber von Mekka beten. Geht doch das Gerücht, der hohe Herr wolle sich Leibwache aus Saracenen bilden, als ob er ihnen mehr vertraue als Christen. In Apulien hat er sie angesiedelt, Lucera heißt die Burg seiner Getreuen im Turban, auf Sicilien läßt er die Abkömmlinge des Propheten friedlich nisten, als lebten sie unterm Halbmond. Und hier im heiligen Lande verkehrt er mit den Todfeinden der Christenheit, wenn zu ritterlichem Zusammentreffen unter freiem Geleit sich Gelegenheit bietet, als wären sie ihm besonders lieb und wert.

Uebers Meer schweift des Monarchen Adlergeist und vieles begreift er, was seinen Zeitgenossen verschlossen. Der alte Kampf zwischen Ariern und Semiten um die Vorherrschaft hat seine Wogen wieder hin und her gestoßen. Babylonien, Persien, Aegypten, Karthago, Phöniker und Hebräer sind nacheinander erlegen, zuerst den Hellenen, dann den Römern. Wo der sonnige

Alexandros griechische Weltstädte herrlichen Glanzes gebaut, über Ktesiphon und Antiochia und Alexandreia hielten die Eisenmänner cäsarischer Legionen die Grenzwacht. Aber als den Adlern des lateinischen Jupiter die Flügel brachen im Sturm germanischer Völkerflut und nur ein Bastardgeschlecht griechischer Byzantiner den Orient für Europa noch festhielt, da brach plötzlich aus Arabiens Wüste semitische Rache herein. Unähnlich jenen Ahnen vom Stamm Sems, die in Semiramis' hängenden Gärten, den Pyramiden der Pharaonen, dem Molochgötzen Karthagos sich ihr Sinnbild gesetzt, reich, üppig, mehr auf materielles Wohlsein bedacht als auf unfruchtbares Heroentum, greulichen Despotismus und feige Sklaverei zu fettem Brei sinnlichen Behagens vermischend, sind diese Wüstensöhne arm, poetisch, kriegerisch, ein Volk von Helden und Dichtern, streng erzogen unter den Sternen einsamer Wildnis. Ein begeisterter Feuergeist stachelte ihre individuelle Freiheit, die weder Fürsten noch Priestern frohndete, zu einheitlicher Gewalt, entrollte ihnen die grüne Fahne des neuen Glaubens auf ungeahnten Bahnen der Welteroberung. Es ist nur e i n Gott, nicht Götzen und Heilige, wie die immer noch polytheistischen Christen sie anbeten, und Mohammed ist n u r sein Prophet. Dieser Allah, der All-Eine, von dem man sich kein Bildnis und Gleichnis machen darf wie die Christen in ihren prunkhaften Tempeln, ist wieder der alte Jahve der Hebräer. Und die Flammensäule, die einst Moses leitete übers Rote Meer, geht jetzt aufs neue dem Exodus vorauf: die Semiten ziehen aus zu riesiger Razzia, die Heiden zu schlagen mit der Schärfe des Schwertes. Wie die Juden unterm Richter und Hohepriester, schlagen die Beduinen unterm freigewählten Kalifen ihr Nomadenzelt in fremden Landen auf, die ihrem Rosseshuf verfallen. Asien beugt sich dem Halbmond, Bagdad wird ein neues Babel, ein neues Persien der Gaznaviden wirft arische Brahminen, die einst ihren fernen Verwandten in Alexanders Pha-

langen begegneten, aus ihren uralten Heiligtümern am Indus. Ueber Afrika braust die neue Völkerwanderung aus Osten dahin, die Mumien der Pharaonen schreckt der Ruf der Muezzins von schlanken Minareten aus ihrem Schlummer. Wo Jugurthas Reich sich gedehnt, wo Numider, Lybier und Griechenkolonisten das Joch des Kapitols knirschend geküßt, da stampft jetzt die arabische Stute alte Kulturreste in Trümmer, da schwimmt ihre vogelgleiche Schnelle über die Säulen des Herkules an Hispaniens Gestade. Unaufhaltsam brandet die Woge weiter, Westgoten und Kelten wegreißend, bis an die Loire. Erst dort ebbt sie zurück vorm ehernen Deichdamm, dem Hammer des fränkischen Karl Martell. Das Rolandshorn von Roncevalles tönt ihnen nach bis jenseits der Pyrenäen und der Christengott der arischen Ritter schlägt sich rastlos mit ihnen herum aus seiner Burg zu Burgos. Aber im Herzen der Halbinsel, wo einst Karthagos Kriegselefanten geweidet, bleibt unerschüttert dies neue semitische Reich im germanisierten Europa, bleibt und blüht in strahlendem Reichtum und hoher Gesittung, zur Schande der pauvren feudalpfäffischen Arierstaaten. Denn diesmal steht die Rechnung anders, wie zwischen Griechen und Persern, Römern und Karthagern. Nicht mehr stellt der Semite bloß materielle Güter dem Arier entgegen, auf seiner Seite sind ideale Ueberlegenheiten. Die rohe bestiale Bravour der germanisch-normännischen Ritterschaft hat erst von den Saracenen ritterliche Sitte zu lernen, die glühende, fanatische Todesverachtung der Islamiten hat sich zu vornehmer Lebenshaltung veredelt. Und wenn die Wüstensöhne anfangs wähnten, es sei an Kriegern und Sängern genug, Gelehrsamkeit nur ein Blendwerk der Hölle, so fanden sie bald in sich die Spuren wieder von Sternsehern Chaldäas und Geheimlehrern der Isistempel. Nicht sie verbrannten die Bibliothek von Alexandreia, wie nachher christliche Mythe ihnen haßvoll anlog, schon der kalte Rechner Julius Cäsar verübte

diesen Frevel an unersetzlichen Geistesschätzen, wie er auch die gallischen Druidenschriften in Bibracte zerstörte, auf daß die Völker, aller alten Ueberlieferung beraubt, in starrer Uniformität der lateinischen Weltkultur verschmölzen, welche nur des Lebens Außenseite berücksichtigt. Nein, zum ersten Mal seit griechischer Zeit sproßte selbständige neue Kultur von Granada bis Kairo und Bagdad und Ispahan, erleuchtete Wissenschaft und echte Literatur, indes Europa in der Nacht pfäffischer Unbildung erst langsam Ruck um Ruck sich den bleiernen Geistesschlaf aus den Augen rieb und seine scheintote arische Schöpferkraft aus mönchischen Krypten erwachte. Der barbarische Gegenstoß gegen die neue orientalische Kulturmission, „Kreuzzüge" genannt, brach sich. An des Islam krummem Damascener zersplitterte die Lanze des Abendlands. Aber unermeßliche Wohltat zahlte diesmal das semitische Wesen, früher erst vom Griechentum mit echter Kultur befruchtet, den Ariern zurück. Erst die Kreuzzüge brachten Keime von Bildung und Gesittung nach dem rauhen Westen, erst sie begründeten die Chevalerie, das poetische Rittertum, erst von hier an beginnt neues Leben aus den Ruinen der Antike zu grünen. Die Relativität der Glaubenswerte ward durch Anblick der vornehmen islamitischen Toleranz veranschaulicht, das Ketzertum fing an zu denken, zu zweifeln an Unfehlbarkeit der Pfaffen.

Und aller Ketzer Haupt war dieser Kaiser, der große Ungläubige, der in lateinischer Schrift über die „drei Betrüger Moses, Christus, Mohammed" lästerlich witzelte, der mit arabischen Weisen Naturwissenschaft trieb und von höchster Bildungswarte auf allen Aberglauben herabschaute. Aber tat er dies mit dem ernsten Eifer des Geisteshelden, mit erhabenem Martyrstolze fürs Ideal, trotzte er dem päpstlichen Bannfluch mit tapferm Bekenntnis seiner Ueberzeugung und kämpfte er wider Rom als Bannerträger der sittlichen Freiheit? Nichts von alledem! Wenn er frivol verhöhnte, was

allen Dummen heilig, geschah es nicht aus Liebe zur Wahrheit, wenn er wider menschenfeindliche Gewalten rang, nicht aus Liebe zur Menschheit. Wenn er im Königreich beider Sicilien das erste moderne Staatswesen schuf, so lag ihm wenig am Ideal des Staates, an Zertrümmerung der Feudalität, sondern nur an straffer Aufrichtung seiner unumschränkten Tyrannis. Wie sein Ezzelino da Romano fürchterliches Vorbild für alle Uebermenschen, nicht eines aufgeklärten Despotismus mit menschenfreundlicher Absicht, sondern menschenfeindlicher Ichvergötterung. Halbsentimentaler Sklave seiner Lüste und Leidenschaften, falsch und untreu in den Listen seiner Staatskunst, verdiente er den grimmen Haß asketischer Priester, die es ernst mit Leben und Glauben nahmen, den Haß aller freien Bürger, die hinter der Sammetpfote seiner liberalen Gesten die Tigerkralle spürten. Von seinem maßlos gepriesenen Ahnen, dem Rotbart, erbte er den echten Groll des vornehmen Feudaltyrannen gegen die bürgerliche Freiheit der Lombarden. Und er, der Aufgeklärte, hätte sich keinen Augenblick besonnen, wie jener ungebildete Barbarossa einen Arnold von Brescia den verachteten Pfaffen zu opfern, wenn es Vorteil des Augenblicks galt. Und ganz wie Barbarossa verfolgte er Ketzer als gefährliche Untertanen, weil Unglauben wider päpstliche Gewalt auch zum Trotz gegen Cäsarenbevormundung verlockt. —

Ja, der Staufe verläßt das heilige Land, beladen mit päpstlichem Bannfluch, der seine Segel zur Heimkehr schwellt. Jerusalem setzte ihm die Krone des heiligen Grabes aufs kaiserliche Haupt und damit war geholt, was zu holen war. Denn was kümmerte den Staufer ein sinnloser Kampf wider saracenische Freunde, was überhaupt der fromme Aberglaube dieser geweihten Stätten! Hei, bald jagt er dahin, den Falken hoch zur Reiherbeize, in seinem Bergschloß Castel del Monte, ruht aus in seidenem Kaftan, in weißen Armen seines

christlichen Harem. Aber wo ist er heut, wer gedenkt deiner einstigen Größe, o Herr der Welt? Dahin die Herrlichkeit der Hohenstaufen, dahin das Römerreich deutscher Nation, eingesargt im Grabmal Karls des Großen für immer. Doch der Papst zu Rom thront heute noch und die Erde tanzt nach seiner Melodie. Kehrt heim, ihr deutschen Kaiser, aus eurem geliebten Welschland, wo ihr doch nimmer zu Hause seid! Den Päpsten gehört das ewige Rom. Einsam bleibt in der Sonne des Orients das Kanaan dahinten, einsam rauscht die Woge des Sees Genezareth, wo der Galiläer gewandelt. Und weder Kaiser nach Päpste horchen auf ferne Stimme vom Oelberg, weitab ertönt ihr Zanken und Raufen tief unterm Kreuz von Golgatha.

IV. Der spanische Islam. Hoch steht das Kreuz des Südens am Tropenhimmel und der Sterne Diamantenkette glitzert über Flammenrauch und Trümmern, wo sie früher in marmorglatter Plattform hoher Tempel, güldener Spitzen von Pyramiden, blumenreichem Estrichdach fürstlicher Paläste und in zahllosen blanken Kanalgewässern sich gespiegelt. Jetzt füllen Schutt und Leichen die blutgeschwollene Flut, niederliegen die ragenden Bauten, Wehgeschrei und rohes Siegerlachen ertönt aus Ruinen. Mexico du Schöne, Weltstadt uralter Kultur, weiße Teufel von jenseit des Salzmeers haben dich geschändet und erwürgt. Als sie zuerst erschienen, bleich von Antlitz, mit stählerner Rüstung, in der Hand ein Rohr mit Blitz und Donner, getragen von vierfüßigen flügelschnellen Tieren mit wallender Mähne, dröhnendem Huf und hellem Wiehern, Menschen und Tiere fremd und unbekannt in der uralten Welt, welche diesen spätgeborenen Neulingen als Neue Welt erschien, da hielt man sie für Söhne des Himmels, Abgesandte eines weißen weisen Gottes, der einst im Land der rotbraunen Azteken regiert. Ihr Führer Don Cortez sah gar vornehm aus, edel an Blick und Haltung. Aber bald begriff Montezuma der Kaiser,

wen er gastfreundlich beherbergt. Himmelssöhne sind das nicht, die ihr Himmelreich im gelben Metalle suchen. Gold, Gold, Gold! krächzen sie unaufhörlich wie gierige Raben. Ihr Auge funkelt grausam wie das des Kondors der Andes, ihre Stimme lechzt heiser nach Blut wie des Pumas dumpf Geheul und des Jaguars Fauchen. Und in ihrer eisenblinkenden Schar zogen Männer ohne Waffen in schwarzem Gewand, wie Raben und Aasgeier einem Zug von Raubvögeln folgen, um gefahrlos zu schmausen, was Klaue und Schnabel der Räuber übrig ließen. Diese Schwarzen ließen sich mit düstern Schwingen herab zum grausen Leichenfest und verpesteten die Wahlstatt mit einem Gifthauch unverständlicher Reden. In Händen schwangen sie ein Kreuz von Holz oder Elfenbein als Sinnbild eines fremden Gottes, erst von den braunen Kindern traulich begrüßt, weil das Kreuz ein uralt Symbol aztekischer Theosophen aus untergegangener Geheimweisheit der Atlantier, dann aber verflucht und gehaßt als Zeichen teuflischer Unterdrückung. Von Liebe schwatzten sie, ihr Gott sei aus Liebe für die Menschen gestorben, doch ihre Liebe zeigte sich im Verdammen aller andern zur Hölle, die nicht blind und toll an ihren Priesterzauber glauben wollten. Sie besprengten mit Wasser die Menschen und Bauten, tauften zu Christen unter Foltern und Todesdrohung, machten aber die Getauften zu rechtlosen Sklaven, die in Bergwerken langsam zu Tode gepeitscht. Bluthunde hetzten sie durch Urwälder, wo immer ein Rest getreuer Azteken sich dem Verderben entzog. Alles Schändliche, was Teufel ersinnen können, verübten diese schwarzen Medizinmänner und ihre Schergen, die sich Sündenablaß im Heidenblutbad erkauften.

Und der vornehme Held Hernando Cortez, dessen unbeugsamer Wille und kluges Feldherrntum mit einer Hand voll Abenteurern dies mächtige Reich Anahuac vertilgte, das vom Atlantischen bis Stillen Ozean und

über die Landenge von Panama sein Zepter erstreckte, sah gleichgültig zu. Sein Gewissen war rein. Zerstörte er nicht überall die Götzenbilder, machte den Menschenopfern vor Vitzliputzli ein Ende, schiffte sein Banditenheer unter frommen Gesängen ein, wählte Palmsonntag und Karfreitag zu entscheidender Landung? Da konnte es ihm an göttlichem Beistand nicht fehlen.

Diese gottlosen Heiden kannten zwar nicht Stahl und Erz, aber dünne Gold- und Silberpanzer über baumwollegesteppten Jacken, Gold und Edelgestein am wunderlichen Helm mit wallendem Federschmuck von Papageiengefieder. Ziemt solche Pracht dem ungetauften Gewürm, gehören Gold und Silber nicht von Rechts wegen den wahren Gläubigen? Doppelschwerter, kreuzweis an langem Schaft befestigt, Wurfspieße mit drei Spitzen an langem Riemen, Bogen mit drei Pfeilen — was half euch das, Krieger von Tinochtitlan? Eure Spitzen und Schärfen von Bronze oder Feuerstein, was ihr Obsidian nanntet, splitterten am Harnisch der Weißen, deren Schwerter und Spieße euch ins Herz schnitten. Denn Gott gab nur den wahren Gläubigen die Erde mit ihrer Fülle. Wer nicht glaubt an den Gottessohn und seine Liebe, der verfällt als Beute ihres Bogens und Speeres dem Rachestahl der Frommen. Sein Banner trug ja das Kreuz als Wappen. „unter diesem Zeichen wirst du siegen," lautet die Verheißung, und er hatte gesiegt. Nun gab er Gott die Ehre. An Stelle der armseligen Menschenopfer aztekischer Priester veranstaltete er Blutopfer im größten Stil zum Ruhme Jehovas: alles, was tapfer und ehrenhaft für sein Vaterland stritt und nicht abtrünnig werden wollte vom Glauben der Väter, wurde mit Feuer und Schwert zur Hölle verbannt oder mit heilsamen Martern bekehrt. —

Kalt und stolz blickt der Konquistador auf sein glorreiches Werk. Zerbrochen zu seinen Füßen das Mexikanische Reichspanier mit dem Kaiseraar, niederstoßend auf einen Panther. Hinter ihm gefesselt der letzte Kai-

ser, dessen braune Stirn nicht mehr die hohe Tiara trägt, sein blauweißer Krönungsmantel zerfetzt am Boden. Neben ihm Malintsche, die Verräterin, aus sinnlicher Liebe zu Cortez von ihren Landsleuten abgefallen, jetzt Donna Marina getauft als Dolmetsch spanischer Gier.

Düster schweift Cortez' Erinnerung zurück an die Schreckensnacht, wo Verzweiflung des untergehenden Kulturvolks endlich zur Raserei wider die weißen Barbaren emporflammte, wo seinen Abzug von Mexico zwischen Seen, Kanalgräben, durchstochenen Dämmen ein Pfeilregen aus zahllosen Kähnen, Steinhagel von Tempeldächern, gellende Trompeten der Priester und Dröhnen der großen Pauke vom halbzerstörten Hauptheiligtum begleiteten, wo umherflirrende Glühwürmchen der kurzen Sommernacht den erregten Sinnen brennende Lunten oder fliegende Feuerbrände vorspiegelten. All die Karren und Ballen mit kostbaren Schätzen, die man nicht preisgeben wollte, um derentwillen man Leib und Leben gewagt, füllten jetzt die leichenverstopften Gräben, und so entkam endlich der große Räuberhauptmann. Das Antlitz mit zitternden Händen bedeckt, durch deren Finger seine Tränen perlten, saß Cortez unter einer Cypresse beim Anblick seiner gelichteten Scharen, recht wie ein geprüfter Hiob. Hat ihn sein Gott verlassen, sein frommes Raubrittertum nicht geziemend belohnt? Aber nein, wir kommen wieder, Gott läßt die Seinen nicht im Stich, wenn sie sich nur selber helfen. Neue Räuberscharen strömen herbei, neue Pfaffen spenden Trost mit Hostie und Messeläuten, neue Arkebusen und Feuerschlünde sind bereit, zerlegbare Schaluppen auf dem Rücken indianischer Lastträger betreten das Wasserbecken des großen Sees, in dessen Mitte die Hauptstadt Mexico weißschimmernd sich wiegt wie eine unheimlich schöne Wasserlilie mit schwül betäubendem Duft. Bald färbt dies Becken sich rot bis zum Rande, unaufhaltsam unter täglichem Gemetzel dringen die Konquistadoren von Teocalli zu Teocalli.

Kein Mißerfolg schreckt sie ab. Wie war dir, Cortez, als dein eigener Sohn, Frucht sündiger Jugendliebe, auf Tempelplattform hoch über der Stadt mit sechzig gefangenen Genossen als Opfer dem steinernen Götzen geschlachtet? Doch der Standhafte meistert sein Glück und nun modert um dich her glorreich uralte Kultur, deren Gruft heilige Geheimnisse vorgeschichtlicher Menschheit verschlingt, als Herr stehst du Barbar in öder Wildnis, wo das Kreuz sich aufpflanzt und der Bluthund bellt. Dem Götzen Witzliputzli hast du ein ganzes herrliches Volk zum Opfer gebracht, frommer Ritter christkatholischer Gesittung.

Wenige Worte geruht er zu wechseln mit dem gefesselten Kaiser Guatumozin, der mit unendlicher Verachtung auf ihn herabschaut, mit der holden Marina, deren Herz schon weiß, daß er sie wie ein abgelegtes Hemd abschütteln wird. Ein Blitz grimmiger Wut aus Cortez' Auge trifft den gefangenen Helden. Hund von einem Heiden, mit mir schleppen werde ich dich bis in die Urwälder von Jukatan, wo man ein neues Eldorado vermutet, und geht dort nicht alles nach Wunsch und muß ich geprellt zurück aus Fiebersümpfen voll Alligatoren, dann hängen wir den kupferfarbenen Kaiser an den nächsten Mahagonibaum. So wird's geschehen.

Düsterstolze Erinnerung taucht im Konquistadoren empor an einen Abend am spanischen Meer, wo er einst die Stätte besuchte, von welcher Entdecker Kolumbus über die Fluten starrte und ausfuhr zur Neuen Welt. Dort am Kloster Palos auf schroffem Felsenhang traf der junge Hidalgo einen andern gleichgestimmten Banditen, der gierig träumte von Wikingfahrten. Bah, es war nur ein früherer Schweinehirt, Pizarro hieß er, und eigentlich ziemte es nicht dem Junker Hernando, mit solchem Plebejer Zwiesprach zu halten. Aber der Kerl schien von gleichem Metall. Ob ihm wohl auch solch Heldenstückchen gelingt zum Ruhme des hispanischen Namens? Tröste dich, Cortez, es wird gelingen!

Wie hier Montezuma auf glühenden Kohlen schmorte, um verborgene Schätze von ihm zu erpressen, so röstet bald Pizarro den edeln Inkas im Sonnenland Peru und frißt sich voll von Gold. Nobles spanisches Rittertum, Weltherrschaft des spanischen Christentums, in deinem Konquistadorenreich geht die Sonne nicht unter. Wie Fittiche der Poesie rauscht es um die spanische Jugend, wenn sie im Eldorado der Goldlande ihr Paradies erobert.

Musik der Schlachten, komm! Umrausche meine Seele!
Mein Toledanerschwert, mein Liebchen ohne Fehle,
In Heidenblut wirst du erröten.
Ja, schleudern will ich mich hindurch im Waffentanze,
Mich, meinen Helmbusch und die eingelegte Lanze!
San Jago! Gold und Blut! Rauben und Töten!

Und Murillo wird Madonnenvisionen malen und Velasquez höchsten Glanz der Lichtmalerei entfalten, Calderon wird tiefste Gedanken über den Lebenstraum in Handlung fassen, Cervantes feinste Freiheit weltüberlegenen Wehmutspottes ausleben. Die Kathedrale von Burgos grüßt zur Alhambra hinüber, Nachtigallen von Sevilla singen ein orientalisches Hohelied von arabischer Hochkultur auf Spaniens Fluren, morgenländischen Feuerblutes kriegerischer Islam hat sich christlichen Keltiberern und Goten eingeimpft. Spaniens Schwert und Kreuz flammen blutig am Horizont wie ein Kometenschwert, das Attilas Nahen verkündet. Flammen von Scheiterhaufen lodern grüßend zu ihm empor, Autodafés verkünden der zitternden Erde: Ein Weltreich, Ein Glaube, überall Herr der Allerkatholischste König und seine hl. Inquisition.

Der kleine hagere Cäsar, dessen Habsburger Unterlippe so viel Weltverachtung umspielt, des heiligen römischen Reiches deutscher Nation letzter wirklicher Kaiser, ließ des Nordens Kaiserkrone von seinem Scheitel fallen, nachdem er sein andalusisches Rößlein über Luthers Grab gelenkt. Der fünfte Karl mochte nicht

Karl der Große sein, so stürmisch er nach Allmacht gegiert: Plus — ultra, mehr — weiter! Echt spanisch in Mönchskutte versteckte er sein unersättliches Herz, wie ein islamitischer Padischa Murad sich als Betteldervisch vom Thron zurückzog, beide in düsterem Sehnen nagender Gewissenspein. Die Glocken von San Just klingen feierlich über des Kaisermönches Bahre, aber sein schrecklicher Sohn baut sich ein Minaret seines Islam im Escorial, finsterer als ein Trappistenkloster. Dort sitzt das kleine, schmächtige Männlein, vor dem die stolzesten Granden nur knieend reden dürfen, einsam wie die Spinne im Netz, wollüstiger Frömmler, perfider, grausamer Moloch, mißtrauend Gattin und Sohn und Bruder, Brudermörder, Sohnesmörder, ein erbärmliches Geschöpf, das sich Wonne und Schrecken des Weltalls nennt, wie ein Kaiser von Liliput, und für den frömmsten Vizekönig des Himmelskönigs hält. Aber fern grollen schon Donner des Zusammenbruchs über dem spanischen Weltreich, das jetzt römisches und deutsches Imperium ersetzen will. Noch siegt bei Lepanto der Kreuzzug wider den Türken, noch breitet Konquistorenherrschaft überm Weltmeer sich aus. Doch Henker Alba schlägt dem Ketzertrotz der Geusen nicht den Kopf ab, sieghaft entreißt sich Holland dem Joch, die Armada zerschellt an Britanniens Küste.

O Cortez, du schöner Königstiger, dem weiße Halskrause das kastilische Seidenwams umrahmt, wie des Tigers glänzendes Fell mit saubergelecktem weißem Wangenflaum abschließt, dein hermelinverbrämtes Prunkkleid mit eingesticktem Heiligenbild werden die Motten fressen. In jener Nacht der Trübsal, wo dein Ritter Alvarado, von den Indianern die blutige Sonne genannt, mit aufgestemmtem Speer in Riesensprung den Graben übersetzte, sich zu retten, verschlang die Tiefe alle geraubten Schätze. Besser wär's für Spanien, wenn alles Gold des Westens so versänke, sonst gießt man ihm am Ende noch, wie die Parther dem lüsternen

Crassus, geschmolzenes Gold in den Schlund, daß es erstickt an seiner Gier. Und kein Sprung übern Abgrund wird dann retten, die blutige Sonne Spaniens erlischt. Allah Akbar, Gott ist groß und der Papst ist weit und der Ketzersatan ist mächtig auf Erden.

V. Der Tod der Reformation. Weithin läuten die Glocken an Altenglands Kreidefelsenküste, in Massen strömt das Volk zum Ufer, ein Gemisch von Jubel und Klage begrüßt der Flotte weiße Segel. Denn auf Deck seines Flaggschiffs liegt der heimkehrende Sieger, der Meeresheld, selber als Leiche: Admiral Blake, Demütiger Hollands und Spaniens in hundert Schlachten und Treffen, vor dessen Feuerschlünden der Bey von Tunis wie der Papst, der Herzog von Savoyen wie der Herzog von Florenz gezittert, wenn er in Cromwells Namen für Unterdrückung von Protestanten oder Ungebühr an britischen Untertanen Rechenschaft gefordert. Als der kleine, schmächtige Mann mit den großen dunkeln Feueraugen seine Kapitäne zum letzten Mal um sein Sterbelager versammelt, ihnen Lebewohl zu sagen und an treuen Dienst für britische Republik zu mahnen, weinten alle rauhen Seebären wie um ihren leiblichen Vater. Denn dies war ein lauterer, edler Geist voll sanfter Güte und Reinheit, der hier von Erden Abschied nahm nach seiner größten krönenden Waffentat, der Zerstörung spanischer uneinnehmbarer Meeresfestung auf Teneriffa. Doch unter allen Wehklagenden fühlt am tiefsten den harten Verlust des Vaterlands ein düsterer gewaltiger Mann, der hier weit vor prunkendem Leichenzug, zum Geleit der Heldenüberreste nach Westminsterabtei, dem landenden Toten am Ufer entgegenstarrt. In braunem Büffelkoller, hohen gelben Lederstiefeln, breitrandigem Hut mit roter Feder, steht der Lordprotektor der drei Inseln und Beherrscher der Meere prunklos und schlicht als Puritaner da. Doch sein blitzblaues Auge unter der massigen Stirn, sein wie aus Eisen geschmiedeter Mund unter der fleischig

dicken, rötlichen Nase sagen nichts von Frömmigkeit eines Gottesmannes, sondern vom Genius eines Herrscherdämons. Finstere Schwermut lagert über diesem mächtigen Antlitz, trübe sieht es im Innern eines Erwählten aus, der sich als Rüstzeug Jehovas fühlt, aber christliche Ethik aufrichtigen Glaubens mit kalter, harter Staatskunst vereinen soll. Der schwärmerische Idealist als rauher Realist, der hochherzige Gentleman als grimmer, pfiffiger Despot, welch unerquickliches Lebensrätsel!

Und Oliver Cromwell sinnt tief und bitter über Blakes Glück und Ende. Ihm schallt aus den Glocken ein größeres Leichengeläute, die Kunde eines schlimmeren Todes. Weltbosheit sagte ihm nach, er habe den stillen Privatgelehrten Blake als Admiral auf die Meere verpflanzt, damit er ihm am Lande nicht lästig werde. Unbeugsam, redlich als Frommer und Republikaner, würde Blake sich mit Alleinherrschaft des Einen nicht befreundet haben, dessen Genie allein die Herrschaft des Puritanismus begründet? Wie verkennt man Blake und Cromwell gleicherweis! Wohl liebte der jetzt ruhmvoll Gestorbene den Größeren nicht, aber er ehrte ihn als Auserkorenen der unerforschlichen Mächte. Wohl fühlte Cromwell ein Unbehagen vor diesem reinen Idealisten, dem alles Eitelmenschliche fern lag und der selbst berechtigten Ehrgeiz des geborenen Königs Oliver als Abfall vom Gottesreich verpönte. Doch nicht deshalb setzte er den kleinen scheuen Gelehrten auf Deck der neugeschaffenen Flotte, die kaum zu manövrieren wußte und mit lauter Landsoldaten der puritanischen Veteranenmiliz bemannt war. Er wußte, was in diesem Zivilstrategen steckte, das gleiche Metall wie in ihm selber, der erst als Vierzigjähriger sich in den Sattel schwang, bisher friedfertiger Landbewohner, und mit eins zum größten Reiterführer aller Zeiten, zum größten Feldherrn seiner Zeit wie zum größten Fürsten Englands emporstieg. Das Schwert des Herrn und Gideon

flammte auch in Blakes Seele und so zerschlug dieser Zufallsadmiral, zum erstenmal an Bord eines Schiffes, Hollands weltberühmte Seemacht unter Tromp, Witt, Ruyter, die als unüberwindlich galten. Ein Milizadmiral, ein Cromwell zur See, ein neues Wunder des revolutionären Gewaltidealismus. Ja, zu Cromwells höchsten Taten, auf die er mit reinstem Stolze blicken durfte, gehörte dieser Genieblick in Blakes Seele, dies Wählen eines meist Uebersehenen und Unbekannten zum Werkzeug der weitesten Pläne. Denn, so seltsam es späteren Geschlechtern scheinen mag, erst Cromwell erkannte, daß Englands insulare Lage auf Seeherrschaft verweise. Bis auf Elisabeth besaß der Inselstaat keine Marine, im Nordmeer wehte das Wimpel der Hansa, im Süden breitete der Flügelleu von San Marco die Schwingen. Was waren denn Hawkins, Francis Drake, Walter Raleigh, die auf eigene Faust unter britischer Flagge die Welt umfuhren, as verwegene Seeräuber mit Wikingsblut! Erobernder Normannentum, das sich auf England übertrug, begann erst seine Bahn mit der Revolutionierung des angelsächsischen Volkes gegen die normännisch-französischen Kavaliere. Abwehr der spanischen Aramada, die nur Wind und Wetter, nicht englischer Nautik erlag, brachte nur vorübergehende Seetüchtigkeit Englands zu stande und als oberste Seemacht, Spaniens und Portugals Seefahrer und Kolonien plündernd, erhob sich einzig der neugegründete Freistaat Holland. Da kamen Cromwell und Blake, mit einem Schlage entfaltete sich britische Seeherrschaft, besondere Begabung britischer Tatkraft für Kampf im Salzgewässer.

Der Lordprotektor konnte zufrieden sein. Er übernahm Britannien als zerrissene, unbedeutende Macht zweiten Ranges, zur See weder Spanien noch Holland, zu Land weder Schweden noch Frankreich gewachsen. Er hinterließ es bei seinem Tode als Herrscherin der Meere, Besitzerin des besten Heeres, das je bisher in

Europa auftrat, einer vorbildlichen Musterarmee bewaffneter Bürgersoldaten, die im Soldaten nie den Bürger, im Bürger nie den Soldaten vergaßen. Vor ihm, dem Plebejer, dem Schöpfer solcher Großmacht, beugten sich die Kabinette von Madrid und Paris, die Großpensionäre und Oranier von Amsterdam. Aber Cromwell war nicht zufrieden, als er Blakes Leiche in die Königsabtei geleitete. Seine Seele war betrübt bis auf den Tod, denn er ahnte an diesem Grabe den Tod der ganzen Reformation. Wohl mochte sein Vaterland England glorreich und groß aus der europäischen Wirrsal hervorgehen, doch auf wie lange? Lauerte hinter Cromwells eigener Bahre nicht schon der alte papistische Satanas der babylonischen Hure? Würden Stuarts, Kavaliere, Baalspfaffen nicht bald den alten Unrat zurückbringen? Wohl lag die spanische Weltherrschaft gebrochen am Boden, doch Frankreich kam in die Höhe, die andere katholische Macht, und mächtig genug blieb der Habsburger Kaiser als Vertreter des spanischen Papismus über den Ruinen dreißigjährigen Krieges. Das weltgebietende Deutsche Reich war so gut wie ausgestrichen aus der Reihe der Dinge, ihm brauchte ein Brite keine Tränen nachzuweinen. Aber dafür fraßen Frankreich und die neue militärische Großmacht Schweden an den Grenzen einzelne Glieder ab, Haus Habsburg erstarkte durch endgültige Niederwerfung der Protestanten in seinen Erblanden. Und man ist nicht bloß englischer Patriot, sondern auch Mann Gottes und der Freiheit, Vorkämpfer religiöser und politischer Befreiung von Kirche und König, und wie steht da die Rechnung im großen? Wozu stritten Luther, Calvin, John Knox? Wozu verlangten die deutschen Ritter und Bauern, ein Hutten und Münzer, eine wahre Reformation an Haupt und Gliedern? Wie endete hundertfünfzigjähriges Ringen? Womit bezahlte sich endloses dreißigjähriges Blutvergießen? Mit Souveränität der norddeutschen Einzelfürsten und Aufhören von Messe,

Beichtstuhl, Marien- und Heiligenkult nordseits des Mains und östlich der Weser? Das war alles. Bürgertum niedergeworfen, Bauernstand geknechtet, rohe Feudalität und Fürstenwillkür stärker denn zuvor. Statt der römischen eine neue Staatskirche von etwas anderer Form, wo wieder Berufspriester sich als himmlische Garde ums Patronat der Throne scharen. Kampf ums reine Wort, um gereinigten Glauben? Der arge Wallenstein, weder Papist noch Evangelischer, gleichgültiger Heide, war vielleicht noch der beste Patriot und Menschenfreund vom deutschen Standpunkt, denn er wollte in seiner Weise Deutschland einen, den spanischen Papismus hinausdrängen. Was suchte denn der fromme Gustav Adolf in deutschen Gauen? Die deutsche Krone unter schwedischer Fremdherrschaft. Gewiß, er wollte auch fechten für besseres Christentum, ein gläubiger, edelgesinnter Herr. Doch ein Menschen- und Weltkenner wie Cromwell wußte zu gut, daß König eben König bleibt, daß der Schwedenheiland vor allem sein Staatsinteresse vertrat, daß der boshafte Wallenstein ins Schwarze traf: „O, das ist ein gottseliger Herr, bei dem man immer mehr auf die Fäuste sehen muß, als aufs salbungsvolle Maul." Wenn deutsche Kugel, wie das Gerücht wußte, ihn bei Lützen verräterisch traf, war's nicht unverdient. Die dummen Deutschen! Sie schlugen seine Schlachten und nach seinem Tode erst recht, die Räuberfeldherrn Banner und Torstenson nutzten deutsche Wehrkraft aus, um Deutschland vollends zu plündern und zu Grunde zu richten. So sah der heilige Krieg wider die römische Kirche aus. In Frankreich hatten die Hugenotten ein republikanisches Wesen, bis Heinrich der Navarrer seinen weißen Königsfederbusch an die Spitze setzte, und bald endete auch dort die Reformation mit bloßer Halbduldung kirchlicher Ketzerei und sonstiger Unterwürfigkeit. Seit Richelieu den Einheitsstaat vollendet und La Rochelle, wo noch politisch-religiöser Freiheitsfanatismus gewohnt, in Asche legte,

erlosch auch dort die Reformation. Nur in England blieb sie, was sie urspünglich sein wollte: allgemeine Revolution. Doch der kurze Sieg des puritanischen Radikalismus täuschte Cromwells weitblickendes Auge nicht. Bald würde man die Hochkirche wieder herrschend im Lande haben, ein lauwarm Mittelding zwischen Papismus und anglikanischem Luthertum, vom republikanischen Calvinismus weit entfernt. Ja, in Blakes Tod ahnte er sein eigenes baldiges Ende, in seinem Tod den Tod der Reformation.

VI. Roi Soleil und John Bull. Siegesfanfaren über dem Feld von Blenheim. Zertrümmert das Frankenheer. Gefangen steht sein Marschall Tallard vor dem Britenfeldherrn, dessen geniale Tatkraft den lange schwankenden Kampf plötzlich zu vollstem Sieg entschied. Sein verbündeter Genosse, Oesterreichs Feldhauptmann, der lange genug sich an den Bayernschanzen am andern Flügel die Zähne ausbiß und erst spät den tapfern, klugen Kurfürsten von Bayern zum Rückzug brachte, reitet soeben heran, um gegenseitigen Glückwunsch zur gewonnenen Bataille auszutauschen. Seine kleine, verschrumpelte Figur nimmt sich nicht gerade vorteilhaft neben dem britischen Kollegen aus, dem stattlichen, bildschönen Herzog von Marlborough, einem Jupiter mit Allongeperücke. Und obschon der kaiserliche Feldherr ein wirklicher Prinz aus dem Hause Savoyen, ein ruhmgekrönter Held der Türkenkriege, beachtet der gefangene französische Marschall ihn kaum. Der seit zwei Jahrhunderten durch die Einheitsmonarchie mächtig erwachte Nationalstolz der Franken verurteilt einen Herrn französischen Geblüts, der gegen Frankreichs allerchristlichsten König die Waffen führt, viel stärker, als dies bei andern Völkern in ähnlichem Falle geschah. Ihm ist Prinz Eugen von Savoyen nicht viel Besseres als der einstige Connetable von Bourbon in Habsburgs Diensten. Aber daß Bayern hier gegen ihre deutschen Landsleute im Felde stehen, das halten nicht nur Fran-

zosen, sondern im Grunde auch Deutsche für natürlich und verzeihlich. Was ist denn das einst so gewaltige Deutsche Reich? Ein geographischer Begriff, ein Bündel von souveränen Kleinstaaten, uneins untereinander. Und siehe da, woraus besteht denn das sogenannte englische Heer, das hier obsiegte und für immer prahlend den Namen Blenheim auf seine Fahnen schrieb? Größtenteils aus Norddeutschen. Hannoveraner und Hessen stritten wahrlich nicht minder tapfer als die englischen Brigaden, aber dieser bezahlten Bundesgenossen wird man ebensowenig gedenken, als später im siebenjährigen Krieg ihres Anteils an der Mindener Waffentat. Natürlich erzählen französische Kriegsberichte auch nichts vom tapfern Widerstand der Bayern, und daß letztere hauptsächlich dem preußischen Hilfskorps erlagen, nicht den Ungarn, Czechen, Kroaten des kaiserlichen Heeres, braucht man in Wien auch nicht zu wissen. Ueberall Kastanien aus dem Feuer zu holen, dazu ist der Deutsche gut genug und sein gepriesener Nationalheld, Prinz Eugenius der edler Ritter, ist selber ein Franzos.

Daß die kleine Insel England und ihr kleines Heer wiederum nach Cromwell den genialsten Feldherrn Europas hervorbrachte, bleibt merkwürdig. „Marlborough zieht in den Krieg," sang ein französisches Kriegslied, und außerhalb Deutschlands, wo Eugens Lorbeer blühte, sprach man nur vom „großen Herzog". Mit Recht, denn er war groß. Groß als Feldherr und Schurke. Nie gab es einen stattlicheren, liebenswürdigeren, höflicheren, nichtswürdigeren Menschen. Er lächelt heut verbindlich dem gefangenen Marschall zu. Hinter ihm sein geistiger, unzertrennlicher Schatten, der Jude Medina, lächelt auch. Jetzt wird man wieder gute Geschäfte machen, der edle Herzog hat so feinen Geschäftssinn, in seinem Lager ward die moderne Börse gegründet und besonders der Kornwucher, geistvoll bestiehlt er sein Heer und das üppige Kriegsbudget seines Vaterlandes. Wenn der Soldat ein bißchen hungert,

was schadet das solchen Plebejern! Dafür schmeckt er ja das aristokratische Ambrosia des Sieges und der Glory.

John Churchill of Marlborough, der Frauenliebling, der vornehme Zuhälter, der sich durch Weibergunst so hoch hinaufgeschwindelt vom Fähnrich bis zum Feldmarschall und Staatslenker, Günstling von Mars und Venus, ist viel zu höflich wohlerzogen, um nicht Kollegen Eugen herzlich zu begrüßen, auch viel zu berechnend. Er würde ja vor einem Aussätzigen am Wege den Hut ziehen, könnte er damit nur allerkleinsten Vorteil erlangen. Man muß alles mitnehmen. Seinen Bundesgenossen will er gewiß bei guter Laune erhalten. Aber als dieser als Namen der Schlacht „Höchstädt" vorschlägt, da lehnt der Brite freundlich ab, die Schlacht heiße natürlich „Blenheim" nach dem Orte, wo er gesiegt. Zugegeben, er ist wirklich der taktische Sieger und als Stratege verdient er durch genialen Gewaltmarsch aus den Niederlanden an die Donau, den Gegner täuschend, die Palme. Sein allüberragendes Feldherrntalent wird noch bei Ramillies, Oudenarde, Malplaquet den Vorrang behaupten. Doch das ist's nicht, was hier entscheidend mitspricht, denn über bloße persönliche Eitelkeit, wovon man nichts Praktisches hat, bleibt John Bull erhaben. Ihn interessiert sein Ruhm nur dann, wenn er ihn in Dotationen umsetzen kann. Nein, daß er und der gefangene Franzose den Vertreter des heiligen Römischen Kaisers Deutscher Nation so wenig beachten, das steckt viel tiefer. Alle andern ignoriert man schon als vernachlässigungswert: nur Frankreich und England, die neuen Weltmächte des Westens, agieren gegen einander auf der Bühne.

Tallard, der umsonst Tod suchte, bittet den Engländer, seinem Widerstand ein gutes Zeugnis auszustellen. Ach, er zittert vor Heimkehr nach Versailles. Dort inmitten aller Glorien von Frankreich steht ein kleiner Mann mit hohen Koturnschuhen und wallender

Allongeperücke, im bräunlichen hübschen Gesicht ein paar hochmütig stechende Augen. Die Springbrunnen plätschern, die Paläste schimmern, die Bildsäulen ragen, die Taxushecken flüstern von eleganten Maitressen in Reifrock und Puderfrisur, die Hofmänner knixen noch tiefer als die hochgeborenen Damen vor dem Erdengott. Colbert und Louvois und Fouquet verkünden untertänigst das Genie ihres Herrn, daß nämlich sie für ihn gearbeitet haben. Racine und Molière sonnen sich im Lächeln seiner Gnade, Watteaus und Claude Lorrains Gemälde strahlen ihn aus, den sanften parfümierten Reiz des Rokkokko. Und inmitten aller auf erhabenem Piedestal reckt sich der kleine Sonnenkönig, der mit Grazie tyrannisiert, der mit Grazie mongolisch wirtschaftet, der Räuber von Straßburg, der Mordbrenner von Heidelberg und Holland, der Schiedsrichter Europas.

Nicht so imposant blendet das heimische Staatsgemälde, an das ein siegreicher Marlborough denkt. Königin Schnapsannchen, der später ein Scribe so verleumderisch „ein Glas Wasser" andichtet, ist eine Null, Sarah Marlborough allein mischt die Karten des europäischen Gleichgewichts als ihres Gatten würdiger Partner in kabalistischer Kabale, und in der hohen englischen Gesellschaft herrscht nicht mehr insularer Genius des lustigen Altengland, der Heimat von Shakespeare und Milton, sondern französische Aftermuse und Sitte in plumper britischer Nachäffung. Nicht um den Hof kümmert sich unser kluger Commis Voyageur der britischen Weltfirma, sondern ums Parlament der Lords und Gemeinen, besonders dieser gemeinen Gemeinen, die eifersüchtig über bürgerliche Freiheiten und Beaufsichtigung der Minister wachen. Aber so barbarisch den Franzosen in ihrem naiven Knechtssinn die Machtlosigkeit britischer Krone und das ganze insulare Treiben bedünkt, bald werden sie inne, was sich dort vorbereitet: ein Finanzmonopol von Handel und Industrie, das ganz Europas Wohlstand in sich auffaugt. Ver-

blichen der Glanz von Hansa und Augsburg und Nürnberg, der einst britischer Touristen bitteren Neid erregt. Versiegt der Goldstrom aus Levante, Peru, Indien für Venedig, Spanien, Portugal. Im Niedergang der Niederlande wunderbare Blüte. London wird der Weltmarkt für alle Zonen. Nun fragt sich's nur, ob überm Verfall der deutschen und spanischen Macht Frankreichs Monarch oder Englands Oligarchie das Feld behaupten. Mag sich Louis Quatorze in Kanada und Louisiana fette Kolonien holen, mag er im Indischen Ozean die Trikolore räuberisch wehen lassen, Englands wachsende Seemacht steht gerüstet und lauert auf Beute, Englands schwellender Reichtum wird die Konkurrenz schon niedrhalten ...

Und der große Marlborough, nie gesättigt in Habgier und immer jammernd über Undank des Volkes, berechnet im stillen, in wie viel tausenden von Pfunden, Schilling und Pence sich diesmal der Undank Englands ihm präsentieren wird. Er kann nie genug kriegen und England hat's dazu, seine Glory zu bezahlen.

VII. S a n s s o u c i. Auf der Terrasse vor blühenden Bäumen sitzt ein kleiner, gebrechlicher Greis, im abgehärmten, verrunzelten Pergamentgesicht noch unverlöscht zwei blauleuchtende, diamantene Adleraugen. Ihm gegenüber gestikuliert feurig ein kolossaler Kerl mit pockennarbigem Bulldoggengesicht, aus dem ein paar unschöne Schweinsaugen wie feurige Kohlen funkeln. Alles häßlich an diesem elegant gekleideten französischen Marquis, dem hochgeborenen Mirabeau, aber alles blitzend von Verve und Esprit, brausend von stürmischem Wirbelwind neuer Gedanken. Mit fein ironischem Lächeln hört Friedrich der Große dem ehrgeizigen Schwärmer zu. Ist er ein Schwärmer oder nicht vielmehr ein großartiger Intrigant und Abenteurer, der sich auf unbekannten Wegen mit Erkenntnis ungeahnter entfesselter Kräfte der Tiefe eine Krone sucht? Mündigkeit der Völker? Souveränität der Nation? Teil-

haberei des dritten Standes am Regierungsgeschäft? Das kommt vom englischen Vorbild und erst recht vom gefährlichen Beispiel des neugegründeten Freistaats Nordamerika. Der einstige Autor eines Anti-Macchiavell dachte nicht mehr so begeistert über Volks- und Menschenrechte. Voltaire und Rousseau liebte sein persönliches Gefühl, seine bittere, klare Einsicht in die Nichtigkeit bestehenden Feudaldrucks und überlebten Aberglaubens, aber sein Königsbewußtsein schüttelte dazu den Kopf. Nun ja, er ging nach wie vor mit seiner Zeit, der Philosoph und Revolutionär auf dem Throne, hatte auch den Freiheitskampf der nordamerikanischen Union platonisch begünstigt, den Freistaat anerkannt und mit ihm Handelsvertrag geschlossen. Doch diese tugendsamen Quäker, dieser Botschafter Franklin im bürgerlichen Tuchrock, der in Paris solchen Enthusiasmus als wiedergeborener Cincinnatus erregte, diese Republik von Kaufleuten, Sklavenhaltern, Hinterwäldlern war nicht nach seinem Geschmack. Ob für Kulturfortschritt der Menschenaffen etwas dabei herauskomme, schien ihm zweifelhaft. Ein angenehmer Trost jedoch, daß dies hochmütige Welfenpack in London, daß das perfide Albion gedemütigt. Was half dem alten Fritz, daß er während der sieben Jahre vom englischen Publikum wie ein Nationalheld vergöttert wurde, wenn man im Praktischen ihn im Stich ließ, über ihn weg mit Frankreich Frieden schloß, um nur für England Vorteile zu ergattern! Kanada und Indien sind bei Roßbach und Leuthen, Minden und Torgau erobert worden, Friedrichs Siege auf dem Festland erlaubten dem Seestaat, während dessen alle Kolonien zu plündern.

Im Vergleich zu Frankreich, wie klein auf der Karte dies Inselreich, wie viel geringer an Zahl seine Bewohner! Und doch trotz der amerikanischen Einbuße, wo ihm ein Glied vom Leibe abgehauen, dehnt der britische Polyp sich immer weiter. Mit Frankreichs Uebermacht ist's lange zu Ende. Seine Heere und

Flotten verrottet, seine Schuldenlast erdrückend, in wahnwitziger Sultanswirtschaft alle Quellen gesunder Ordnung verschüttet. Von jenseits des Rheins hat Preußen, jetzt allmächtig im eigentlichen Deutschland, nichts mehr zu fürchten und Oesterreich ist nicht mehr gefährlich. Aber jenseits der Weichsel brummt ein Ungetüm, von dem man früher nichts hörte, wie ein Auerochs oder Bär lithauischer Urwälder, der plötzlich ins Freie tritt, um Saaten zu zertrampeln und Herden zu zerreißen. Bei Zorndorf stutzte man ihm die Klauen, doch bei Kunersdorf wuchsen ihm wieder Tatzen und Fell. Wie Iwan der Schreckliche vor dem rebellischen Nowgorod die Kiefer knirschend bewegte, als wolle er die Stadt aufessen, so stiert freßlustig barbarisches Mokowitertum auf Europas satte Kultur und möchte sie auch gar zu gerne zwischen den Zähnen verschlingen.

Mit den Wölfen muß man heulen und mit den Bären auch. Ja, junger Herr v. Mirabeau, die Audienz ist zu Ende. Sehr obligiert für die hohe Meinung von Preußen und seinem Sanssouciherrscher, welche gar bald ein dickes Buch des Mirabeau verkünden wird. Auch sicher viel Wahres am Prophezeien revolutionärer Zukunft und einer sozialen Neugeburt. Doch Louis der Vielgeliebte hatte nicht so Unrecht: nach uns die Sintflut! Denn was will man sonst machen! Gegen Verhängnis hilft keine Vorsicht. Mich alten Mann hält's noch aus, mein Nachfolger mag sich in acht nehmen. Vielleicht! Wenn man das Metier des Königseins mal ergriffen hat, wird's zu schwer, nochmals umzulernen.

Und huldvoll wendet sich der Philosoph von Sanssouci, der Sorgenvolle in Schloß Sorgenlos, dem eben gemeldeten Gesandten der großen Katharina zu, die als Semiramis des Nordens auch ihren Länderfreßgelüsten frönt und liebevoll stets neue Untertanen an ihren fetten Herrscherbusen zieht. Mütterchen Rußland will wieder ein Stückchen Polen und Vater Fritz hat auch

nichts dawider. Selbstessen macht fett, der weiße Polenadler schmeckt ganz gut, wenn man ihn schmort mit Weltbeglückungsphrasen. Dies arme, stets zerrissene Polenvolk und seinen sprichwörtlich bekannten Reichstag wird man von allen Uebeln endlich heilen. Denn gegen Zahnweh ist Kopfabschlagen das sicherste Mittel, Ordnung und Zucht und freie Sitte werden leben in Polen, sobald es nur einmal zu leben aufgehört. O weißer Adler, wir rupfen dich mit Bajonetten, wir servieren dich als Festbraten auf der Tafel des europäischen Gleichgewichts!

VIII. „Hiphiphip hurra! Herrsche, Britannia, über die Wogen! Briten werden nimmer, nimmer Sklaven sein!" Wer tanzt da herum wie ein besoffener Kesselflicker, ein kleiner, würdeloser Mann, stinkend von Grog und Gemeinheit, auf glattem Quarterdeck des britischen Admiralschiffs vor Neapel? Das Deck verwandelt sich zum Ballsaal, wo Hornpipetänze mit Leeren der Rumgläser bis zur Nagelprobe und plastische Shawltänze der kolossalen Lady Hamilton, einer aus Londoner Spelunken zur Gesandtengattin emporgestiegenen Dirne, ein erlauchtes Königspaar zu allerhöchstem Beifall hinreißen. Ferdinand der Dicke und Karoline die Messalina, Selbstherrscher im Königreich beider Sicilien, sind ganz aufgelöst in dankbarer Bewunderung. Karoline, die sich lebhaft für Insel Lesbos interessiert, drückt ihre Bad- und Bettgenossin Emmy, deren Vielseitigkeit zugleich ihren marinierten Liebhaber und ihren Hahnreih von Ehemann mit sich schleppt, brünstig ans heiße königliche Herz. Ferdinand, der sich soeben den historischen Ehrentitel „Bombenkönig" verdiente, schüttelt begeistert den kleinen Kerl in blauem Admiralsfrack, mit Orden und Sternen ausstaffiert, die ritterliche Hand am Einarm und blickt ihm schwämerisch ins treue blaue Einauge. Ja, dieser krüppelhafte halbinvalide Seeheld, der einen Arm und ein Auge als Tribut auf den Hochaltar britischer Meer-

herrschaft niederlegte, ist wirklich Lord Nelson vom Nil, der glorreiche Sieger von Abukir, der künftige Heros von Trafalgar. Sein flachsgelbes, langes Haar und verwittert bleiches, leidendes Gesicht machen sich fromm und unschuldsvoll, verraten wenig von der wilden Flamme in kriegerischem Hirn und Herz. Seinen kleinen schmächtigen Leib bedecken Narben aus hundert Gefechten. Unter hochgewachsenen, massiven Briten hat sein zierliches Persönchen als Ausnahme etwas dämonisch Bestechendes, wenn man weiß, daß dies der genialste Seestratege aller Zeiten ist, würdiger Nachfolger Blakes. Und doch so himmelweit verschieden von jenem Idealisten der nobeln Puritanerzeit. Nicht nur die Reformation ist lange tot, auch die letzte Spur von englischer Freiheit und Mannestugend. Ein Pandämonium von Laster, Roheit, cynischer Verdorbenheit von oben bis unten, so lebt England von Marlborough bis Pitt und Castlereagh sich aus. Und dieser neue Nationalheld, so wenig er körperlich dem Blenheimsieger gleicht, steht sittlich auf gleicher Stufe mit jenem Börsenschwindler und Schürzenstipendiaten. Versoffen und liederlich, Mißhandler von Frau und Kind, schmachvoll dem babylonischen Weibe hingegeben, maßlos kindisch eitel, so daß er allen von der Hamilton eingeblasenen Weihrauch mit Behagen herunterschluckt, an Bildung dem dümmsten Matrosen ähnlich, hat des großen Nelson Charakter nur einen versöhnenden Zug: ritterliche Anerkennung und Schonung tapferer Besiegter. Doch daß dies nur für uniformierte Feinde gilt, zeigt er heute, wo er sich zum nichtswürdigsten Handlanger schamloser Tyrannengreuel herabwürdigt. Vierzigtausend Menschen schlachtet der fleischermäßige bourbonische Ferdinand im trauten Verein mit der ebenbürtigen Trybade, überall krachen die Bomben gegen Freigesinnte, und wo hängen die Leichen der Besten des Landes? An den Raaen der englischen Flotte, deren Feuerschlünde hier Tedeum singen über jeder Schand-

tat der Reaktion. Mit wahrer Knechtsbeflissenheit und Wollust drängt sich Held Nelson zu perfidestem Schergenamt, sogar den ihm befreundeten Großadmiral Neapels verriet und mordete er als liberaler Gesinnung verdächtig. Denn das sogenannte freie England ist sich vollbewußt, als erkorener Verteidiger von König und Kirche, Feudalität und Bigotterie die Menschheit vor jakobinischer Ansteckung hüten zu müssen. Die grauenvolle Heuchelei britischer Gottseligkeit salbadert immer noch von britischer Freiheit und Verfassung und Volksrecht, während sie bestialisch jede freie Regung erwürgt und in Irlands Blute badet. Briten sollen nimmer Sklaven sein, heult der alberne, geblendete Brite sich vor, doch der Arme wird daheim wie ein Verbrecher behandelt, der Bürger von frech anmaßendem Lordsgesindel getreten, außerhalb jede politische Reform nach Kräften niedergedrückt und unversöhnlicher Haßkrieg auf Leben und Tod gegen das revolutionäre Frankreich weitergesponnen. Das dumme Volk, wo jeder Einzelne ein Teilhaber an Englands Glory zu sein glaubt, hat den Patriotenschwindel zu bezahlen. Die Nationalschuld steigt unermeßlich, Hungersnot rast zu Hause, die Kornzölle bereichern wucherisch den Landadel, pauperisieren die Masse zu Heloten. Diese Flotte, mit der England alle französischen, spanischen, holländischen Kolonien stiehlt, bemannt man fast ausschließlich mit gewaltsam Gepreßten unter barbarisch grausamer Knutenzucht, wie sie ärger nicht gegen russische Leibeigene geübt werden kann. Ach, unser Nelson ist ein grimmer Verfechter solcher „Disziplin“! Aber dabei faseln englische Zeitungen von der verfassungslos rechtlosen Unterdrückung der Kontinentalen, dem Fuchtelregiment in deren Armeen, während die eigenen Scharlachsöldner des Landheers genau so wie die Marine sich der neunschwänzigen „Katze“ der Tauknute als Folterstrafe erfreuen! Das ist der Fortschritt des neuen Jahrhunderts, an dessen Schwelle wir heut stehen, das heißt Englands Ent-

wickelung aus papistischer Stuartbosheit, so sieht die Neuzeit neben dunkelm Mittelalter aus, so überwand man das Inquisitionsjoch des katholischen Islam!

Auch Frankreich, dessen hochherzigen Enthusiasmus für Befreiung der Menschheit schon die Yankees kaufmännisch ausbeuteten und dessen von edelstem Streben beseelter Revolutionsanfang sich durch aufreizende Verschwörung Feudaleuropas mit Ausschreitungen verzweifelter, notgedrungener Terroristenwut besudeln mußte, befindet sich schon wieder in sittlicher Fäulnis. Ein so bodenlos brutaler hinterlistiger Feind wie das perfide Albion verleitet unwillkürlich auf gleiche Bahn. Wo die rote Jakobinermütze Rhein und Alpen krönte, wo in Italien, Niederlanden, Schweiz, Rheinlanden der Freiheitsbaum aufgepflanzt, da bezahlten die befreiten Völker diese Wohltat allzu teuer mit räuberischer Erpressung. Louis Quatorze geistert wieder herum, die Revolution fährt fort, wo das Ancien Regime aufgehört, Deutschland und Italien müssen die Zeche begleichen im Weltbachanal fränkischer und britischer Weltraubberauschung.

Wer wird oben bleiben, französische Demagogen oder britische Oligarchen? Auf dem Festland räubert Frankreich, auf dem Meere England alle Schwachen vergewaltigt zu Grunde. Augenblicklich aber stehen Frankreichs Aktien verteufelt schlecht, die Weltfirma an der Themse spekuliert auf Hausse, seit sogar der russische Bär seine Tatze bis zu den Alpen streckte, um als Vollstrecker des bedrohten Legitimismus für Gott und den Zaren die Republik an der Kehle zu packen. Suworow, der joviale Barbar mit dem Kandschu über der Schulter, Kickeriki zum Angriff krähend vor seinen Mongolenhorden, jagt Entsetzen vor sich her. Daß nicht er und sein Halbasiatenpack, sondern Oesterreichs Krieger bei Novi und an der Trebbia wirklich siegten, braucht ja die Welt nicht zu wissen. Denn überall wird der schwächere Bundesgenosse um seinen Ruhmes-

anteil betrogen, niemand weiß das besser als die Russen von Kunersdorf und Leipzig, die Briten von Minden und Waterloo. Ja, der Moskowiterzar steigt drohend im Osten auf, ein Konkurrent Englands in Asien, ein plumper Protektor deutscher Mächte. Doch darum braucht man sich heut noch nicht zu kümmern, fürs erste muß man jetzt die französische Konkurrenz zum Bankerott bringen.

Doch wenn deren kompromittierte Geschäfte nun jener abscheuliche Schwindler in die Hand nimmt, der heut noch fern in Aegypten der Wüstensphinx ihr Rätsel abfragt? Der kleine bleiche Korse scheint ein Nelson von viel gefährlicherer Art, Nelson und England beehren ihn mit ahnungsvollem Abscheu.

... Soeben schwimmt die Leiche des gemordeten napolitanischen Admirals im Meere an Nelsons Lustgelage vorbei und der Bombenkönig schreit auf: „Was will dieser Tote?!"

Ja, was wollen die Toten anders, als sich über Lebende lustig machen, ihre possenhafte Niedertracht! Wie lange dauert's und ein gascognischer Kellner thront hier als Lazzaronikönig, und Mörder Nelson endet als Trafalgarleiche: „Ich habe meine Pflicht getan." Aber höheren Mächten als England schuldet man wohl nichts? Unersättliche Raubgier, als Vaterlandsliebe ruhmsüchtig vermummt, sühnt sie wirklich dies bißchen Schlachtentod?

IX. Zar und Robespierre zu Pferde. Hört auf, 's ist nur ein König! winkt ein Korporal der Alten Garde ärgerlich zu langem Trommelwirbel präsentierender Wachmannschaft ab. Vor Parkett von Königen spielt Talma in Erfurt pomphafte klassische Heldenrollen mit rollenden Alexandrinern. Geschwätzige Fama behauptet von ihm, er habe seinem Jugendbekannten Bonaparte die äußerlichen Kaiserattitüden fürs Welttheater eingepaukt. Das erhöht den Reiz. All die guten Deutschen, Könige und Großherzoge des

Rheinbundes von Napoleons Gnaden, gaffen ehrerbietig. Und als der Vers auf der Bühne fällt: „Wohl als der Götter gütigstes Geschenk beglückt die Freundschaft eines großen Mannes," da wird das Auditorium zur Schauspielerbande, das Parkett zur Bühne. Innige Bewegung rauscht durch den Saal, als der Selbstherrscher aller Reußen, vom Dichterverse tiefgerührt, dem Geniekaiser ans Herz sinkt. Ach, diese beiden Welthistrionen spielen so gut Komödie. Der Zar gibt sich ganz hingerissen vom Genius des Robespiere zu Pferde, wie Madame Staël so sinnig ihn gezeichnet. Napoleon stellt sich förmlich verliebt in des hübschen glatten Moskowiters Anmut und Liebreiz. In Tilsit hatten sie schon die Welt so schön auf dem Papier geteilt. Konstantinopel war das mindeste, was Rußland bekam. Doch als man sich später die Rechnung besah, hatte mar gar nichts eingesteckt als ein kleines Trinkgeld, den Kreis Bialystok aus der preußischen Beute, auf Kosten des teuren vernichteten Bundesgenossen. Dagegen stand Herzogtum Warschau als Warnungstafel aufgepflanzt: wo das gesteckt hat, steckt noch mehr. Versprochene Bundeshilfe zum Raub von Finnland gegen Schweden gab es nicht, denn wie Napoleon so treffend zu Talleyrand bemerkte: „Das ist doch nicht der Ort, wo es was für Mich zu holen gibt." Mit einem Manne, der Ich immr groß schreibt, ist nicht gut Kirschen essen. Jetzt in Erfurt geht das Teilen nochmal los: der Zar erhält frische Versprechen gegen die Napoleon insgeheim verbündeten Türken, Napoleon die Zusicherung der spanischen Königskrone, wenn er sie kriegen kann. Beide wissen ziemlich genau, was sie von einander zu erwarten haben. „Wenn er mich liebt, warum unterschreibt er nicht?" entringt sich dem Napoleonsgemüt die kindliche Klage, und er empfiehlt Tallerand, dem „humanen", „liberalen" Autokraten ein weites Feld der Philantropie zu eröffnen. Millionen geknechteter Griechen, welch herrlicher Anlaß zu Kreuz-

fahrten für Christentum und Menschheit! Wohl läßt sich der Zar scheinbar über den Löffel barbieren, geht auf Schutz- und Trutzbündnis ein, als Rückendeckung Napoleons gegen Oesterreich, schließt sich der Kontinentalsperre an, womit England kirre gemacht werden soll, in seiner Vereinsamung nach Niederwerfung des ganzen Kontinents den Meeresfrieden zu bewilligen. Aber Schein und Täuschung ist Alexanders Unterwürfigkeit. Er wird Oesterreich nicht wehe tun, sondern es heimlich begünstigen, macht es aufs neue gegen den Eroberer Front. Er wird sich allmählich mit England aussöhnen, das lästige Band der französischen Freundschaft abstreifen. Jetzt aber wagt er's noch nicht. Napoleon ist zu stark, vielleicht schwächt er sich in Spanien, das kann uns grade recht sein. Auch fühlt Alexander noch die allgemeine suggestive Hypnose des Napoleonkultus im eigenen Innern, betrachtet den gekrönten Parvenü wie ein unheimlich übernatürliches Wesen. Doch geheim in seinem Innern, einem Vertrauten gegenüber sogar schon in Worte gefaßt, nistet die Ueberzeugung, daß die Stunde nahen werde, wo es heißt: Er oder Ich! Er, der Plebejerzar durch den Willen der Nationen, Ich der gesalbte Cäsar von Gottes Gnaden, St. Georg der Legitimität wider den Drachen der Revolution, Schirmherr aller Monarchien, insbesondere teutscher angestammter Dynasten, deren verschwägerte Familien man als russische Stuterei betrachtet. Bravo, auf diesem Wege wirst du siegen, o neuer Alexander! Den Namen des Welteroberers, der sich als Zeussohn fühlt, trägst du ja wenigstens. Dein Gegenpart aber, der nur das Wesen und nicht den Namen hat, fühlt selbst als Padischa und König der Könige, homerischer Weltdichter beispielloser Iliade des imperialen Märchentraums, jeden Darius zu seinen Füßen zwingend, kosmopolitische Kultur übers barbarische Feudaleuropa ergießend wie der Makedonier über Asien, nach Indiens Fabelreich in geheimer Sehnsucht fiebernd wie jener,

sich immer noch als Sohn der Revolution. Verächtlich ladet er seine deutschen Fürstenvasallen aufs Schlachtfeld von Jena zur Hasenjagd, hochmütig dreht er den um einen Blick seiner Gnade Bettelnden den Rücken und scheidet ohne Gruß, indes er den aus Weimar versammelten Geisteskoryphäen mit verbindlichster Höflichkeit sich empfiehlt: „Ich hoffe, Sie behalten mich in guter Erinnerung." Als der Olympier Goethe, vor den Allmächtigen beschieden, in würdevoller, sich nichts vergebender Haltung den Cäsarenblick und die Audienzprüfung besteht, obwohl erfüllt von tiefstem Verständnis und schrankenloser Bewunderung des faustisch-seelenverwandten Uebermenschen, da wirft der stolze Geniekaiser seinem diabolischen Hinkefuß Talleyrand das vielsagende Wort ins Gesicht: „Das ist ein Mann!"

Rolle denn weiter, o neuer Alexander, deines Streitwagens verhängnisvolle Bahn! Hybris und Nemesis der Alten leben noch heut. Brandfackel von Persepolis lodert dir bald im Kreml der Skythen, vor denen schon einst dem Alexandros gegraust. Du größer als Karl der Große, du mächtiger als Cäsar, einst stehst du geächtet und freundlos wie Hannibal abseit vom Triumphatorzug schlechterer Besieger, doch glücklicher als er, nicht einer verlorenen, sondern ewig siegenden Sache Vertreter. Was du gewollt, siegt einst in anderer Form: die heilige Allianz der Völker, der Vereinigten Staaten von Europa.

X. Belle Alliance. Flammen schlagen zum Himmel in mondhelle Nacht, beleuchten strudelnden Fluchtschwall des zerschlagenen Frankenheers. Ein Siegfried in weißem Haar, drückt der olle Blücher kordial dem Bruder Englishman die Hand, den er soeben aus äußerster Not gerettet. Belleallianc heißt die Meierei, wo die beiden sich treffen, und der vorbedeutende Name scheint wohl am passendsten zur Benennung der großen Entscheidungsschlacht verbündeter Legitimisten gegen cäsarische Demokratie. Aber eisigkalt

blickt der Eiserne Herzog Wellington drein, zugeknöpft in blauem Zivilrock als steifer Gentleman, welthistorischer Typ des britischrömischen Patriziers. „Ich benenne die Schlacht nach meinem Hauptquartier Waterloo." So erneuert sich die alte Blenheimaffäre. Dann setzt er noch kühl und arrogant hinzu: „Ich werde heut in Napoleons Hauptquartier schlafen." Da blitzt es zornig aus Blüchers Augen und er pariert derb: „Un ick wer' ihm aus seinem morgigen herausjagen." Die Engländer schnarchen, die Preußen verfolgen. Bah, wenn solch ein Schakal, solch ein niederer Foreigner, mit dem britischen Löwen zu jagen die Ehre hat, muß er doch was tun fürs Geld. Gneisenau, der seit lange mit Ingrimm dem Staatsmannfeldherrn auf die Finger sieht, ahnt schon voraus, wie der Hochtory als Krücke altersschwacher Legitimität das demokratisch verseuchte Preußen mit seinem verhaßten Volksheer beim Friedensschluß begaunern und verraten wird. Das ist immer der Dank vom Hause England. So ging's beim Friedenschließen mit Louis Quatorze, beim Ende des siebenjährigen Krieges. Deutschlands Lohn für namenlose Opfer war englisch-russisches Protektorat, sein Befreiungskrieg nur durchfochten zu erneuter Stärkung der Feudalität und Kleinstaaterei.

„In fünfzig Jahren wird die Welt kosakisch oder republikanisch sein," prophezeite der Prometheus von St. Helena. Er irrte. Doch wird in abermals fünfzig Jahren die Welt englisch oder republikanisch sein? Irland, Indien, Aegypten, Transvaal, immer weiter ringelt die Midgardschlange, immer gründlicher verdaut sie ihr üppiges Mahl. „Ist der Kerkermeister freier als der Gefangene?" donnerte Lord Byron seine Landsleute an, und noch heut ist englische Freiheit nur ungeheure Lüge, Shopkeeper-Reklame für Pears Seife britischer Reinlichkeit.

XI. **Das Bild des Kaisers.** Um runden Tisch im Ardonnendörfchen Donchery, als düstere Stille

endlosem Geschützgewitter gefolgt wie Schweigen des Grabes, gestikulieren tiefgebeugte Franzosen, sitzen stramm und reglos kühl die Führer siegreicher Germanen. Der riesige Mann mit hohen Kanonenstiefeln und Kürassierhelm, der so martialisch dreinschaut, ist ihr Diplomat, der blasse, hagere, unmilitärische Gelehrte in Uniform ihr Feldherr. Wo Bismarck noch ein menschliches Rühren zeigt, bleibt Moltke starr unnahbar in verachtungsvollem Vernichtungsstolz. Als der französische Obergeneral erregt nach den Pferden ruft, um die Verhandlung abzubrechen, wehrt Moltke trocken ab: „Die sind wie die Pferdejuden, die kommen wieder." Und er behält recht, sie müssen ja, Unterwerfung unter jede Bedingung auf Gnade und Ungnade liefert Kaiser und Heer der Franzosen in deutsche Hände. Welche Wendung durch Gottes Fügung! Endlich mal hat Deutschland Glück, dies Aschenbrödel der Nationen, seit es in selbstmörderischer Zerklüftung seine Erstgeburt ums Linsengericht theologischer Scheinbefreiung verkaufte, aus oberster Zentralmacht zu einem Reisigbündel von Fürstentümchen herabsank.

Auf die rote Tischdecke malt die Lampe einen Lichtfleck und spielt ihr Streiflicht hinauf zu einem Bild an der Wand. Ja, er ist's, der Schöpfer des neuen Frankreich, der Onkel des zweifelhaften Neffen, der heut seinen Degen als Kapitulant übergibt. Selbst in schlechtem Konterfei erfüllt dieser Cäsarenkopf mit furchtsamen Schauern, der Dämon einer unvergänglichen Größe blickt auf Bismarck nieder. Doch dem imponiert er nicht. Bah, der Korse blieb im Grunde ein romantischer Idealist, der eine Welt nach seinem Willen formen wollte. So was jibt's jar nich ... für Realpolitiker. Wir bequemen uns einfach den Tatsachen an, übernehmen ohne jeden Ausbau die ganze verschnörkelte Gotik der deutschen Föderativ-Architektur und nennen dies dann ein Deutsches Reich.

Selbst Junker durch und durch, belassen wir natür-

lich Junkertum und Militarismus als Leibgarde des Throns, dem man gegen die Papierverfassung allmählich absolutistische Rechte wieder zuschanzt, und quetscht jeden Liberalismus an die Wand, daß er nur so quietscht. Das übrige besorgt unsere altehrwürdige Bureaukratie, so daß der beschränkte Untertanenverstand nicht mal in einem diätenlosen Reichstag, wo man bloß Partei-Kuhhandel treibt, zu Worte kommen kann. Prachtvoll! Feudales Mittelalter in neuzeitlicher Form, sozial-reformerische Phrasen und Staatsallmacht wie nie zuvor, Preßfreiheit und Plötzensee für jedes kühne Wort, freie Wissenschaft und Knebelung politisch mißliebiger Lehrer, freie Justiz und Strafversetzung jedes Ungefälligen in interessanten Prozessen, Verantwortlichkeit der Minister und eigenes Staatsanwaltformular der Staatsanwälte für Bismarckbeleidigungen, so wird den Deutschen ihr ideales Einheitsreich erblühen, das früher kurzsichtige Schwätzer auf dem einfachen Weg der Fürstenaustreibung zu erreichen hofften. Heines Hohn über den Kyffhäuser-Barbarossa: „Bedenk' ich's recht, so brauchen wir gar keinen Kaiser," muß schweigen vor der Logik unserer Realpolitik. Gewalt geht vor Recht! hieß ihr Motto den legitimen Kleindynasten gegenüber und es wird ihr Motto bleiben im Innern. Wem es bei uns nicht gefällt, möge sich den Staub von den Gelehrtenpantoffeln schütteln und fremde Weltteile aufsuchen. Sporenklirrend regiert als erster Stand der Offizier in des Königs Rock, und wer etwa darauf verweisen sollte wie einst Friedrich Wilhelm vor Jena, daß diesen Rock der steuerzahlende Bürger bezahlt, muß als vaterlandsloser Geselle ausgetrieben werden. Was Jena! Heut heißt's Sedan und neue deutsche Weltordnung beginnt.

Das europäische Konzert ist nun gestört, Deutschland bläst die erste Flöte, so lange Bismarcks Kunst teilt und herrscht, nach allen Seiten rückversichert. Mag Frankreich Milliarden an seinen Wiederaufbau ver-

schwenden, es bleibt allein zu schwach, Deutschland den Weg zu kreuzen. Mag Rußland noch so feurig mit Marianne anbandeln, um ihr Pumpanleihen aus der Schürze zu locken, für ihre schönen Augen opfert der Zar keinen Knochen eines Moskauer Grenadiers und die rote Republikmütze wird nie für der Romanow Dynastengefühl die turmhohe Freundschaft der deutschen Krone ausstechen. Furcht vor Frankreich und Rußland ketten Italien und Oesterreich vasallenmäßig ans Deutsche Reich, England bleibt isoliert als Raubstaat in der See. So malt sich das Zukunftsbild in gutgermanischen Augen.

XII. Die Hunnen mit der gepanzerten Faust. Sie sitzen sich gegenüber, der riesenhafte Witte und die andern Deutschrussen der Moskowiterei, und die zwerghaften gelbhäutigen Boten des Mikado mit listig zwinkernden geschlitzten Augen. Von Hunnenzügen nach China mit gepanzerter Faust hat man geprahlt mit schwerem Anachronismus und drolliger Verwechselung mongolischer Attilaschwärme mit germanischer Heerfahrt. Und nun schlagen wirkliche Hunnen mit gepanzerter Faust auf den Tisch. Seit Attila und Tamerlan das erstemal, daß Mongolen den weißen Mann in Schrecken jagen. Gedemütigt das heilige Rußland, das alte Bollwerk anmaßender feudal-abergläubischer Europäerunkultur, zerstoben der Nimbus der weißen Teufel in asiatischen Augen. Die nordische Semiramis, deren Vampyrkuß so viele Völker vergiftet, spiegelte grade ihre buhlerische Schönheit im fernen Ostmeer, als der kleine gelbe Mann aus der japanischen See emporstieg und als Oedipus die geile Sphinx ins Gesicht schlug. O Fettgemästete von Völkerblut, o marmorschöne Schnee-Zarewna, er ohrfeigt dich wie eine Lagerdirne, zerschlitzt mit krummem Kriß den Hermelin, daß man den Mottenfraß erkennen mag. Zum Abgrund schleift sein Ungestüm dich hin, mit freundlichem Grinsen gerbt er unverdrossen dein Bärenfell,

auf daß der Schicksalsfluch, du Fluch der Welt, erfüllt: sobald ein Fremder deiner Frage, wo Grenzen deiner Gier gesteckt, nur keck erwidert ohne Furcht und Scheu, dann bricht die Sonne in dein Schneereich ein und du zerfällst wie wesenloser Plunder.

Nicht nur Japans Wappen der Aufgehenden Sonne stieg auf Port Arthurs Zinnen. Den Westen mahnt sein Banner: rüste dich zu neuen Sonnen! Der Russenpopanz war nur eitel Schnee.

Und auf Amerikas Boden mußte zum Austrag kommen dieser von Europa befohlene Frieden? Tiefbedeutsame Mahnung! Die Weltgeschichte erweitert ihren Kreis. Großmacht Japan und Weltreich Amerika drohen nach Europa hinüber. Rußland kracht in allen Fugen, brennt lichterloh wie Bakus Naphtaquellen. Auch der russische rechtgläubige Islam, ein drückender Alp der Westkultur, zerrann wie einst der spanische in wesenloses Nichts. Ihn sind wir los, doch ein anderer Islam blieb: der Glaube angelsächsischer Rasse an ihre alleinseligmachende Weltherrschaft. Deutschland hat wieder mal schlechte Karten, und hat es mal bessere, weiß es nicht auszuspielen. Nirgends ein großer Zug, Alles an Alles zu setzen, Holland sich anzugliedern wie in alter Zeit. Prügelei mit Hottentotten um wertloses Gestrüpp. Und England wieder mit allen Trümpfen gesegnet, weil es die Japanchance zu nutzen verstand. Tibet erschlossen, Transvaal halbwegs verdaut, Bündnis mit Japan und Frankreich, allgewaltig zur See. Dazu kommende industrielle Konkurrenz der gelben Rasse, über die nur England und Amerika etwas Kontrolle üben. So sieht sich heut die Weltgeschichte an, trübe und reich an Zukunftsgefahren. Fortschritt? Wo denn? Uebervölkerung, Konkurrenzkampf, internationale Revolution des vierten Standes, wohin steuert das alles?

Die Lehren der Geschichte, die nicht das Weltgericht, sind nur Legende und konventionelle Fabel. Es gibt

keine Lehren, kein Punktum in diesen endlos fortrollenden Periodensätzen. Und das Leitmotiv gleicht spöttischem Lachen, es heißt Warum und Vielleicht.

XIX.

Das zweite Bild erregte schon lebhaftes Unbehagen. „Hab' ich nich gesagt, da wird er zeigen seine Niedertracht!" geiferte Methusalem. „‚Arier und Semiten' oder was heißt mich da!"

„Ja, das ist der sogenannte wissenschaftliche Antisemitismus!" docierte der frühere Redakteur der Fleischerzeitung. „Betrübend!"

„Karthager! Mach' mir nur keene Wippchen vor!" murrte ein Börsenjüngling. „Mit Semiten meint man immer uns Juden. Hat er gesagt, die Arier müssen uns vernichten. Und fertig!"

Im Zwischenakt verbreitete sich das Gerücht, der Großmeister habe heut vormittag dem berühmten Reporter Jakob sein neues Manuskript vorgelesen und mit ihm ein brüderliches Du getauscht. Diese weltbewegende Kunde beschäftigte die Gemüter des versammelten Tout-Berlin (lies: Neujerusalem) naturgemäß viel brennender, als Aufführung eines ohnehin zum Durchfall verdammten Stücks.

„Ne nuja!" brummte Arthur der Scheene auf eine Anfrage, ob er den Hannibalschmerz überstanden habe. „Wie ich's von Geist erwartete! Lauter Geist und kein Fleisch!" Und er legte den Finger des ungläubigen Thomas in die offene Wunde, warum Geists Dichterei verrottet bis ins Mark: „Wenn sie ihn bloß nich raus-

klatschen! Wildenbruch und sein baumelnder Kneifer, der immer von der Nase fällt, sind schmerzliche Erinnerungen an Poeten vor der Rampe. Aber Geist — Sie werden sehen, wie schlecht ihm sein Rock sitzt. Ach du mein Gabriele!" seufzte er schwärmerisch, indem er Kußhände warf, „göttlicher d'Annunzio! Einen eleganten, schneidigen Adligen vor uns Proleten sich verbeugen lassen, das wäre noch ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Aber ihr deutschen Literaten seid lauter Spießbürger, steifleinene Philister, keine freien titanischen Künstlerseelen!"

Der gute Junge ahnte natürlich nicht, daß von Seelen bei seiner Sehnsucht überhaupt keine Rede war, höchstens von toten Seelen, daß er das Genie in einem prallsitzenden Frack bewundern wollte, eine geborene Schneidernatur.

Zecconi, der im Foyer in der Nähe stand, konnte sich kaum lautes Auflachen verhalten. Was für Augen würde der aristokratische Hirsch machen, wenn er den kleinen, etwas buckligen Annunzio sähe, der in rotem Jägerfrack die Campagna durchpirscht, von Parvenüeitelkeit neben einem Colonna gebläht, während er das d' und den ganzen hochtrabenden Namen statt seines sehr gemeinen bürgerlichen aus freier Hand für sich erfand! Diese lächerlichen Kunstschwärmerchen der Bourgeoisie gehen ja immer nur auf den Leim der Mache. Die unbeschreiblichste Komik aber lag darin, daß unter sämtlichen Literaten fast nur Friedrich Geist von alter, sozusagen vornehmer Familie, er allein von Jugend auf mit sogenannten hohen und höchsten Kreisen vertraut war, daß aber ein Börsenjüdchen immer nur

den Weinreisenden für einen Aristokraten hält.

Nach dem dritten und vierten Bild setzte eine offenbar günstige Stimmung ein. Denn in der Majorität, die vorurteilsvoll und übelwollend kam, befand sich doch ein Bruchteil, den man nicht aus Geschäftsinteresse ins Vertrauen zog, daß unter allen Umständen ein riesiger Zischskandal insceniert werden solle. Dieser Bruchteil schloß sich der sonstigen kleinen Minorität von Outsidern an, die auf Geists Namen hin das Stück sehen wollten, sowie der üblichen Vorstadtgarde auf der Galerie, die Thiesemantel sachkundig verteilte. Dazu kamen noch die Kassatz-Sippen, die zwar vom Meister unterrichtet waren, Geist sei ein schlechter, undankbarer Mensch, und von Herzen gerne ihren Kassatz auf Kosten des Dichters feiern wollten. Auch sie aber konnten sich der originalen Genialität dieser historischen Symbolik unwillkürlich nicht entziehen, um so weniger, als sie in Fritze Hohenstaufen einen nationalliberalen Atheisten, in den Araberscenen eine Verbeugung vor dem Semitentum, in den Spanierscenen eine Brandmarkung der christlichen Kirche witterten. Das appellierte an ihre innersten Neigungen und diese Palästinenser klatschten nach Kräften, wobei sie allerdings kreischten: „Kassatz, Kassatz!" Der große Mime war übrigens wirklich nicht übel, seine Verwandlungsfähigkeit erstaunlich. Auf dem Zettel stand im Personenverzeichnis großartig hintereinander:

Ein Brahmine — Josef Kassatz.
Hannibal — Josef v. Kassatz.
Friedrich Hohenstaufen — Josef Kassatz.
Cortez — Josef v. Kassatz.

Cromwell	— J. Kassatz.
Marlborough	— J. v. Kassatz.
Der alte Fritz	— J. Kassatz.
Nelson	— Kassatz.
Napoleon	— Josef Kassatz.
Wellington	— Kassatz.
Moltke	— J. Kassatz.
Japanischer Botschafter	— Kassatz.

Und er war wirklich immer ein anderer bis zum Schlusse. Eine bessere Gelegenheit, sein Virtuosentum mit Pomp zu zelebrieren und in Scheideglorie zu beerdigen, konnte er sich nicht wünschen.

Die vereidigten Sachkenner wurden unruhig. Schon hörte man ketzerische Aeußerungen im Foyer laut durcheinander schwirren.

„Ich weiß nich, was Se wollen,“ entschleierte ein Börsenjüngling das Geheimnis seines Innern. „Bisjen langweilig, aber m i r gefällt's.“

Sofort war Methusalem bei der Hand. „Was hab' ich Ihnen gesagt?! Ich hatte 'ne Ahnung, der Mensch hat am Ende doch Talent. Und, hören Sie, entre nous, Antisemitismus — merke nir. Höchst vernünftige Ansichten, hätte Levi von der „Voss. Ztg.“ nicht besser ausdrücken können. Mir ahnt so was, Verfasser wird zeigen, daß die Arier faule Stiesel sind, alles Licht von den Semiten kommt. Ein höchst brauchbarer Mensch!“

„Meiner Meinung nach ist dem Manne bitter Unrecht geschehen!“ quiekte ein literarisch einflußreicher Photograph mit pflaumenweicher Stimme.

„Ach, daß ich Sie treffe!“ nahm ihn der berühmte

Schauspieler Israel Fürchtegott beim Arm. „Sie müssen mir helfen. Bei unserer letzten Séance im Theosophenbund — Sie wissen, lauter Grafen und Gräfinnen — stellte sich dringendes Bedürfnis nach Geisterphotographien heraus. Die Platte fixiert nämlich auch den unsichtbaren Astralleib. Das ist was für Sie! Mensch, begreifen Sie! Gei—ster—photographien!" Er dehnte schauerlich das grause Wort. „Ich darf Ihnen verraten, mein Spiritus Familiaris, mein ehrwürdiger Freund im Astralleib, rief mir jüngst zu, als ich ein Lorbeerblatt aufs Grab meiner ersten Gattin niederlegte: ‚Israel Fürchtegott, Gatte der berühmten verstorbenen Tragödin Cohn-Fürchtegott, du wirst sie wiederschauen auf der Platte deines Freundes!' Da dachte ich an Sie, mein teurer Freund."

„Pfui, wie schön von Ihnen!" quiekte der kleine Photograph. „Das is ja alles Mumpitz. Pinke is die Seele von's Butterjeschäft und mir is nervus rerum: wie zahlen Geister?!"

Der aus allen Himmeln gefallene Theosoph stierte fassungslos in solche Enthüllung von krassem Materialismus, der ihm selber so himmelfern war. Nicht er, sondern die Geister machten für ihn so ausgezeichnete Geschäfte. Aber der boshafte Photograph ließ dem Geknickten keine Zeit sich zu erholen, sondern überfiel ihn mit der boshaften Frage: „Viel zeitgemäßer scheint mir: wie denken Ihre Geister über Geist? Das is mir maßgebend. Wozu hat man solche hohen Verbindungen!"

„Hm," murmelte Fürchtegott. „Ein Ungläubiger wie Sie — nun, wissen Sie, Ich werde mit Ihnen

über Künstlerisches nicht streiten. Geist — hat Geist."

Geist hat Geist! hat Fürchtegott gesagt. Dies wunderbare Bonmot zirkulierte von Mund zu Mund. Ein Affilierter von Siegfried Jakob sann tiefsinnig nach, ob er es diesem gleich telephonieren und zugleich andeuten solle, daß man sich am Ende doch nicht einer Premièrenglosse entziehen könne.

Einsam, in unnahbarer Majestät, lehnte an einer Wand unterm Foyerspiegel der Großmeister, der Arme Heinrich v. d. Schreiberhaue, mit verkreuzten Armen, Zielpunkt unzähliger ehrfürchtiger Blicke. Neben ihm lag hingegossen in einem Sessel mignonartig Nixe Rautendelein und richtete auf ihn verstohlenen Märchenblick: Was hat man dir, du armes Kind, getan? In der Nähe wankten als Adjutanten ein paar schlesische Musensöhne herum, die eigens nach Berlin kamen, um sich entdecken zu lassen. Die Landsmannschaft mußte ins Spiel, jeder von ihnen ließ für den schlesischen Goethe sein Leben, in der stillen Hoffnung, dieser geheimnisvolle Rübezahl werde auch ihn zur Erfolgkoppe hinaufgeleiten, wo die große Glocke der Reklame läutet. Ach, die Glocke war schon im Versinken und sie kannten den wahrhaften Uebermenschen schlecht, der als Autokrat nichts vom Fördern anderer hielt, seinen Jugendfreunden und Entdeckern eiligst einen wohlgelungenen Fußtritt applizierte und jetzt mit Michael Kramers Tiefsinn sprach: Tod ist die mildeste Form des Lebens und Selbstessen macht fett.

Obschon von grollender Besorgnis umschattet, tauschte er ein süßliches Lächeln mit sämtlichen Recensenten aus, die an ihm vorbei defilierten. Hier floß er

von Leutseligkeit über. Wie sollte er auch seiner Größe Herkunft verleugnen! Zwei Kritikaster hatten ihn gemacht und hiemit selber ein opulentes Geschäft gemacht, fortan waren alle Mitglieder der nobeln Zunft ihm heilig. Weihevoll verpönte er die Hermannsschlacht wider Verrohung der Kritik und die Presse quittierte dankbar für diesen Ausdruck vornehmer Gesinnung durch möglichste Schonung eines soeben gelegten Kuckuckseis, einer mieselsüchtigen dramatischen Mißgeburt.

Plötzlich näherte sich ihm Genosse Kater Murr und flüsterte halblaut eine Frage. Hochaufgerichtet stand der Meister da, mit dem Feldherrnblick eines Jesuitengenerals überflog er die Schar seiner Getreuen. Dann fiel von seinen sinnlich weichen Lippen, die auf einmal ganz schmal zusammengepreßt, das laute Wort: „Keine Menschenplastik!" Tief verneigte sich Murr — verständnisinnig und wie ein Lauffeuer schnurrte die entscheidende Parole umher.

„Haben Se schon gehört? Keine Menschenplastik!" stöhnte der fettige Methusalem, als er sich wieder wie ein Mastodon auf seinen Fauteuil zurechtschob. „Was hab' ich Ihnen gesagt?!"

Das fünfte Bild langweilte die Modernen (lies: Juden) ungemein. Was ging sie überhaupt die Weltgeschichte an, wo sie keine Rolle spielten! Aus dem Alten Testament oder über die Zerstörung Jerusalems Stoffe entnehmen, das würde „uns Deutsche" vielleicht lebhaft ansprechen. Aber solche gleichgültigen Sachen wie das Puritanertum lassen „uns" kalt, das Religiöse dabei stößt ab. Immerhin erbaute es manchen Zuhörer, die alttestamentarischen Jehovafloskeln des

Puritanerstils zu vernehmen. Es schien ihnen eine Art Kompliment vor der Rabbibibel. Das Revolutionäre wäre allenfalls sympathisch gewesen, aber es wurde doch zu wenig auf die katholische Kirche geschimpft. Die paar Redensarten Cromwells über die „Babelhure Rom“ befriedigten nicht. Vor allem kam kein Frauenzimmer vor, was in den andern Bildern doch einigermaßen das Gemüt ansprach. Die Damen vom Stamme Kassatz gähnten. Auch wuchs das Mißbehagen, weil ein paar arische Studenten, die sich herverirrt, und andere unreife Köpfe leidenschaftlich applaudierten. Wenn die etwas Besonderes begriffen, konnte es nur etwas der „Moderne“ Schädliches sein.

Aber still und steif saß ein provinzial aussehender Herr da, auf dessen Orakel eine kleine Gemeinde lauschte. Er war eigens von Weimar hergeeilt, um zu ermessen, ob hier vielleicht etwas Heimatkunst blühe. Ihn verehrte der Ring jener Eidgenossen, der auf die Kunst wartet. Ihr Wartturm ist ein Maleratelier, sie warten auf Verwandlung der Dichtung in eine bildende Kunst. Vomiert man eine Zeitlang diesen Kohl von Wortplastik, so geht einem das bekannte Mühlrad im Kopf herum. Man tue hinzu als Würze die prachtvolle Phrase Heimatkunst, rühre das Ganze mit etwas unschädlichem Antisemitismus durch, und der urteutsche Brei wird hunderttausend Kunstwartenden barbarisch munden, als wie fünfhundert ... Eseln. Als mal ein jüngerer Dichter dieser Germanenhorde, der auch nicht schlecht orakelte und die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts in die Hand nehmen wollte, wirkliche produktive Begabung bewies, genoß er nicht länger

Duldung, geschweige Gunst, bei den Leitern dieser vaterländischen Bewegung. Nein, das Geschäft dieser tüchtigen Leute besteht darin, alles vornehm wegzurasieren außer ein paar ungefährlichen ollen Scharteken. Dann thronen Ihre Hoheiten einsam über den Trümmern. Mit achtungsvollem Neid schauten sie auf die Hauptmannkonkurrenz, von Zeit zu Zeit sahen sie diesen Plastiker gern, hüteten sich aber nicht, mit ihm zu brechen. Ueberhaupt nichts anerkennen, hieß die Losung. Am fernen Horizonte erschien wie ein Nebelbild die Wartburg der Heimatkunst, in Trottelnebel gehüllt.

Der Weimarer, soeben honoris causa zum Professor ernannt, kam sich schon ganz professoral vor. Ein Auch-Germane neben ihm biederte den Herrn Professor an. Dies war der Heimatkünstler von Rixdorf, der ein Jambendrama „der falsche Montezuma" schuf, das freilich mit Rixdorf nichts zu tun hatte, das er jedoch unter Befruchtung der Rixdorfer Rieselfelder konzipiert zu haben behauptete, das also eine Frucht wohlriechendster Erdgerüche, ein taufrisches Denkmal der Heimatkunst vorstellte. Im neuen Stadttheater zu Rixdorf mit durchschlagendem Erfolge aufgeführt, hatte das edle Werk auch darin seine Heimatständigkeit betätigt, daß es über die Rixdorfer Zone nicht hinausdrang. Dies war das Echte, der Prüfstein. Wütend schielte dieser geborene Heimatkünstler nach der Loge, wo der Heimatkünstler von Berlin W. seinen Armenierbart strich. Ein Arminius in Glacehandschuhen entsprach nicht dem Ideal teutscher Männerherzen.

„Mich hat Geist enttäuscht," ächzte der Rixdorfer. „Ich dachte mir, er werde — ich weiß nicht was. Ohne

unbescheiden zu sein, darf ich meinen ‚Falschen Montezuma‘ doch diesem Flickwerk von ‚Spanischem Islam‘ entgegenstellen. Kein Erdgeruch, weiß Gott nich! Möchten Herr Professor nicht die Pause benützen? Ich fühle ein Bedürfnis —“

Dre Klassiker aus Weimar lehnte mit fürnehmer Gebärde dankend ab. Er schwieg sich aus. Wußte er doch immer, wo Bartel den Most holt! So unbedeutend er aussah, trug der Furchtbare doch immer den Dolch im Gewande. Er dachte schon, wie er in der Kunst, die wartet, sich an Geists hochfahrender Nonchalance rächen werde. Ah, man soll nie die Gefährlichkeit anscheinend unbedeutender Leute unterschätzen. Manchmal in unscheinbarer Hülle treten die Unsterblichen bei uns ein. Wenn sie gar nichts anderes können, kleistern sie eine Literaturgeschichte in fahrigem, dürrem Stil, voll von sachlichen Schnitzern, ohne Kenntnis der Dinge und Personen, über die sie schwätzen, doch alles getragen von unübertrefflicher Anmaßung und ehrbarer Biederkeit. Läßt man nunmehr die Reklame der kunstwartenden germanischen Biedermeierverschwörung los, so erzielt man sechs Auflagen hinter einander, ganz wie früher der unvergeßliche Hebräer Julian Schmidt teutsch und würdevoll vermittels der Grenzbotenklique auf der Literatur herumtrampelte.

„Ist denn kein Stuhl da für meine Hulda?“ murmelte Murr. Daß der berühmte Kunstwarter im Saale anwesend, war ruchbar geworden. „Schade, daß Ferdinand Lassalle nicht mehr lebt!“ Diese Anspielung auf den seligen Schmulian Jüd, den einst Lassalles Hohn umgebracht, unterschätzte entschieden die Macht des

Heimatkunstwarts. Vor solchem teutonischen Bardengebrüll wäre selbst der kühne Lassalle in frommen Schauern entwichen.

Am Saaleingang zankten zwei Herren so laut, daß ein pflichtmäßig heranstürzender amtlicher Rausschmeißer sie zum Verlassen der Anstalt aufforderte.

„Sie, Herr Kollege, sind ein Heuchler!" warf der jüngere Verlagsbuchhändler Schund dem älteren Konkurrenten Bogenschwinger ins Gesicht, der zwar halbgelähmt am Stocke humpelte, dessen unendlich langer Blondbart jedoch westfälische reine Rasse nicht verleugnete.

„Und Sie, Herr Kollege," versetzte Bogenschwinger prompt mit spitzem Westfalendialekt, „sind, was Ihr werter Name sagt: ein Schund."

„Wären Sie nicht ein armer, greisenhafter Rückenmärkler, würde ich Sie verhauen!" schrie Schund, ein hübscher, feister, kleiner Kerl, den gekrümmten eichenlangen Zitterer an. „Sie frommer Heiliger wollen hier noch Bilder rausstecken? Machen Se doch keine Menkenke! Ihre alleinseligmachende Religion kennen alle Schneppen, die Ihnen das Rückgrat brachen."

„Und Ihren reformatorischen Eifer sämtliche Spielbänke Europas," stotterte der andere grimmig. „Sie sollen zum Ehren-Croupier in Monte Carlo ernannt sein."

Beide biedern Konkurrenten hatte gerade der Titel des fünften Bildes hergelockt. „Der Tod der Reformation" konnte möglichenfalls ihr geschäftliches Interesse anregen. Bogenschwinger vertrieb nämlich mit heiligem Ernst katholische Bibeln und das Bild Sr.

Heiligkeit Papst Leos als Prämie dazu, während Schund es mehr mit ehrenfestem Protestantismus hatte und seine ersprießliche Tätigkeit dem treuen Gottesmann Martin Luther zuwandte. Dessen Bild vertrieb er en gros an alle Pfarrhäuser nebst illustriertem gereinigtem Bibeltext und galt in diesen Kreisen als eine Säule der reinen Lehre wider Roms Uebergriffe. Man hatte ihn zum Ehrenmitglied im Verein zur Abwehr der Unsittlichkeit ernannt. Hinwieder Bogenschwinger genoß noch feinere Ehre, ein päpstlicher Segen in lateinischer Sprache ergoß sich über sein blondes Haupt bis zum unendlichen Bart herunter. Das giftete Herrn Schund, denn in dieser Branche arbeitete er ja nicht, solche Segnungen blieben ihm versagt. Die böse Welt behauptete sogar, der Katholikenförderer Bodenschwinger sei eigentlich Protestant, der evangelische Apostel Schund eigentlich geborener Katholik. Doch das war Verleumdung.

Zecconi, dem dieser laute Zank nicht entging, amüsierte sich königlich. Ein paar umstehende Juden rissen schlechte Witze. Der Gedanke kam aber Zecconi nicht, daß er selbst es peinlich empfunden haben würde, wenn etwa Rabbiner sich ähnlich lächerlich machten, mochte er noch so sehr sich von der Synagoge lossagen. Was versteht ein Jude vom Zwist der christlichen Sekten! Er lacht darüber. Und so trennt unsichtbare Scheidemauer für immer Juden und Christen im gleichen Staatsverband und Vaterland. Denn es ist, vom Rassenunterschied abgesehen, etwas Tieferes, was hier in äußerer Religionsform zu Tage tritt: geschichtliche Vergangenheit, historische Entwickelung der arischen Volksfamilie redet. Und da will sich der Jude noch

wundern, daß selbst Freigesinnte die Geduld verlieren, wenn er sich in arische Zwistigkeiten mischt: Pack dich, Outsider, wir reden für dich in fremden Zungen!

Als daher die beiden Herrschaften an die frische Luft geleitet wurden, blieb der kleine Schund, der im Grunde ein guter Kerl war, plötzlich stehen und schimpfte: „Verfluchte Saujuden! Was mich am meisten wurmt, Sie, ist Ihre Schimpferei vor so 'ner Korona von Hebräern!"

„Na, sei'n Sie gut! Sie haben zuerst geschimpft! Aber wahr ist schon, was Sie da sagen. Was diese Krummnasen von unserer Konkurrenz verstehen! Und sie selber sind doch zuletzt die eigentliche Konkurrenz für jeden Christenmenschen!"

„Und ob! Na, wissen Sie, Herr Kollege, nichts für ungut! Da haben wir doch gemeinsamen Anhaltspunkt. Kommen Sie, gehen wir noch einen Schoppen trinken und das Kriegsbeil begraben!" —

Im Foyer gab es noch anderen unliebsamen Auftritt. Ein eleganter jüdischer Herr mit einem Mephistogesicht und geschwätziger Vielgeschäftigkeit, der aber tatsächlich von liebenswürdig gefälliger Gutherzigkeit strotzte, schnitt einen häßlichen kleinen Schleicher vom Stamme Kassatz auffällig. Seine Gattin, eine bekannte Schönheit und Toilettenkünstlerin von sehr gewinnenden Manieren, rauschte indigniert vorüber, ohne den Grüßenden eines Blickes zu würdigen, und ihr Eheherr vergaß sich so weit, vernehmlich zu murmeln: „Ist der Lump auch hier?" Darob ergrimmte der andere, weil Augen- und Ohrenzeugen zugegen, und schrie: „Was unterstehen Sie sich!" Darauf bildete sich ein ver-

schiedener Kreis um jeden der beiden Herren, die mit orientalischer Lebhaftigkeit gestikulierten. Der eine versicherte einer Gruppe vom Stamme Kassatz, daß er ein unschuldig gekränkter Ehrenmann sei, der andere aber ein frecher Parvenü mit den Formen eines Hochstaplers. Da er selbst ein reicher, einflußreicher Mann mit einem Titel war, fanden seine Erklärungen natürlich Anklang und mehrere abgeblitzte Verehrer der schönen Frau oder persönliche Feinde ihres Gatten vertrauten ihm an, daß sie sein Urteil unbedingt teilten. Ein „berühmter“ Künstler wie er solle sich um so was nicht kümmern. (Es ist erstaunlich, wie viele Nullen in Berlin „berühmt“ sind. Nur wenn von wirklicher Berühmtheit die Rede ist, schreibt die Zeitung: „der bekannte X.“) Dagegen schilderte der andere in grellen Fisteltönen die Missetaten dieses Malers, der es nicht nötig hatte.

„Der alte Tric! Aber wer konnte so was von einem feinen Mann von Rang und Familie vermuten! Kriecht immer um meine Frau herum mit faulen Redensarten, so ein Modell finde man in der Welt nicht wieder, dagegen sei Herkomers Miß Grant ein Waisenknabe — pardon, ein Waisenfräulein —, er müsse, müsse, müsse seinen Pinsel an ihr versuchen. Na, nu wissen Se doch, er is ja gar nich mal Portraitmaler, sein Fach ist Landschaftern, wer denkt also Arges, man will dem Mann gefällig sein. Wenn ich meine Frau malen lassen will, gehe ich doch nich zu solch 'nem ollen Orientalisten, sondern zu Lenbach —“

„Nanu!“ brummten ein paar Zuhörer. „Man nich so dun!“

„Na, wenn nich zu Lenbach, doch mindestens zu

Sichel. Und meine Frau war sogar vorsichtig genug, ausdrücklich vorzubeugen, daß wir natürlich sehr dankbar wären, aber das Portrait ihm nicht vergüten könnten. Da hätten Sie ihn hören sollen: ‚Aber selbstredend, meine Gnädigste, wie werde ich denn! Sie mögen mir gütigst meine Auslagen ersetzen, die Leinewand, hehe, das ist alles.‘ Na, für die paar Meter Leinewand sollte es mir auch auf'n paar Meter nich ankommen. Der Kantus steigt, die Schmiererei geht los, meine arme Frau muß zehn Sitzungen aushalten . ."

„Ach, ich habe mich so gemopst!" flötete die Schöne einschaltend. „Dafür hätte ich ihm einen Schadenersatz berechnen sollen."

„Was wollen Se sagen! Das Portrait kommt uns ins Haus — grausig, von gradezu schreiender Unähnlichkeit —"

„Abscheulich!" schauderte sie. „Gradezu beleidigend! Ich fiel beinahe in Ohnmacht. Natürlich gleich auf den Boden geschickt, nach der Wand umgedreht!"

„Und das dicke Ende kommt nach. Kostenpunkt: 7000 Mark!! So viel für seine Auslagen!"

Alles lachte und fluchte. „D i e Pappenheimer kennt man. Ja, die vom Stamm Kassatz sind alle vom Stamm Nimm! Der is chutzpe!"

Ein Germane, der dies Hebräisch nicht verstand, fragte naiv: „Chutzpe?"

Da rief ihn der gekränkte Portraitbesitzer an: „Nu frage ich Sie: i s t d a s n i c h t d i e r i c h t i g e j ü d i s c h e F r e c h h e i t?!" —

Das zweite Klingelzeichen unterbrach diese reizvolle Unterhaltung. Hustend, kichernd, scharrend, schnau-

bend schob sich das Publikum auf seine Plätze in offenbar unangenehmer Stimmung.

„Wie lange soll denn der Schwindel dauern?" schrie ein Theater- und Börsenhabitué, seine Uhr zu Rate ziehnd. „Schon dreiviertelneun! Geht das so fort, haben wir erst um elfe ausgelitten!"

„Und hier am Ende der Welt!" jammerte ein Stutzer mit Wirbelscheitel. „Keine Droschke erster Jüte zu haben, anständiger Fraß unbekannt. Wo soll man präpeln? Eh ich nach Dressel komme, schlägt's Mitternacht. Stadtbahn? Danke für Obst und andere Uebervölkerung!"

„Gradezu skandalös von dem Herrn Dichter, einem so was zuzumuten! Hat er kein menschliches Fühlen? Wie würde ihm sein, wenn er nicht einen Happen in den Magen kriegte und hier schwitzen müßte in theatralischer Folterkammer?"

„Eh, da kennen Sie Geisten schlecht!" kicherte Arthur Hirsch. „Der nährt sich nur von Geist, weiß kaum, was er präpelt. Dressel? Ihnen is wohl nich richtig? Solche Lokale kennt dieser Hungerdichter nur vom Hörensagen. Und hat dabei mehr Kies als wir. Alter Geizkragen!"

„Na, sehen Se, Hirsch, jetzt kriegen Sie auch Ihren Tollpunkt. Vorhin sahen Sie noch keine Schuld an diesem Menschen und wuschen Ihre Hände in Ihrer so beliebten Unschuld. Gradezu sträflich! Ich will mein Abendbrot um zehn haben, sonst geht's dem Dichter schlecht. Ich bin zu allem fähig."

„Det bist de!" bekräftigte Hirsch mit einem bösen Blick. „Darf ich mich bei dir nach dem Befinden deiner

Baisse erkundigen? Die Mine war gut gelegt."

„Bitte, hier kein Fachsimpeln! Dein Beifall ehrt mich." Da sich einige andere einmischten, schwirrte die Luft von „Pari", „91⅔", „fiel auf 82", „fixen", „fest", „pleite" und ähnlichen hochpoetischen Redewendungen. So bereitete man sich für Aufgehen des Vorhangs vor.

„Wieder keine Frau auf dem Zettel! Chokant! Ich schlaf gleich ein!" stöhnte eine umfangreiche Kalle aus ihrem Juwelenbusen hervor. „Poesie ohne Liebe und Damen, wer hat je so was erlebt!"

„Nur zu wahr, meine Gnädigste," stimmte der witzsprühende Pianist Lilienthal, Professor Humoris Causa, mit sehr lauter Stimme ein. „Geist — hat Geist, aber zu viel Geist ist ungesund. Ich achte diesen braven Mann, mein Geist ist willig, aber mein Fleisch ist natürlich schwach. Gnädigste verzeihen," er gähnte ostentativ, „aber so viel Weltgeschichte schläfert ein." Sofort lachte à tempo die ganze Parkettreihe. Ein Nicken, Bücken, Tuscheln: Was hat er gesagt? Ein berühmter Verleger aus Ungarn — sehr interessiert am Kursstand der Nationalanleihe Hauptmann, während einem neben ihm sitzenden schnurrbärtigen Weltmann mehr das Börsenpapier Sudermann, limited, G. m. b. H., Genossenschaft mit besonderen Hintergedanken, am Herzen lag — kicherte und erzählte: „Lilienthal ist wieder graußartig. Geist hat Geist, sagt er, aber zu ville Geist is ungesund, sagt er. Sein Geist ist willig, sagt er —"

Der Vorhang ging auf. Alsbald begann sich ein zunehmendes Räuspern zu verbreiten, dann schwatzten verschiedene vor sich hin. Zecconi hörte, wie ein Gemeindevorsteher ein Bühnengeflüster tuschelte: „Geht's

los?" Von unsichtbarer Stelle kam die Antwort: „Noch nicht!" Dann gähnten mehrere überlaut.

Als der französische Marschall auf der Bühne pathetisch schrie: „Weh mir!", entschlüpfte dem regierenden Witzbold von Berlin der Seufzer: „Weihaweih!" Hoho, war das ein Scherz! Alles wieherte nur so, bis in die hintersten Saalecken drang die epochemachende Kunde: „Lilienthal sagt schon Weihaweih!" Ein Bankiercommis, der mißverstand, fühlte sich bewogen, unvermittelt herauszuprusten: „Wigelaweia!" Zwar brüllte nun eine anständige Minorität, handgreifliche Böswilligkeit witternd: „Sst, Stille!" und die meisterhafte Charakteristik Marlboroughs, von Kassatz glänzend reproduziert, schlug einige Augenblicke die Widerwilligsten in lautlosen Bann. Tallards blasiert ironische Anspielung auf Marlboroughs Liebesbörse, sein Spielen in Trente-et-Quarante, den Weibern von dreißig bis vierzig Jahren, die eine Lücke ihres Innern mit aller Gewalt stopfen müssen, erregte sogar verständnisinniges Aufmerken mancher pompösen Rose von Saaron, deren Nase dem Turme glich, so gen Damaskus schauet. Der Geist der seligen Baronin Cohn, deren ritterlicher Zuhälter sich als seliger Erbe auf einem Fauteuil räkelte, schien durch den Saal zu wandeln. Aber leider fielen wieder politische Streiflichter, welthistorische Blitze über weiten Perspektiven, und einer solchen öden, unkünstlerischen Geistreichelei gegenüber verdoppelte sich das Gähnen, Räuspern, Husten. Plötzlich erhob sich ein zwerghaftes Männlein mit karfunkelroter Nase mitten 'm Parkett. Dies war der berühmte Dr. Karfunkel, der einst bei ersten Geburtswehen einer dämmernden Welt-

größe vor Sonnenaufgang eine veritable Geburtszange aus der Tasche holte und den saftigsten Theaterskandal provocierte. Seither kroch er natürlich umgekehrt zu des Meisters Füßen. Allgemeines Aufsehen. „Hört, hört! Karfunkel! Das wird was! Da gibt's was!" raunte man ahnungsvoll. Doch Karfunkel wartete auf seine Zeit, den psychologischen Augenblick. Denn noch erschien nicht auf der Bühne jener Jude Medina, dessen Anführung im Personenverzeichnis berechtigte schnöde Erwartungen erregte. Siehe, da trat er hervor, Marlboroughs Leib- und Hofjude. Schon bei seinem ersten Gemauschel bemächtigte sich der Zuhörer heftige Erregung. Und es wurde schlimmer mit jedem Wort, denn hier hatte Geist wirklich seinen antisemitischen Groll greulich entladen. Dieser immer lächelnde Marlborough als Leiter einer Judenschutztruppe, dieser verfrühte Rothschild, der schon begeistert ein Zeitalter prophezeite, wo nur das internationale mobile Kapital die Geschicke der Völker hinter den Kulissen gängeln werde, ging solchen Zuhörern doch über den Spaß. Sein Konterfei im Spiegel schauen ist keinem Affen angenehm. Plötzlich kreischte der immer noch sprungbereit auf seinen Beinchen stehende Karfunkel aus voller Kehle: „Sind wir denn hier in Kastans Panoptikum?!"

Als ob dieser befreiende Naturlaut ein Pandämonium entfesselt hätte, brach der Aufruhr los. Zecconi bemerkte, wie Rautendelein grell auflachte und der Meister unmerklich mit der Hand winkte. Unmittelbar fiel ein Orchester von Schnäuzen, Rülpsen, Kreischen, Trampeln, Zischen, Pfeifen ein. Mehrere Gemeindevorsteher musizierten auf Hausschlüsseln, die

Schwarze Bande erhob ein mißtönendes Feldgeschrei. Und als gar die paar arischen Studenten in Furia tedesca tobten: „Juden raus! Verdammte Judenschule!“, ging die Katzenmusik in einem Schimpfgeheul unter, dem Orkan der öffentlichen Meinung folgten geharnischte Tätlichkeiten.

„Das ist eine Gemeinheit!“ rief Zecconi zornig in den umtosenden Lärm. Da wurde man handgreiflich, er mußte sich freien Ausgang boxen. „Entweihung der Kunst! Aufreizung zum Klassenhaß! Vor den Staatsanwalt!“ schrien ein paar durchdringende Fistelstimmen aus Galizien und Temesvar. Der berühmte Direktor Schautenberg aus Transleithanien, der vorhin im Foyer jedem versicherte, er habe aus Patriotismus das Kreuz der Ehenlegion abgelehnt, und seinen wilhelminisch aufgedrehten Schnurrbart mit seiner üblichen Frage zwirbelte: „Wem seh ich ähnlich? U n s e r e m Kaiser!“, schüttelte das Denkerhaupt:: „Ah, cäht öng misehrahble! Särr gemeiner Mensch! Hätte ich Geist nie zugetraut! Stillä Wahsser sind tiff! In Paris ängpossible!“ Französisch verstand er ja nicht, aber dafür auch kein Deutsch, und so stellte sich das europäische Gleichgewicht wieder her.

Gleichzeitig mauschelte die ganze Kassatzsippe: „Kassatz, Kassatz!“, wie nach jedem Bilde. Aber der Meister leistete dem Hervorruf diesmal keine Folge, denn Kassatzgläubige und Schwarze Bande vereinten sich zu einem einzigen naturgewaltigen Aufschrei: „Schluß, Schluß! Nieder mit Geist! Aufhören! Nicht weiter spielen!“ Als einen Augenblick der unglückliche Thiesemantel vor den Vorhang huschte, begrüßte seine Jam-

mergestalt ein ohrenzerreißendes Gekreisch, mit dem Donnerworte ward ihm aufgetan: „Schluß! Nicht weiter spielen! Wir haben genug!“ Und Lilienthal krähte mit komischem falschem Pathos: „Weihaweih!“ Ein dröhnendes Hohngelächter folgte.

Auf der Bühne sah es aus wie nach jeder verlorenen Schlacht. Trümmer, Wimmernde, Deserteure, Drückeberger. Als Geist gelassen nach der Rampe schlenderte, tröstete ihn der totenbleiche Thiesemantel: „Das ist eine abgekartete Schweinerei. Trösten wir uns gegenseitig! Wollen mal sehn, ob sich's morgen besser machen wird!“ Aber Kassatz stürzte wie ein gereizter Tiger aus der Kulisse: „Da haben Sie nun die Bescherung für Ihre Rüpelei! O ich reiner Tor in meinem grenzenlosen Edelsinn! Kannte ich nicht Ihre Bosheit und Galligkeit? Das ist Ihr Dank für meine selbstlose Güte, ich bin Ihr Opferlamm!“

Von Kopf bis zu Füßen sah ihn Geist an. Dann legte er die Hand auf Thiesemantels Schulter: „Jaja, Blut ist dicker als Wasser. Die Natur läßt sich nicht austreiben. Hier der arme Direktor benimmt sich wie ein Gentleman, Sie als der Bündeljude. der Sie immer bleiben werden.“ Kassatz wollte mit theatralischer Geste zum Schlage ausholen, aber Geist fuchtelte grimmig mit einem Stocke, den er ihm vor die Nase hielt. „Daß Sie immer tapfer sein würden, wenn Sie jemand für schwächer halten, sieht Ihnen ähnlich. Aber ich rate Ihnen sich zu mäßigen. Habe ich nicht schriftlichen Beweis in Händen, daß Sie Ihr Gesindel da unten aufgestiftet haben, immer nur ‚Kassatz, Kassatz!‘ zu brüllen und mich selber auszuzischen, falls ich vor den Vorhang

träte?" Das war ein Schuß aufs Geratewohl, aber ins Schwarze, denn Kassatz senkte die Augen. Mit vornehmer Geste drehte er sich auf dem Absatz um. Draußen heulte man immer noch im sich entleerenden Saal und ein Chorgesang erhob sich: „Geist 'raus! Geist soll kommen!"

„Das will ich!" Blitzschnell, ehe der in sich versunkene Direktor etwas merkte, hatte Geist dem Inspizienten gewinkt, der ganz wirr und ratlos umherwankte und in seiner Wirrnis glaubte, es handle sich wirklich um einen Hervorruf. Der Vorhang rauschte auf, mit gelassenem Gleichmut schlenderte der Dichter dicht vor die Rampe. Sein Blick suchte eine Gestalt inmitten der am Saalausgang Drängenden, ein höhnisch und erstaunt zurückschauendes Gesicht — dann spuckte er laut und vernehmlich aus!

XX.

Eines solchen Theaterskandals erinnerten sich nicht die bewußten ältesten Leute. Fünf Tage ward in den Zeitungen erwogen, ob man diesem frechen Beleidiger von Presse und Publikum nicht eine besondere Züchtigung verabreichen könne. Natürlich sollten alle literarischen Vereine ihn wegen Vergehens gegen die Standesehre ausschließen. Da er jedoch völlig unbescholten: kein Mitglied irgend einer Vereinigung war, mußte man davon abstehen. Gleich darauf fiel aber wieder mal ein Geigenstück des Dichters Bonn durch, der sein Theater als Universalitäts-Monopol betrachtete, und Reinhart hatte bei Inscenierung des Macbeth elend versagt, insofern er weder lebendige Schwalben um Glamis Castle flattern, noch auch den Birnamwald leibhaftig auf Dunsinen rücken ließ. Dieser Durchfall Nr. 21 und diese Enttäuschung der gerechtesten Erwartungen, obschon Reinhardts renommierte Dekorationsfirma Baruch an Stelle Shakespeares dem Hervorruf Folge leisten durfte, verwischten nach drei Wochen jene böse Erinnerung. Nach vier Wochen wußte man schon nicht mehr, daß Geist mindestens silberne Löffel stahl. So leben wir, so leben wir in Berlin alle Tage.

Aber der schlechte Mensch sorgte selbst dafür, daß seine Missetaten ruchbar blieben und weiter gen Himmel schrien. In blinder Wut über jene köstlichen Aushöhnungen, die eine gerechte, vornehme Presse seinen

kindlichen Weltgeschichtsversuchen zu teil werden ließ, löckte er weiter gegen den Stachel, obschon in der Bibel geschrieben stehet: Du sollst das nicht tun. Seid untertan der Obrigkeit, so Gewalt über euch hat, denn solche ist von Gott. Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, und was man Schwarz auf Weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen. Somit erscheint es als gottloses Unterfangen, sich gegen die Presse mit ihrem fiktiven Mandat öffentlicher Meinung aufzuregen. Sie hat immer das letzte Wort und selbst Leute von ursprünglich anderer Gesinnung, Augenzeugen des Gegenteils, lassen sich am Ende gern überreden, daß an böswilligsten Presseurteilen doch etwas Wahres sein möge. Der damals anwesende General aus der Provinz ging achselzuckend zum Bahnhof und erzählte nachher in seinen Kreisen, so viel Juden habe er noch nie auf einem Fleck beisammen gesehen und der losgebrochene Skandal sei offenbar abgekartet Spiel gewesen. Aber das Stück werde wohl wirklich nichts getaugt haben, obschon er selbst kein Urteil über so gleichgültige Dinge besitze.

Natürlich erhoben die in ihren heiligsten Empfindungen gekränkten Pressianer nun auch unisono ihre Stimme zum Preis der Naturalisten und Symbolisten, die allein Beachtung verdienten. Ueber solche Burschen wie Geist mußte man einfach zur Tagesordnung übergehen. Man veranstaltete daher ein dichterisches Dienstjubiläum für das berühmte Partei- und Pumpgenie des begabten Freiherrn Rolf Hakon v. Merscheburg. Dieser beteuerte soeben als vereidigter Sachverständiger in einem Militärprozeß im Namen des ganzen Offizier-

korps entrüstet aus eigenster Erfahrung, daß von Schulden lebende Pumpiers unter Offizieren unmöglich seien, wohl die üppigste Probe seiner dichterischen Einbildungskraft. Früher besang er in seiner urwüchsigen Junker-Juchheweise seine Güter im Monde und spanischen Luftschlösser, worauf allgemein die Erkenntnis durchbrach, er sei der größte Lyriker seit Goethe und überhaupt ein Koloß von Rhodus. Geist, der ihn zuerst entdeckte und mit vollen Backen für das wirklich Echte die Posaune blies, lächelte als kundiger Thebaner in sich hinein. Als sich dann immer weiter die traurige Kunde verbreitete, Merscheburchs Güter lägen mehr im Reich des Pumpus von Perusia, trübte auch dies nicht die einmal begonnene Lobsucht, und wenn Sammlungen für den darbenden großen Dichter, der mindestens zwanzigtausend Mark als standesgemäßes Einkommen verlangte, nichts fruchteten, machte man Verständnislosigkeit des deutschen Philisters dafür verantwortlich. Der arme Philister, der so gläubig alles nachschwätzt, was man ihm vorkäut! Die wahnwitzige Ueberschätzung dieser tatsächlich bedeutsamen Junkerlyrik, doch von fast nur formalem Reize, ward dem unglücklichen Geist endlich zu viel und er ließ eine beißende Satire vom Stapel, worin er verschiedene Fliegen mit einer Klappe schlug.

Der überwundene Naturalismus.

Ich sitze zwischen Liese und Stiese,
Den etwas abgewelkten Schenkmädchen
Mit dem Ponyhaar
In der hintern guten Stube
Des verdächtigen Lokals

Für Wein und echte Biere und kneipe Sekt.
Ihn zu bezahlen ist mir peinlich,
Doch blüht mir im stillen die Hoffnung —
Hoffnung, dieser Lotosstengel auf dunklem Gewässer —
Auf einige Pumpe.
Angenehm, höchst angenehm!

Es wird spät.
Mozart, der Klavierspieler, ging schlafen.
Nicht länger quält er seinen Rappelkasten
Und stößt Liese heimlich an
Mit dem Ellbogen,
Bis Stiese von mir heischt:
„Na, du Kleiner" — so nennt mich die Kröte —
„Jib Mozarten 50 Pfenn'ge!"

Liese duftet nach Patchouli,
Stiese nach Moschus.
Geht Liese hinaus,
Um neuen Sekt zu holen,
Oder im Eiskübel kalt zu stellen,
Ereignen sich allerlei Begebenheiten
Zwischen mir und Stiese.
Geht Stiese hinaus,
Um einen Rollmops zu holen
Für ihr ufjeregtes Jemiete,
Dann hinwiederum
Findet intimere Annäherung statt
Zwischen mir und Liese.

Ich bin der Sultan,
Ihr zwei seid Perserbräute.

Nach Salben, Weihrauch und Myrrhen
Duftet ihr allerdings weniger —
Doch ich will nichts gesagt haben —
Es ist hier heiß und man transpiriert.
Draußen rasselt die Pferdebahn
Mit rot-grün glitzerndem Laternenauge,
Die letzte Pferdebahn!
Unangenehm, höchst unangenehm!

Ich trinke diverse Kognaks
Und habe auch sonst ziemlich schwer geladen.
Infolge dessen lehne ich draußen an der Mauer
Und entlaste meine Seele.
Jottedoch, ihr Sterne da oben,
Scheint ihr noch?
Hätt' ich euch gar nicht mehr zugetraut,
Ihr ollen Kerle.
Sterne — Nachtwächter!
Tiefsinn, he?

Ich bin Symbolist aus guter Schule.
Die Welt — eine Auster!
Sagt Pistol.
Ich bin Pistol und Falstaff in einer Person.
Ich will sie öffnen mit meiner Feder,
Diese Auster.
Auster — ha! Mit Zitronensaft!
Auch gebacken nicht übel!
Eine Auster kann mich begeistern
Wie alles Schöne.
Ich sitze hier
Wie der Hecht im Karpfenteich.

Hecht, ha! Mit Petersiliensauce und Klößen
Oder auch gebraten, gespickt wie ein Hase ...
Angenehm, höchst angenehm!
Darin steckt ja eben
Meine vielbewunderte Urwüchsigkeit:
In meiner grenzenlosen Begehrlichkeit.

Liese und Stiese!
Alles, was mir so grade durch den Schädel ging,
Habe ich höchstselbst hinzukritzeln geruht.
Und unser bißchen verfängliches Sumpfen
„Abjemalen", sagt der Berliner —
Mir versagt die Stimme vor freudigem Schreck
Ueber mein kolossales Meisterstück,
Und meinen giftgrünen feutchohrigen Fähnrichen
Von die leichte naturalistische Kavallerie
Versagen positiv die Worte!
Was, ihr Fischer, die ihr den Brahm und Rahm
Abschöpft von breiten Bettelsuppen,
Ihr Netzesteller der literarischen Mode?
Dies ist Natur, echt von einem heraus erlebt.
Riecht ihr den Erdgeruch gegenständlicher Plastik?

Aber Kinder! Das riecht sich doch!
„Herrlich ist es, von ureigenster Stimmungsgewalt,
Reich wie das Leben selber!"
So ungefähr wie mein Klempner oder Kempner,
Oder Kerr oder wie der Kerl nun heißt ...
Alles andere ist bloßer Fatzkestil,
Sünde wider den heiligen Jeist
Des Naturalismus.

Hol' mir meinen Biberpelz, Liese!
Brat' mir 'nen roten Hahn, Stiese!
Oder brat' mir eener 'nen Storch!
So was schmeckt famos vor Sonnenaufgang!
Schnedderengdeng! Halli und Hallo!
Liese, Stiese! Feiern wir unser Friedensfest,
Wir einsamen Menschen!
Ihr seid meine Schwarze Bande
Und ich bin euer Hauptmann,
Freiherr auf und zu Geyersberg.
O, ihr Weberinnen
Meiner Natur! So lang ist die Rechnung?
Hauptmann a. D....
Ade, ade! Droschke! Fuhrmann, heißen Sie Henschel?
Ich zieh' meine Pumphosen an...
Nanu, adjes! Ich verdufte
Wie eine versunkene Glocke...

„Haben Sie je so was Albernes, wahrhaft Albernes gelesen?" tobte eine Schar von uroriginalen Neutönern im Café Nollendorf, wo früher sämtliche Kellner den seligen Popobolski als ‚jugendlichen Meister der Zukunft' verehrten und als sichtbares Zeichen ihrer Hochschätzung keine Trinkgelder von Apollosöhnen annahmen. Zufällig saß Geist dort in einer Ecke und las die Zeitung, niemand kannte ihn. Die anwesenden Parnassiens waren meist holzfreie Papierlieferanten der großen Makulaturmasse, die als gedruckte Prosalyrik in Telegrammstil alljährlich gerechte Bewunderung in den weitesten Literatenkreisen (Gratisversendung) und nachfolgende Verramschung zum Papierwert erzielt. Der

eine hatte soeben ein epochemachendes Gedicht losgelassen, das anfing:

„Ich bin
Ein Mann,
Worüber ich augenblicklich nichts Näheres mitteilen kann."

Hiermit fiel er zwar abtrünnig in die Schlingen des veralteten Reimens und geriet bei strengen Behackern des dürren Holzes in Mißkredit. Doch die Freie Rhythmik des Metrums versöhnte wieder. Ein anderer blieb hingegen als treuer Purist der neuen Schule bei seiner Prosaliebe und schnitzte soeben folgendes Meisterwerk aus echtem Kernholz:

„Ich saß
In meiner dunkeln guten Stube.
Ein Kätzchen draußen schrie Miau.
Schon beschlich mich Verlockung,
Sündig zu reimen:
Bei Nacht sind alle Katzen grau.
Doch ich ermannte mich,
Sprach kurz und schwer:
Kater! !
So drehen sich bedeutungsvoll
Die Weltenkreise
In meiner guten Stube."

Sein intimster Busenfreund schrieb darüber einen ganzen Artikel. „In diesem wundersamen Stimmungsbild bricht unser Neutöner vollends mit der alten überlebten Vortragsweise einer phrasenhaft pathetischen Afterpoesey." U. s. w.

Ein dritter, secessionistischen Malerkreisen nahestehend, hatte das tiefste Geheimnis der Secession erkannt, daß man nichts zu können brauche. Wer weder

malen noch zeichnen, weder reimen noch gestalten kann, besitzt dafür eine mimosenhafte Sensitivität des koloristischen Empfindens und sieht alle Dinge mit Märchenaugen einer verfeinerten Psyche. Dieser Orpheus sang daher zum Steineerweichen:

„Scharlachrote Bäume segeln schwimmend
Ueber die schwefelgelbe Wasserwiese.
Rosarote Winde haucht ein bläuliches Lied.
Mein Herz ist teils Scharlach, teils Rosa,
Es brennt aus alabasterweißer Schale.
O Natur, du unendlich Grünliche!
Empfange den mit Ocker, Bleiweiß und Ultramarin
Bunt bepinselten Sehnsuchtslaut meiner Brünste!"

Aber all diese Weihegesänge übertönte der gewaltige Neutöner, der hier in erhabenem Schweigen in Mitte minder erlauchter Zunftgenossen saß. Er verfügte über blaue Samtjacke, grüne Weste mit Goldknöpfen und karrierten Schlips mit Diamantnadel. Denn er war vorsichtig in Wahl seines Erzeugers, des großen Kohlentrustmagnaten Veiteles. Dieser Name sagt zwar genug wohl schon, paßte jedoch nicht zu des Kohlenkronprinzen aristokratischem Hochflug. Deshalb nannte er sich Karolus Hunyadi. Seine Gedichte erschienen auf feinstem Büttenpapier mit Goldschnitt, prunkvollen Leisten und archaistischen Initialen, die Lettern selbstredend gotisch. In herrlichem Großformat, auf jeder Seite vier Verszeilen, nahm sich das Prachtwerk dieser unvergleichlichen Dichterdruckschöpfung wie die gotische Bibel von Ulfilas aus. Manchmal kam er auch japanisch angezogen auf den Markt exklusiven Selbstvertriebs. Jedes Exemplar kostete fünfzig Reichsmark. Dem profanen Buch-

handel blieb es entzogen, konnte nur durch Subskription erworben werden. Diese vertrieben in allen Salons jüdischer Hochfinanz weihevolle Propheten beiderlei Geschlechts, die eine Neugeburt der Poesie in dieser göttlichen Komödie erkannten. An der Komödie wenigstens zweifelte kein Augure, wenn er die schwammigen Gesichter der Kommerzienräte sah, die drauflos subskribierten. Man bot ihnen dies nämlich wie eine besondere Gnade an, wie in einem billigen Ausverkauf: „Einzig! Selten! Unwiderruflich letzte Gelegenheit zum Erwerb solcher Kostbarkeit!" Sachen, die so opulent gedruckt waren und schon in ihrem äußeren Habitus nach Goldkohlen rochen, mußten ja wirklich eine besondere Poesie sein. Was so teuer ist, ist sicher gut und wir können uns leisten das Teuerste.

Grüne Weste und Busennadel taten das übrige. Man verehrte ihn als neuen Oskar Wilde ohne Tretmühle. Herablassend wie große Männer sind, verschmähte er nicht den Honigseim des Reimes, doch erkannte 'sein hehrer Idealistenblick, daß ein moderner Künstler eines besonderen Tricks bedürfe, um sich von allem Gewöhnlichen durch eigenste Note zu unterscheiden. Er warf daher einen Haß auf die Interpunktion, erklärte an Komma und Punkt einen Vertilgungskrieg bis aufs Messer. Da es ihm ausnahmsweise nicht ganz an Talent fehlte, so las sich sein Anempfinden als Dekadenterich manchmal recht scherzhaft, wie in seinem berühmtesten Meisterwerk „Tiere".

„Sphinxe, Schlangen, Lämmer, Affen, die ein guter Gott geschaffen
buhlen in der Schöpfung sattem Schoos.

Pfauen, Adler, Papageien tummeln sich im wolkenfreien
Aether stumm und bodenlos
Hirsche, Auerochsen, Rehe wälzen brünstig sich im Schneee
durch die Wälder qualmt ein Nebelstrich
Löwen, Tiger, Leoparden unter Weihrauch, Myrrh und Narden
wandeln stolz und königlich
Herkulesse und Centauern in der Wollust trüben Schauern
paaren ihre göttlichgeile Brunst
Venus stöhnt auf Rosenblättern und Jehovas Blitze schmettern
Sterne singen eitel Dunst
Sphinxe sind wir oder Affen, die kein guter Gott geschaffen
und ich wimmre tief geheimnisvoll
Der Natur geheimsten Teppich webe ich aus Lolch und Eppich
sagt mir Tiere was ich soll."

Dieser interpunktionsfreie orphische Tiefsinn schlug selbst die kolorierteste Freilichtmalerei der neuen Sonnenlyrik in wilde Flucht. Ehrfurchtsvoll blickten auf den Meister die Genossen. Neidvoll und leidvoll, gedankenvoll sein, hieß die Parole dieser musischen Tafelrunde. Noch schwieg der Denkerdichter in seiner üblichen abgrundtiefen Versunkenheit.

„Was sagen Sie dazu, Meister? Dieser Kerl! Sein blödes Stück, historische Reporterei ohne eine Spur von feindifferenzierter, musikalisch effeminierter Neutönung, hat man einfach a u s g e l ä c h e l t!"

Da lächelte auch Danteles. Sein strenges, ernstes Antlitz, das einem gefälschten Kupferstich nach Dante auffallend glich, belebte ein menschlich profaner Zug. Und dem Gehege seiner Zähne entfielen die homerischen Worte: „Erbarmen Sie sich!" ...

Statt sich aber nun auch zu erbarmen und vor sich selber Danteles u. Co. auszulächeln, stürzte der ungebetene Lauscher wütend in die Nacht hinaus und schwor

Rache. Der ganzen Mischpoche wollte er's noch einmal geben und eintränken! Der Tor! Als er am hinterrücksigen Restaurant-Kabarett „Dorian Gray" vorüberkam, wo verschiedene Plateniden sich unplatonische Freundschaft schworen, schlug durch die offene Tür ein trillernder Sang an sein Ohr. Jener den Bajazzo mimende Kabarett-Baron hatte so viel gute Schule gemacht, daß in jeder Straße ein Klingklang-Gloribusch lockte und böse Buben Max und Moritz Streiche verübten. Die neuest Katerweis' „Nordische Heerfahrt" von Otto Erich Mumpitz hatte den neckischen Wortlaut:

Freiherr von Merscheburch, juchhe,
Das ist mein geistiger Vaterl.
Wir trugen selbanter kein Portemonnai,
Dagegen im Herzen das Katherl.

Selbander durch dick und dünn hindurch
Minnten wir blinkweiße Wadeln.
Ich und mein Freiherr von Merscheburch,
Die strammste der Waschermadeln.

O Vornehmheit verblichener Liebespoesie!

Da ich dich aufwärtssteigen sah,
Wehte dein Gruß wie ein langer Schleier.
Und ich, ein ungestümer Freier,
Ich dachte an Leucothea.
Wie sie, die Meerfrau, den Ulyß
Mit schaumigem Schleier aus den Wogen,
So hast du mich emporgezogen
Aus kalter feuchter Finsternis.
Das Leben war mir fad und grau,
Ein Abendnebel mürrischer Nöte . .
Dein Lächeln zaubert Morgenröte
Noch einmal mir, geliebte Frau.

Noch einmal?! Nie, nie wieder!

XXI.

Von Zecconi hörte er nur, daß er umfangreiche Agenturvertreibung italienischer Früchte und Weine nebenbei übernahm, aber trotz aller judäoitalischen Findigkeit und Geschäftsklugheit hierbei auf keinen grünen Zweig kam, zwar nicht in Kontrakten, wohl aber in praktischer Ausführung der Kontrakte übervorteilt: zu vornehm, säumige Schuldner zu mahnen. Geist lachte dazu:

„Wnen ein Streber mal versucht, anständig zu sein, fällt er 'rein. Wenn ein Anständiger zu strebern versucht, dito. Die angeborene Vorbestimmung läßt sich nicht durchbrechen. Das Glück hat ausgesprochene Neigung, Schufte und Trottel zu begünstigen, aber dahinter steckt vielleicht absichtsvolle Weisheit. Dem Vornehmen soll das Leben verekelt werden, Fortuna wäre ihm nicht förderlich." Wohl wahr, doch eine andere Wahrheit dämmerte ihm hier nicht: wenn Zecconi als Jude so vornehme Gleichgültigkeit gegen Geldeintreibung bekundete, wo blieb dann noch das Feststehende des Rassentyps? Wie ihn konnte es noch viele vornehm angelegte Juden geben.

... Als er mal wieder bei Henri Weinstock hineinschlenderte, empfing ihn erst betretenes Schweigen einer

Sekunde. „Vom Himmel hoch da komm' ich her!" intonierte Ernst Gottlieb Ludewig. „Die Gazetten haben Sie doch schon begraben, alter Junge, und Sie leben noch?"

„Ersparen Sie mir den Wasserfall von Witzen über meine literarische Todesanzeige!" erwiderte Geist bissig. „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist der Rutenstreich. Nur immer chutzpe!"

„Tun Sie mir den einzigen Gefallen und reden Sie hier nich Hebräisch, aber auch nich Antisemitisch!" brummte Henri der Weinstock. „Wir sind hier auch keine Anbeter der Juden, aber so wie Sie — man wird uns noch in Verschiß erklären, wenn wir hier mit Ihnen antisemiteln."

„Ein echter deutschr Mann kann keinen Juden leiden, doch seine Weiber liebt er gern. Prost!" genehmigte sich Ludewig einen feierlichen Trunk. „Is ja alles Essig! O sauf, so lang du saufen kannst ... die Stunde kommt, wo du bei Wasser stehst und klagst! Guter Freund, Sie kneipen nicht genug! Habe Sie schon im Verdacht jüdischer Abstammung. Ein wahrer Germane treibt praktischen Antisemitismus ... mit kräftigem Suff, denn das ist's einzige, was uns die Juden nich nachmachen können. Daran erkennt man die reine Rasse."

„Aber, Ernscht," fiel ein Champagneronkel a. D. ironisch ein, „der Geist lebt doch nicht vom Suff allein, sondern von jeglichem Wort ... unser Verehrter hier steigt doch zum Volke nieder vom hohen Parnaß!"

„Was kommt da von der ledernen Höh?" quiekte ein geschniegeltes Jüngelchen, das Geist jetzt erst be-

merkte. Auch eine Spezialität von Kolonialschwärmer. Der junge Herr suchte daheim so lange das Land der Griechen mit seiner sogenannten Seele und andern Gliedmaßen, bis auf wohlwollend diskreten Wink der Polizei sein vielvermögender Herr Papa ihn nach den Kolonien verschiffte, wo man es nicht so genau damit nimmt. Jetzt nach angemessener Zeit zurückgekehrt, sprach der kinderliebe Tropenkollerige als politische Autorität über das Thema: Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser, es müssen immer noch mehr Kähne gebaut werden. Von Geist rückte er vorsichtig ab und raunte dem Champagneronkel a. D. zu: „Subversive Tendenzen, hab' ich mir sagen lassen, dieser Herr Geist. Nichts für uns Patrioten!"

Der „durchgefallene Autor" wünschte seine lieben alten Kumpane nicht in Verlegenheit zu bringen, entfernte sich daher bald. Im nächsten Café einen Kognak hinuntergießend, hörte er das übliche Gerede der Schachspieler und Kiebitze: „Ein Bauer ist auch ein Mensch! — Auch schon sehr schön! Jetzt nehm' ich den Laufarius! — Halt, ein Monument! Mit Geduld und Spucke fängt man manche Mucke! — Mut hat auch ein lahmer Muck! Der Kiebitz ist des Christen Schmuck! — Das wirst du am Kreuzberg bereuen!"

„Sehr richtig, am Kreuzberg bereuen wir hier alle, nur nicht ‚das Land vom Tyrannen befreien'!" dachte Geist bitter. „Wie auch dies Völkchen mit wenig Witz und viel Behagen sein Kohlchen pflanzt und pflegt! Ein Eifer, als ob die Seligkeit davon abhinge! O dies kahle kühle Dasein im Norden, das tausend Surrogate und Marotten bedarf, um die Langeweile zu betäuben!

Nur der Süden hat Kultur, überschauert mit zündenden Sonnenstrahlen, wir aber kriechen hier in naßgiftigem Schleim wie Kröten an muffigen Mauern hin. Narrenkappe und Pickelhaube! ‚Wo Perser ruhn im Todesschlaf, da gibt es keinen Griechensklav‘, singt Byron am Strand von Athen, aber unsereins hockt hier am Kaffeetisch und dichtet frei nach: ‚Schaf Michel schnarcht den ewigen Schlaf, der Junker und der Juden Sklav‘. Vermaledeites Schicksal, als Deutscher geboren werden! Wie unvorsichtig in der Wahl meiner Wiege! Warum nicht Engländer oder Franzose?“

Soeben docierte ein Schachmeister: „Der russisch-japanische Krieg zeigt die Wichtigkeit der ‚Eröffnungen‘. Wenn ich so sagen darf, die dynamischen Kräfte des taktischen Aufmarsches — meine letzte Turnierpartei zerfiel in drei strategische Phasen!“

„Phrasen, meint er wohl,“ murmelte Geist halblaut. „Gottvoll!“

„Ah, da sitzt ja Meister Geist, der wird mir Recht geben. Ich erkenne in der Schlacht bei Mukden verschiedene Schachprobleme — ein abgelehntes Evans Gambit, ferner eine spanische Eröffnung —“

Geist lachte. „Schade, daß Menschen keine Schachfiguren sind!“

„Sie selber lehren doch, daß richtige theoretische Grundsätze entscheiden —“

„Ja, aber nur ihre richtige Ausführung. Jomini und Clausewitz hätten mit der schönsten Ergründung von Grundsätzen noch nicht eine Operation Napoleons machen können. Clausewitz besaß keine Fähigkeit, die Truppe fortzureißen, Jomini mußte sich in Rußland

von Napoleon schlimme Dinge über seine Faulheit sagen lassen. Zu einem Feldherrn gehört außer Verstehen und Wissen noch rastloser Fleiß, höchste Energie. Wohl möglich, daß ein zum Feldherrn Geborener nie Spielraum findet, denn überall gewährt nur das Schicksal den rechten oder falschen Platz, der Mensch hat keinen freien Willen. Doch wer darf über Kuropatkin schimpfen, da unter tausend Generalen nicht einer besser wäre!"

Soeben ging an den Tischen eine Kollekte um zu Gunsten der Bialystok-Märtyrer Judäas, während für die mißhandelten Baltendeutschen oder die sonstigen russischen Massenopfer keine Hand sich rührte. „Bei Ihnen darf man wohl nich anfragen?" bemerkte einer giftig. „Die Progromiten sind ja wohl Ihre Gesinnungsgenossen. Eine Portion Pückler-Eis gefällig?"

„Ich verbitte mir solche Scherze," rief Geist zornig. „Pücklerische Radauantisemiten und Pöbel-Hepphepp haben mit wissenschaftlicher Abwehr des geschlossenen, unterdrückerischen Judentums so viel zu tun, wie faule Marodeure mit der Disziplin eines anständigen Heeres. All diese Ausschreitungen und sogar das Geheul nach Aufhebung der Judenemanzipation verdamme ich so schroff wie nur irgend ein Fortschrittler. Die Juden sollen nicht unterdrückt werden, aber die Arier auch nicht von den Juden und so steht's heut wirklich."

„So? Auch in Rußland? Wo keine bürgerlichen Rechte —"

„Nein, die russischen Juden haben ganz recht, daß sie sich empören. Was freilich den Haß des Volkes betrifft, so mögen sie durch Ausbeutungswucher und Vordringlichkeit ihn verdient haben. Doch immerhin,

daß sie diese große Revolution machen — denn die Juden sind es, die hier wieder wie im Dreyfusskandal ihre internationale Macht bekunden —, kann man ihnen nicht verübeln. Ueberhaupt, wäre ich Jude, würde ich vermutlich über viele jüdische Interessen gradeso denken. Doch wie seltsam, daß unsereins sich stets auf den Standpunkt des Juden versetzen kann, der Jude aber nie auf den des Ariers. Zuerst, wenn man das ‚liberale' Wutgeschrei über jede Auflehnung wider jüdische Welttyrannis hört, glaubt man an bloße Heuchelei. Später begreift man, daß der Jude betreffs der Judenfrage ein förmliches angeborenes Brett mit Scheuklappen vor der Stirn trägt. Er will und kann nichts verstehen, sein sonst so scharfer Verstand reagiert einfach nicht auf alle Logik der Vorwürfe. Alles an sich reißen, ist doch nur ihr gutes Recht, denn sind die Juden nicht immer noch das auserwählte Volk? Jehova will es, und wenn Wodans Söhne nichts davon wissen wollen, so müssen sie gezüchtigt werden."

„Sie übertreiben wieder maßlos," mischte sich ein recht gebildeter Mann, ein zur Ruhe gesetzter Bankier ein, der natürlich Hermann Schütze hieß. Denn kein germanischer Vor- und Familienname ist mehr sicher, jeder Urgermane kann einem jüdischen Namensvetter begegnen und hierdurch selbst in den Geruch jüdischer Abstammung kommen. „Nichts ist so dezentralisiert wie das Judentum. Was Sie von Alliance Israelite fabeln, macht uns lachen. Das ist eine Wohltätigkeitsverbindung, nichts weiter."

„Und wenn's so wäre, dann sicher Wohltätigkeit nur für Juden."

„Natürlich, charity begins at home."

„O, ich wollte damit keinen ethischen Vorwurf machen. Ethik in diesem Kampfe ist überhaupt schlecht am Platze. Die Juden führen ihren Krieg um die Obmacht, wir den unsern. Wenn alle Hebräuer die edelsten Menschen wären — was sie gewiß nicht sind —, so brauchte das Wirtsvolk gleichwohl nicht dies Dominieren einer als Gast geduldeten Fremdrasse zu dulden. Von den paar Juden, die seit Jahrhunderten in Deutschland sitzen, sehe ich hier ab, denn die riesige Mehrzahl ist erst seit einem halben Jahrhundert aus dem Osten eingewandert."

„Und schon so rasch übermächtig, wie Sie behaupten?" bemerkte Schütze spöttisch. „Dann muß es eben kraft überlegener Intelligenz geschehen sein."

„Jawohl, so prahlen Juden und Judengenossen," erwiderte Geist ruhig; „es ist aber Lüge und Unverschämtheit. Ihr habt wie alle Orientalen raschere Auffassung in gewöhnlichen Verstandesdingen, dagegen fehlt jede Spur des Genialen, Produktiven. Auch auf Geistesgebieten seid ihr nur Zwischenhändler, unproduktive Ausbeuter, kompilatorische Eklektiker. Die zwei großen Namen Spionza — Kopie von Giordano Bruno! — und Heine — Kopie von Byron! — füllen nur winzige Nische in der weiten Walhalla germanischer Geniushelden. Daß verschiedene Juden sich erfrechten, ‚statistisch' das Intelligenzübergewicht der jüdischen Rasse feststellen zu wollen, zeigt wieder mal, daß die bis zum Rasen gediehene Selbstsucht zuletzt in förmliche Wahnvorstellungen ausartet. Nein, der Sieg des Judentums belegt nur den wahren Darwinismus —

nicht den verlogenen der wissenschaftlichen Mode —, nämlich das Ueberleben der Schlechteren und Minderwertigen im Kampf ums Dasein, die Auslese des Ordinärsten, die Evolution zur Entspiritualisierung in absteigender Folge."

„Sehr schmeichelhaft! Demnach ist uns also die Weltherrschaft sicher?" spottete Schütze.

„Und ob! Die bestehende kapitalistische Gesellschaft formtet ihr nach eurem Bilde und da bleibt ihr Meister. Kracht sie aber, seid ihr bei der Sozialdemokratie rückversichert. Dort erhaltet ihr mindestens alle fetten Führerstellen und werdet als Genossen 1. Klasse mit Eichenlaub behandelt. Haha, schimpfe auf Sozialismus, aber feiere die Juden, dann wird die sozialistische Presse dich mit Glacehandschuhen anfassen. Opfere dich für den Sozialismus, aber mache aus Abneigung gegen die Juden kein Hehl, dann wird man dort Mistkübel über dich ausgießen. Ich hab's erfahren."

„Aber Sie selber machen doch daraus ein Hehl, trotz Ihres öffentlichen Bellens, im Privatleben. Da niemand Ihnen falsches Spiel zutraut, daß Sie am Ende nur freundlich tun, um uns auszuhorchen, so sind Sie doch sicher ohne persönliche ‚Abneigung', verkehren höflich und familiär mit so vielen Mitbürgern mosaischer Konfession," lächelte der Bankier sarkastisch.

„Erstens ließe sich das nicht vermeiden, denn wo fände man in Berlin W. einen öffentlichen Ort oder eine Gesellschaft, wo nicht die Hälfte der Anwesenden Juden wären! Zweitens habe ich allerdings bessere Juden gern, ihre geistige Regsamkeit, ihr Witz und manchmal auch ihre unverkennbare Gutmütigkeit oder

wenigstens Zuvorkommenheit berühren sympathisch. Drittens habe ich, wie so oft gesagt, überhaupt nichts gegen den Einzelnen."

„Unlogisch! Denn da Sie doch von Rassenkampf reden —"

„Falsch! Wer sagt, daß ich dies tue! Das vermögen nur ungebildete Alldeutsche. Die Juden sind eine Mischrasse wie andere auch, wie z. B. Süditaliener und Südspanier eine Mischung von Ariern und Semiten."

„Da hab' ich Sie! Wenn also auch Rassenhaß wegfällt, bleibt nur roher wirtschaftlicher Neid übrig, weil die Juden infolge ihrer langen Nötigung zum Handel mehr Kapital anhäuften."

„Ich will davon absehen, daß es mit der ‚Nötigung' nicht weit her ist, daß die Juden schon im Altertum genau wie heut ein Handelsvolk waren wie ihre Vettern, die Phöniker, daß sie im römischen Reich nicht viel anders als heut das mobile Kapital beherrschten. Doch die Judenfrage ist überhaupt keine wirtschaftliche oder Rassen-, sondern eine Geistesfrage. Das Judentum an und für sich, international und doch unter sich einig, vertritt das Prinzip des Materialismus, des Diesseitswahns, der Priapusvergötterung. So hat ein Jude selber, der geniale Weininger, es aufgefaßt und sich dann totgeschossen, weil er das Jüdische übermächtig in sich spürte."

„Ach ja! Solch ein verfluchter Renegat!" Der hebräische Hermann — Hermann, Siegfried, Berthold, Else, Grete, Sieglinde sind Lieblingsvornamen dieser Gattung — schwoll von edelm Zorn. „Alles Verleum-

dung! Wer geht voran bei jeder Wohltätigkeit, wer allein hat eine offene Hand für geistige Bestrebungen? Wir, immer nur wir. Wer handelt generös, mitleidig, alturistisch? Die Juden allein. Und da wundern Sie sich noch, daß wir für Freiheit erglühen, daß wir den Umsturz des Schlechten fördern —"

„Nicht weil es das Schlechte, sondern das euren Interessen Schädliche ist. Freiheit der Juden! ist die einzige Losung."

„Nun ja," gab Schütze kleinlaut zu. „Das persönliche Interesse spielt natürlich die Hauptrolle. Aber Materialismus, bah! Beten Ihre Germanen etwa weniger das goldene Kalb an oder die Venus Vulgivaga? Nur, daß sie außerdem noch Süffel sind."

„Stimmt, von ethischer Ueberlegenheit der Arier mag ich nichts hören, wenigstens in ihren Durchschnittsexemplaren. Ein germanischer Schurke ist auch viel gefährlicher, weil seine Kaltblütigkeit kein menschliches Rühren kennt. Er läßt sich nicht wie Shylok durch Rachsucht zu unprofitablen Geschäften verlocken, ihn blendet nicht eure reizbare Eitelkeit. Vielleicht ist's diese Eigenschaft als nationaljüdischer Größenwahn, was euren endgültigen Sieg in Frage stellt. Ihr haltet die Arier stets für dümmer als sie sind. Beiläufig, wenn ich z. B. mit Juden gradezu fraternisieren würde, also charakterlos meine Gesinnung verleugnen könnte, was täte ich dann anders, als war ihr Juden täglich tut? Denn wenn ihr noch so sehr für arische Dinge schwärmt, heimlich habt ihr doch immer ausschließlich Jüdisches im Auge. Zwei Juden, die sich hassen, schließen gern Frieden über den Kopf eines dritten

Ariers weg. Unauflösliche Genossengemeinschaft vereint euch alle gegen jeden arischen Outsider, und wenn ihr mal eure Renommierchristen auf den Schild erhebt, geschieht's nur, weil sie euch zufällig in euern Interessenkram passen."

„Klugheitspolitik der bedrängten Minorität!" Der Bankier zuckte leicht die Achseln, ohne aber zu widersprechen. In diesem Augenblick gab es im Café ein großes Hallo, denn neue Wolffsche Depeschen kamen an, neue reizvolle Blutbäder der Russenrevolution brachten den Zeitungsleser wieder auf seine Kosten. Ein gellendes Anathema über die Zarenwirtschaft ertönte. Geist aber kommentierte ernsthaft:

„Ja, so etwas kommt bei uns nicht vor. Zwar konnte man sonst allerorts in Rußland behaglich leben und sozial ganz frei, der Gemeindebesitz des ‚Mir' stellt z. B. den russischen Kleinbauern entschieden höher als den deutschen. Aber politisch war man allerdings unerhört geknebelt. So durfte man z. B. nicht auf den Zaren schimpfen, dann gab es — man denke! — sogenannte Majestätsbeleidigungsprozesse mit vieljährigen Gefängnisstrafen. Und die Presse war zwar relativ mächtiger als bei uns, ihr Einfluß nicht zu unterschätzen, aber die schändliche Zensur unterdrückte alle Artikel, die harmlos bloße Wahrheit sagten: z. B. die Großfürsten seien Diebe, ein bißchen Bombenschmeißen sei so übel nicht. Da lob' ich mir ein freies Land wie Preußen, wo man alles drucken darf, bloß der Staatsanwalt nach Dolus Eventualissimus in jeder Zeile späht, jeder fragwürdige Ausdruck nach Plötzensee fährt, woselbst der Redakteur mit dem gemeinen Verbrecher auf gleicher

Stufe steht. Ebenso tyrannisch verfährt man im heiligen Rußland gegen Attentäter: wer Bomben schmeißt oder sonst mit gefährlichen Werkzeugen politisch arbeitet, muß nach Sibirien wandern oder wird gar standesgemäß erhöht mit einer Schlinge um den Hals. Anderswo ist das natürlich erlaubt, da wird schon jeder unpolitische Schreihals mit würdiger Hochachtung vom Schutzmann ermahnt, der überhaupt auf der Polizeiwachtstube ein amtliches Faustrecht entfaltet. Und schändliche Willkür im Bemänteln feudaler Verbrecher kommt nicht in ... Rußland vor. Da war ein Fürst ... irgend so'n russischer Name —, der hatte in der Mandschurei Chinesen kannibalisch ermordet. Was aber tat das Gericht? Beförderte ihn in eine fidele Anstalt für geistig Belastete, von wo er schon bald als geheilt entlassen wird. Und da war ein Gouverneur, der spielte immer Poker, und als elende Liberale ihn darauf anfaßten, da klagte er und die Gerichte verurteilten alle Wahrzeugen wegen Meineids, der Zar aber ernannte den Poker-Gouverneur erst recht zur Excellenz. Ja, so etwas kommt bei uns nicht vor!"

Lautes Gelächter, das diese boshafte Zweideutigkeit entfesselte, begleitete seinen Fortgang, hinter ihm her tönte die Frage des Bankiers: „Und diese Excellenzen sind wohl auch Juden?"

Finster dachte der Antisemit über die Berechtigung dieses Einwurfs nach. Lag im sozialdemokratischen Hohn, Antisemitismus sei der Sozialismus der Dummen, nicht trotz alledem viel Wahres? Verkehrte Bazillentheorie! Nicht der Bazillus selber erzeugt die Krankheit, sondern der Bazillus als Krankheitserreger

wuchert nur auf krankem Boden in ungesundem Organismus. Ja, an der Monopoltyrannis des großstädtischen Judentums auf allen Gebieten und dem zersetzend schädlichen Einfluß seines frivolen Kunstgeschmacks konnte nur ein Blinder oder wissentlich Blindheit Simulierender zweifeln. Doch weshalb drang denn diese antispirituelle, antiideelle Gesinnung durch alle Poren des Volkskörpers? Weil alle in gleicher Weise infiziert. Die offiziellen Antisemiten, die jedes Zeitübel mit Hebräerhetze heilen wollen, sind teils Narren, teils Heuchler, gemeine Schildknappen der Reaktion. Da steckt ja eben das Grausige für den Ehrlichen: daß man Juden und Antisemiten gleichmäßig befehden muß. Heut die Juden ausmerzen wäre Hereinbruch der Barbarei, denn der Deutsche hat vom Juden nur dessen üble Seiten gelernt, nicht aber sein Kulturstreben, seine Hochachtung vor geistigem Wirken, seinen großen Stil der Mildtätigkeit. Hat nicht selbst ein Mosse, der sonst um jeden Pfennig knickert, Millionen für gemeinnützige Zwecke gespendet und wimmelt es nicht von minder bekannten jüdischen Wohltätern gleicher Großmut? Was spendeten denn Krupp und die Hamburger Reeder für die Gesamtheit?

Adieu, Antisemitismus! Geist schwor dies faule Ideal ab. Fahrwohl für immer, schöne Leiche!

... Außer jenem rohen Attentat ließ der böse Geist sich noch verleiten, der „Nordischen Heerfahrt" zwei neue Strophen altdeutscher Ueberbrettelei anzuhängen:

Selbander ließen wir sitzen dann
Die Maid der Bajuwaren . .

Selbander Knappe und Rittersmann
Sind gen Norden gefahren.

Nordische Recken mit Wikinglist,
Beutesuchende Krallen . .
Ihr hellen Berliner, Jud und Christ,
Wie seid ihr 'reingefallen!

Nach solchen Infamien war Geist natürlich in Berlin vollends unmöglich geworden. Einige munkelten sogar von gerichtlichen Klagen. Hätte er aber nicht aufgemuckt, würde dies wesentlichen Unterschied gemacht haben? Kaum. Denn seine gesamte Art und Arbeit mußte Anstoß erregen, dieser Geist entsprach so wenig dem Zeitgeist. Mit dem offiziellen Judentum hatte er es dauernd verdorben, die herrschenden Mächte in Theater und Zeitung taten ihn also in Acht und Aberacht, das macht Sechzehn. Aber auch bei den Konservativen und Nationalen stand ein Mensch im schwarzen Buch, der sich am Götzen des Militarismus freventlich vergriff, der weder an allweisen alldeutschen Wotan Bismarck glaubte, noch den Dänen Moltke für einen Uebernapoleon hielt, überhaupt so schroff freiheitlich antifeudale Gesinnung herauskehrte. „Wir Nationalen," schrieb ihm der Herausgeber der „Bundschau", Chorführer der sogenannten Partei der Weißen Weste im Journalismus, der reinlich sauberen Unantastbarkeit, „können nur mit tiefem Bedauern Ihr Lebenswerk betrachten, wie Ihr angebliches Legendenzerstören unsere teuersten Pietätgefühle verletzt. Bei aller Verehrung für Ihre überragende Persönlichkeit müssen wir Ihnen durchaus Gehör verweigern. Der militärische Vertrauensmann der vaterlandslosen Sozialdemokratie kann unmöglich der unsere sein." Das hatte Geist durchaus

nicht verlangt, aber nie die Logik begriffen, weshalb nun seine Bücher ohne Weiteres totgeschwiegen werden müßten, welchen Sport die „Bundschau" ihm gegenüber mit Vorliebe betrieb. Saß er aber hier zwischen zwei Stühlen, so lud auch die lange Bank der „Genossen" ihn vergebens ein. Diese innere Einsamkeit teilten freilich mit Geist Unzählige in Deutschland, deren Blick zu hell, um sich von Parteiphrasen für und wider blenden zu lassen, deren Gewissen zu spröde, um politische Ueberzeugung nur nach dem eigenen Vorteil zu bemessen. Denn Königstreue der Konservativen, Bürgerneid der Industrieliberalen, Umsturzlust der Volksmassen entstammen ja lediglich dem persönlichen zufälligen Interessenstandpunkt. Dre feudale Agrarier würde nach Produktivkommunismus schreien, wenn er als Arbeiter geboren wäre, der Arbeiterführer würde im Herrenhause scharfmachen, wenn er ererbten Herrensitz besäße, der Fortschrittsschwätzer wäre in anderem Falle je nach seinen persönlichen Umständen konservativ oder sozialistisch, der nach Menschenrechten und ethischer Kultur kreischende Jude wäre der Feudalste der Feudalen, wenn alle Juden zu Baronen ernannt würden. Die wenigen Ausnahmen, wo politische Parteifärbung ausschließlich der inneren Ueberzeugung entspringt, bestätigen nur die Regel.

Ja, um den Wirrwarr voll zu machen, verbat sich Geist obendrein, daß die Berufsantisemiten ihn zu den Ihren rechneten. Er dankte bestens dafür, jeden Juden ungehört zu verdammen, ließ sich Heine und Lassalle nicht rauben, hielt den genialen Menschen und Idealisten, was das nämliche ist, nicht an Rassenschranken

gebunden. Tut nichts, der Jude wird verbrannt! galt ihm nicht als Losung, er war überhaupt nicht fürs Verbrennen. Er bekämpfte das Judentum und nicht die Juden als Menschengenossen, er wollte Verjudung vertilgen, aber erst recht bei sogenannten Ariern, die obendrein wie ein großer Teil des Adels mit hebräischen Mitgiften sich rassevermischten. Als ein antisemitisches Revolverblatt ihn durch schwülstiges Lob kompromittierte, erließ der törichte Rechthaber sogar ein Epigramm:

Sie, die so geil aufs Goldne Kalb geschielt,
Die so feudal vor jedem Götzen knieten,
Sind sie, die ich für Geistesjucker hielt,
Antisemiten? !

So schaukelte also dieser verdrehte Eingänger Geist als Einzelboot auf den sich befehdenden Wellen und nirgends winkte ihm ein Hafen. Der Einzelne und sein Eigentum, wenn auch nicht in Stirners und Nietzsches Sinne, blieb sein einziger Besitz. Er hatte sich selber, niemand sonst, nur die verschollene Tote!

O trister Tristan, blonde Isolde!
O süße Freiheit, o freie Luft!
Wie flüstert deine Stimme, die holde,
Neuen Frühling in müde Brust!

Dunkles Geheimnis, sonnige Triebe,
Wir beide sind noch einmal jung . .
Ist's erste oder letzte Liebe?
Ist's Hoffnung oder Erinnerung?

Nessun maggior dolore che ricordarsi del tempo felice nella miseria!

XXII.

Als Geist eines Nachmittags am Café Schiller vorüberkam, sah er eine gute Bekannte einsam an einem Tische, die sofort ihren Kneifer auf ihn richtete, so daß er wohl oder übel begrüßen und sich bei ihr niederlassen mußte. Dies war Fräulein oder Frau Lene v. Swindalskaja oder Swindalsky aus Russischpolen, jene aufsehenerregende Abenteurerin, welcher unser berühmter Heinz Schulze zum Geruch einer Märtyrerin verhalf. Als ausgesprochener Polenhasser lag ihm ja nahe, etwas ausgesprochen Polnisches zum Leib- und Magenkameraden zu wählen. Helena, Helene, Lena, Lene, Lenchen, nach wechselndem Nationalgeschmack der Lande, wo sie ihr Zelt aufschlug, pirschte diese internationale Löwin von Paris bis Petersburg durchs staunende Europa. Mißtrauische Leute meinten in ihr eine russische Geheimagentin zu entdecken, jedenfalls pflegte sie zu Witte zarte Jugendbeziehungen und hatte diverse Schwäger und Vettern im höheren „Tschin". Obschon dem Wechselfälschen nicht unbedingt abgeneigt, mäßigte sie doch ihre Fertigkeit und wußte nebenbei, daß ihr in Rußland nie etwas Böses passieren könne. Ach, sie wußte so viel! An Heinz Schulze machte sie sich innig heran, um zu studieren, wie man Präsident wird, und

ihr Geheimwissen zu erweitern. „Eine Ihrer größten Verehrerinnen," hatte der immer höfliche Heinz (früher Felix) die kneiferbehaftete Dame dem Kollegen Geist vorgestellt, der Kelch ging nicht an ihm vorüber. Bald aber hatte die äußerlich wenig appetitliche Jungfrau ihn so mit Watte eingewickelt, daß er sie für einen guten Kameraden hielt, wenngleich keine verfolgte Unschuld. Sie besaß, was die Franzosen „die schreckliche Gabe der Familiarität" nennen.

„Ach, da sind Sie, lieber Freund!" seufzte sie leise. „Setzen Sie sich daher! Ich bin in so trüber Stimmung, tout à fait."

„Ist Ihr Kater krank?" erkundigte sich Geist ziemlich ironisch. Da Lene seine Tierliebe kannte, erzählte sie ihm sofort Wunderdinge von ihrer häuslichen Menagerie. Ihren Kater hatte sie, wie sie mit Schmerz gestand, kastrieren lassen, ein Vorgang, den Geist nicht recht begriff und dessen tiefere Beweggründe unstreitig zur hohen Schule gehören. Auch hatte er sich nicht entschließen können, ihr kleines weißes Bologneserhündchen mit böswilliger Auslegung als eins jener freundlichen Tierchen zu erkennen, dessen Rosazüngelchen sich in Paris und Brüssel bei tierschutzholden Damen einer so kitzligen Beliebtheit erfreut. Lene war frei und weit in allen altruistischen Dingen. Sie nahm mit Männern vorlieb, doch schloß als Pantheistin auch weibliche Mitschwestern und das ganze Tierreich in ihr weiches Frauenherz und ihre offenen Arme. „Mein Kater befindet sich wohl," hauchte sie elegisch. „Wenn's seiner Herrin nur so wohlginge!" Geist fing beinahe schon an, gerührt zu werden. Das arme verlassene Ding,

wie sie so grämlich dasaß! Mit Jammern legte ihn noch jeder Gauner herein. Aber diesmal blieb er fest, denn er hatte zufällig einen Zahn auf sie. Das merkte die Schlaue sofort. „Sie haben was gegen mich, lieber Freund. Was tat ich Ihnen denn?"

„Nichts, als daß Sie mich neulich in der ‚Nowoje Wremja' so giftig verrissen!"

„Ich? Wie kommen Sie dazu?" Doch ihre Oberlippe zuckte und über die verblühte, aufgedunsene Wange flog ein schwaches Rot. „War's denn mit meinem Namen gezeichnet, daß Sie so etwas mir ins Gesicht schleudern? Seit wann lesen Sie unser Moskauer Blatt? Seit wann verstehen Sie Russisch?"

„Nicht nötig. Ein baltischer ‚Verehrer' schickte mir Uebersetzung, mit dem Zusatz, daß er sich schäme, mir solche Albernheiten mitzuteilen. Aber ich möchte mich doch in Berlin umsehen, wer solche ‚Berliner Korrespondenz' verfasse. Ich werde vor allem als Russenhasser angenagelt. Da ich nun w e i ß, daß Sie für die ‚Nowoje' korrespondieren, und ich aus meinem Russenhaß dem Russenfreund Heinz Schulze kein Hehl machte —"

„Ja, daher Ihr Irrtum. Ich — mon dieu, was soll ich schreiben als Modeberichte, allenfalls mal über Theater? Das hat sicher der politische Korrespondent verzapft — ich kenne ihn nicht, glaube aber, er ist von unserer Gesandtschaft. Mein heiliges Ehrenwort, ich bin unschuldig daran!"

Geist fühlte sich angeheimelt von dieser Akklimatisierung der guten Lene, die sogar schon „mein heiliges Ehrenwort" sich zu eigen machte, womit alle Schneppen

und Kellnerinnen jede Lüge einzuleiten pflegen. Wie ein stummes Bild des Glaubens faltete er andachtsvoll die Hände. „Wenn Sie's sagen, wird's wohl wahr sein!"

Aber Lene verwischte den ungünstigen Eindruck durch einen genialen blitzschnellen Coup. Sie nahm mit auffälliger Heimlichkeit ein weißes Pulver und schnitt dazu ein so sphinxartiges Gesicht, daß die Frage nicht ausbleiben konnte, was sie da mache.

„O nichts, meine gewöhnliche Dosis Morphium."

„Wollen Sie das wohl bleiben lassen! Wie lange treiben Sie das schon?"

„Schon längere Zeit. Man sucht sich zu betäuben." Wieder seufzte sie tief und schmerzlich.

„Ach, wozu dient das! Sie werden sich zu Grunde richten!" drang der Naive eifrig auf sie ein. „Ihre Freunde sollten Sie bevormunden, wenn Sie solche Streiche machen. Weiß denn Heinz davon?"

„Meine Freunde!" Sie lachte bitter. „Welche denn? Wer kümmert sich darum, ob ich verrecke? Ja so, Sie meinen Schulze. Das ist ja grade das Schlimmste. Sehen Sie, ich möchte mein Herz ausschütten, Ihnen vertraue ich. Sie wissen, wie die Welt von uns redet. Natürlich, der äußere Schein! Nun, Sie werden ja wissen, wie glücklich Schulze mit seiner Frau lebt. Ein ideales Verhältnis!" Geist wollte seinen Ohren nicht trauen. Die Frau gondelte aus den so beliebten Gesundheitsrücksichten im Süden herum, es kostete dem ungetreuen Heinz schweres Geld und eine Scheidung sollte ihm noch mehr kosten. (In späteren Jahren, wo er eine ramponierte geschiedene Tiergarten-

kalle mit seiner unehelichen Liebe beglückte, mußte deren Familie zur nachträglichen Legitimierung der Sache riesig blechen, da Schulze selbst die Scheidung nicht bezahlen wollte und die edle, vielgekränkte Gattin auf ihrem Schein bestand.) „Und neben dieser glücklichen Ehe stehe ich nun als Störenfried. Nicht als ob Frau Schulze — o nein, wir sind Freundinnen — aber immerhin nehme ich doch Heinz halb in Beschlag, wir sind eben Kameraden. Und so trage ich ein Verhältnis in Augen der Welt, das kein Verhältnis ist, und auf mich lagert er allen Verdruß ab. Er ist so, so nervös. Und wenn nun heute gar das Unglück kommt — was soll dann werden!"

„Heute? Was ist denn los?"

„Das wissen Sie nicht? Heut ist die Revision vor der Strafkammer, contra Schulze wegen Dolus Eventualissimus — Kaiser- und Kanzlerbeleidigung — ich habe wenig Hoffnung. Man schätzt die voraussichtliche Strafe auf ein Jahr Gefängnis. Wie soll er sein Blatt dann weiter leiten? Alles geht kaput. Und was fang' ich dann an?" Sie produzierte die Haltung einer verwaisten Niobe.

„Das ist tief traurig. Hoffentlich wird's nicht so schlimm."

„Ich ahne das Schlimmste. Mein Frauenherz ist zerrissen, ohne Phrase, ich leide sehr." Ihr Frauenherz war übrigens ein ganz nutzbringendes Möbel, denn es bewog sie auch zu heimlichen Visiten ohne jedes Mitwissen Schulzes bei Finanzmagnaten: Schulze wisse etwas Fürchterliches, er werde nächstens loslegen, da bestimme sie ihr leidendes Frauenherz, lieber privatim

eine Vermittelung anzubahnen. Sie besitze ja großen Einfluß auf Schulze und deshalb ... „Ja, ich sehe schon, ich werde mich von Schulze trennen müssen. Ich meine trennen als Kamerad, als Kollegin, denn sonst .. er hat ja seine zärtlich geliebte Frau. Ach, wenn man so allein steht wie ich! Ein Weib ist so wehrlos. Ja, wenn ich jemand fände, einen Mann, dem ich vertrauen könnte ... o ich würde mich ganz hingeben, ihm die treuste Hilfe sein!" Ihr verschleierter Blick glitt an Geist vorbei, ihn streifend. Dieser staunte, aber amüsierte sich köstlich. Im selben Augenblick flog die Türe des Cafés auf und Schulze stürmte herein, begleitet von einem dicken Adjutanten, der so treu zu ihm hielt, daß er heimliche Pumpereien der edeln Lena verschwieg, um den Meister nicht zu stören. Schulzes schmächtige Figur schien um einen Zoll gewachsen, er wandelte wie auf Flügelsohlen und mit aufblitzendem züngelndem Schlangenblick rief er schneidenden Tones: „Freigesprochen!!"

Das Antlitz Lenas bot ein psychologisches Studium. Geist lächelte boshaft und nach höflicher Gratulation raunte er ihr zu: „Etwas Gutes kam doch dabei heraus, daß ich nämlich Ihr gutes Herz ganz offen sah." Sie schwieg und lächelte gezwungen. Als Geist sich verabschiedete, las er auf ihrem faden und doch so ausdrucksvollen Popogesicht bei herzlichem Händedruck die Drohung: „Du hast in meiner Schwachheit mich gesehen," das Weitere wird folgen.

Es folgte. Denn kurz darauf bewies ihm Schulze eine verbindliche Kühle, beehrte ihn mit seitwärtsigen Schlangenblicken und nachher mit spitzem, heftigem

Brief, eine Gelegenheit mit den Haaren herbeiziehend. Er habe Geist, den Boykottierten, stets unterstützt, obschon dieser ihn anonym in einer ihm verfeindeten süddeutschen Zeitung aufs perfideste angegriffen habe. Der Ahnungslose fiel zuerst aus den Wolken, ganz abgesehen von der unverschämten Prahlerei einer „Unterstützung", während Schulze rein gar nichts für ihn tat. Als er aber Aufklärung über diese unerhörte Lüge verlangte und Antwort ausblieb, später Schulzes Adjutant ihm privatim mitteilte, es scheine sich nur um einen Artikel über Heinrich v. Kleist mit Geists vollem Namen zu handeln, begriff er, daß Lene am Werke war und Schulze bloß einen Vorwand suchte. Daß Kleist und Schulze mit dem gleichen Vornamen Heinrich ihre unsterblichen Erzeugnisse zeichneten, konnte doch unmöglich eine gehässige Anspielung auf Schulze sein! Zum Ueberfluß bestätigte ihm Schulzes Adjutant, dem er das Corpus delicti vorlegte, daß absolut nichts Verdächtiges darin zu finden sei. Seltsam blieb allerdings, daß jene Redaktion süddeutscher Zeitung auf Anfrage, ob sie vielleicht irrtümlich zu Schulzes kindischem Verdacht Anlaß gegeben habe, in gewundenem Ton „aus besonderen Gründen" Geist Antwort verweigerte, den sie doch nicht für versippt mit Schulze halten konnte. So kam er zwischen zwei Feuer, ohne zu wissen warum. Gegenseitiges Beargwöhnen geht in Literatenkreisen wechselseitig um wie's Hundebeißen. Denn man meidet immer Leute, gegen die man sich einer verborgenen Zweideutigkeit bewußt, wegen deren man Aufhellung befürchtet. Der Fall blieb völlig unaufgeklärt, bot aber ein typisches

Pröbchen für das tückische Wühlen literarischer Intriguenspiele.

Uebrigens dauerte es nicht lange, daß Schulzes dicker Adjutant bei zufälligem Zusammentreffen Geist belehrte, Lenchen Swindalskaja oder Swindalsky habe ihn nun auch mit Schulze auseinandergebracht, um ganz allein dies wertvolle Monopol zu behaupten. Jede Warnung weise Heinz wütend von der Hand: „Ach, ihr seid alle gegen die arme Frau! Mir muß man mit solchen Finten nicht kommen. Ich selbst bin ihrer Anhänglichkeit gewiß und eure Stänkereien kümmern mich nicht.“

Jeder findet die Frauen, die er wert ist. Die Tragikomik, daß ein mit allen Hunden Gehetzter, der eiskalt jeden verlacht und jedem mißtraut, zuletzt gläubig an einer bösartigen Circe hängen bleibt, bietet ja nichts Neues. So wunderte sich Geist auch gar nicht, als später ein Raunen umging, Swindalskaja habe plötzlich Berlin und Schulze den Rücken gekehrt und sich ins heimische Petersburg verpflanzt. Schulze ging düster und geknickt umher, ließ durchblicken, daß seine Tasche höllisch erleichtert sei, daß Lena nicht nur sein Herz, sondern auch andere Habseligkeiten in die Fremde entführte. Doch bei solchen Spießgesellenfreundschaften hält die Trauer über Verrat nicht lange vor, höchstens die gekränkte Eitelkeit blutet, und Schulze fand bald genug Ersatz, wobei er geistig einige Stufen tiefer stieg. Die Seelenbündnisse mit geistig ebenbürtigen femmes supérieures hatte er hinfüro auf dem Strich, fiel nicht mehr in diese Grube.

XXIII.

Erst jetzt nach der Katastrophe plauderte Geist dem abgesägten Adjutanten sein Erlebnis mit der Kneiferlene aus. Dieser versicherte, ihm habe sie's ebenso gemacht. Bei solcher gewohnheitsmäßigen Diskretion eines vornehm verschwiegenen Gentleman mußte es Geist doppelt überraschen, als er plötzlich folgende Postkarte Zecconis erhielt:

„Lieber Freund! Erst heute erfahre ich, welchen Erpressungsversuch man in meinem Namen auf Sie verübt hat. Ich bin befremdet, daß Sie mir nichts davon je sagten, und ersuche Sie dringend, mir heut Nachmittag im Café Kaiserhof Aufklärung zu geben. Sie werden meine Erregung begreifen. Sie müssen ja einen schönen Begriff von mir gehabt haben."

Natürlich fiel Geist jener Bohrversuch der weiland Gattin ein, aber die Sache wurde damit nicht klarer, da er positiv niemandem je ein Wörtchen davon sagte. Er fand Zecconi in bemitleidenswürdigem Zustand. Sein Auge quoll blutunterlaufen förmlich vor, auf der Backe hatte er Blutschrammen wie von kratzenden Fingernägeln.

„Nun, was bedeuten diese Heimlichkeiten?" stieß er mit heiserer Stimme hervor und sah Geist unverkennbar böse an.

„Gemach!" Geist blieb völlig ruhig im Bewußtsein seines guten Gewissens. „Ich weiß von keinen Heimlichkeiten, wie Sie anzunehmen scheinen, nämlich daß ich meine Freundschaftspflicht gegen Sie verletzte."

„Was soll ich anders denken! Ich bin tief empört und in meiner Ehre tödlich gekränkt. Also die ganze Zeit gingen Sie vertraut mit mir um, versicherten mich Ihres Wohlwollens und hielten mich dabei immer für einen gemeinen Erpresser."

„Sie? Wie kommen Sie dazu? Nichts lag mir ferner."

„Aber man hat Ihnen doch in meinem Namen 1000 Mark abschwindeln wollen?"

„Hm! Darf ich zuerst fragen, woher Sie dies wissen konnten?"

„Nun von wem als von ihr ... von jener ... von meiner sogenannten Frau. Sie tauchte soeben wieder in Berlin auf, um weiteres Geld von mir zu holen, ehe sie nach Rom zieht ... und hierbei kam die Geschichte heraus. Sie hat mir alles erzählt."

„Alles? Daran zweifle ich. Aber freilich, *das* konnte ich nicht ahnen, daß sie selber etwas ans Tageslicht zöge, das ich in unverbrüchlichem Schweigen begrub. Denn ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß nie ein Mensch davon erfuhr."

„Ich danke Ihnen." Zecconi atmete erleichtert auf. „Das wäre mir das Furchtbarste gewesen, wenn Sie anderen — doch wie konnte ich so was denken! Andere hätten so gehandelt, nicht Sie. Von Ihnen muß man immer das Ehrenhafteste erwarten. Aber wenn Sie vor anderen schwiegen, so ändert dies doch nicht das

andere Furchtbare, daß nämlich Sie selber die ganze Zeit über von mir das Schlimmste gedacht haben müssen... und grade, daß Sie trotzdem mit mir äußere Freundschaft pflegten, zeigt Ihre Geringschätzung. Wie müssen Sie mich verachtet haben, und doch erfuhr ich das Ganze erst gestern. Darauf gebe ich Ihnen meinerseits mein Ehrenwort."

„Das ist unnötig, denn ich glaubte keinen Augenblick an Ihre Mitbeteiligung. Auch sprach ja der Wortlaut jenes Ersuchens schon selbst dagegen. Uebrigens, das Schlimmste —? Bah, ich habe schon anderen solche Summen geliehen und vielleicht auch nie zurückerhalten, was wäre denn so Unerhörtes dabei! Ich wäre gewiß nicht abgeneigt gewesen, wenn das Ansinnen in Ihrem Namen gestellt wäre — nein, grade daß es sich eher gegen Sie selber zu richten schien, bewog mich zu schweigender Ablehnung. Lassen Sie sich doch von der Dame ihren eigenen Brief zeigen!"

„Ihren eigenen Brief? Wieso? Den müssen Sie doch in Händen haben."

„Keineswegs." Geist berichtete kurz, wie er den Brief Frau Zecconis ihr ohne eine Silbe Begleitwort zurückgab. „Ich glaube, dies war korrekt."

„Korrekt? Uebermäßig nobel! Recht wie ein Gentleman vom reinsten Wasser!" Zecconi kämpfte mit innerer Bewegung. „Wie konnten Sie ahnen, mit welchem Scheusal Sie zu tun hatten! Sie hätten den Brief behalten sollen. Und warum stellten Sie nicht mich zur Rede?"

„Wie konnte ich das?" fragte Geist sanft. „Sie noch mehr mit Gram bebürden? Ich wußte schon —"

Er unterbrach sich, beinah hätte er sich verschnappt, daß er die Kindesunterschiebung schon früher ahnte. „Sie bat ja gar nicht in Ihrem, sondern in ihrem eigenen Namen, erwähnte nur gelegentlich, sie würde Sie auch schon ködern, über mich zu schreiben ...“

„Was? Mir sagte sie, sie habe ausdrücklich versprochen, ich würde als Entgelt mächtig für Sie in italienischen Blättern Reklame machen. Andernfalls führte ich auch eine scharfe Feder und könnte gehörig schaden.“

Geist lachte. „So unvorsichtig war sie nicht. Für so dumm halten Sie eine schlaue Frau? Die kennt ihren Mann besser, schätzte mich richtiger ein, was wohl auf mich wirken könne. Nochmals, sie bat für sich und nicht für Sie.“

„Wie ist das möglich! Sie wagte auf eigene Faust? Wie motivierte sie das?“

„Hm, das ist grade das Peinliche. Ja, sie beschwor mich hoch und teuer, Ihnen nie ein Wörtchen zu verraten, denn Sie seien ein Othello und würden sie totschlagen.“

Zecconi lachte bitter. „Sie war so sehr um mein Renommee besorgt, hat anonyme Schauermärchen verbreitet, als wäre ich ein Ritter Blaubart. Othello! Dazu gehört Eifersucht. Kam auch das ins Spiel?“ Geist schwieg. „Schonen Sie mich nicht! Halten Sie mit nichts zurück! Machte sie Ihnen eine Liebeserklärung?“

Geist zuckte die Achseln. Nach einer Weile murmelte er: „Ja, andeutungsweise. Sie werden begreifen, daß ich nun erst recht nicht darauf eingehen durfte. Daß sie eine gemißhandelte unglückliche Frau sei, konnte

möglich sein. Aber selbst wenn dem so wäre, hob sich dieser Appell an mein Mitleid durch ihr Kitzeln meiner Eitelkeit auf. Da übertrieb sie ihren Kasus, machte einen Fehler, den schöne Frauen gewöhnlich machen. Auf diesen Punkt glauben sie alle Männer gleich. Kurzum, Ihre Freundschaft zu verraten war für mich ausgeschlossen und selbst ohne dies würde jede solche Heimlichkeit ein Verrat gegen Sie gewesen sein, mich in übles Licht gesetzt haben, wenn es je herauskam. Was hätten Sie wohl gedacht, wenn die Dame mein Geld nur benutzt hätte, um Ihnen auf und davon zu gehen oder irgend einen Helfershelfer zu bezahlen? Vielleicht wären Sie nur mit Mühe überzeugt worden, daß ich völlig naiv gehandelt hätte. Der Schein spräche dann gegen mich. Wie ich verfuhr, war der einzige Weg, um nicht unverantwortlich gewissenlos einen Freund zu schädigen. Die Frau damals zu verraten werden Sie mir aber auch nicht zumuten."

„Sagen Sie nichts weiter! Ich verstehe es alles. Herzlichen Dank! Sie benahmen sich wie ein Ritter ohne Furcht und Tadel." Zecconi erhob sich. „Die infame Lügnerin! Sie fing zu schmähen und zu toben an, als ob sie die Getäuschte wäre, wurde hysterisch handgreiflich," Geist nickte mit flüchtigem Blick auf die Kratzschrammen. „Und an Ihnen hätte ich einen netten Freund, der meiner würdig wäre. Daß Sie ihr den Brief retournierten, verschwieg sie natürlich, stellte es nur so dar, als ob Sie den Brief einfach unbeantwortet ließen, sprach von Ihnen mit wahrem Haß. Warum sie mir jetzt diese Beichte ablegte —"

„Wie einfach! Um Sie mit mir zu entzweien und

Sie vollends zur Verzweiflung zu bringen: ihre erlogene Darstellung kostete ihr keine wirkliche Selbstbeschuldigung, sondern sie wollte Ihre Ehre unheilbar treffen, Sie in ihren eigenen Schmutz verwickeln. Sich selbst der Erpressung bezüchtigen, bloß um den gehaßten Ehemann mit demselben Makel zu behaften, den solcher ihr gleichgültiger Verdacht tausendmal schwerer trifft, das ist ein Meisterstück weiblicher Perfidie. Gratuliere zu solcher Erfahrung! Das wird Sie hoffentlich in Zukunft abbrühen, Ihre sentimentale Gutherzigkeit ein für allemal kurieren!"

„Sicher, sicher!" Doch als Zecconi ging, hatte Geist die Empfindung, als ob solche feinen Naturen völlig unentrinnbar dem Verhängnis verfallen seien, in Schlingen des Weibes zu fallen. Es beschlich ihn eine Ahnung, als ob Zecconis erotische Leiden noch nicht zu Ende seien, er nicht als gebranntes Kind das Feuer scheuen werde. Seine wackere Gemahlin wollte sich jetzt in römischem Zirkus ihr Brot verdienen, gewiß mit Beihilfe freigebiger Freunde. Sie hatte schon ein ehrliches Engagement und wer weiß, ob die Bahn des Ruhmes nicht bald ihr offen stand! Da sie für Literatur schwärmte, warum sollte sie nicht gar das Wohlgefallen Gabriele d'Annunzios erregen, wie jene Livorneser Schulreiterin?

In Zecconis liebebedürftigem Herzen fand sie wohl bald eine illegitime Nachfolgerin. Wenn doch Geist auch so liebebedürftig und jung geblieben wäre, es hätte vielleicht besser um ihn gestanden. Doch seine starre innere Mannheit verzichtete auf solche Räusche, seine seelischen Mittel erlaubten ihm das.

... „Ja, habe gespeist beim Meister in seiner schlesischen Villa! Hochfein, hochherrschaftlich! Diener mit weißen Handschuhen hat beim Diner serviert!“ ertönte in einer Bierstube knoblauchhaltiger Lobgesang von den Lippen eines Schmok, dessen Schmalzlocken förmlich zu schreien schienen: Grad aus dem Talmud komm' ich heraus. „Habe auch gespeist hier beim Meister, Einrichtung 30 000 Mark unter Brüdern wert! Hochfein! Sogar ein Haushofmeister macht die Honneurs. Alles im großzügigen Stil eines Renaissancemenschen!“ Kater Murr nahm diese Herzensergüsse des Wiener Literaten, den man sich behufs einer Interviewreklame leihweise auf ein Rundreisebillet verschrieb, wohlwollend entgegen und erkundigte sich, wieviele Zeilen er im bekanntesten Diebs- und Scherenschleiferorgan der deutschzüngigen Zeitungswelt über den großen Gegenstand schinden werde. Der Wiener seufzte schwer: „Sie wissen doch, daß unser Chef grundsätzlich nur ausschneiden und nachdrucken läßt. Originalbeiträge faßt er als unerlaubten Schmuggel im Blatte auf und belegt sie mit Strafpön. Ich werde Ihren letzten Aufsatz, verehrter Kollege, ‚Ueber die Alleinberechtigung des Einen‘, teilweise nachdrucken müssen ohne Quellenangabe. Nicht wahr, Sie gestatten es für den guten Zweck? Doch freilich, die burgähnliche Villa, der Diener mit weißen Handschuhen, Stadtwohnung mit 30 000karätigem Mobiliar, Haushofmeister ... das sind so wesentlich wertvolle literarische Details, daß mein Chef wohl ein menschliches Rühren fühlt und extra honoriert. Eh, ist das nicht Geist? Den kenn'

ich von Wien." Geist schritt soeben dem Ausgang zu, ohne sich umzudrehen.

„Sst!" fauchte Murr zierlich mit gemütlichem Katerschnurren. „Etwas laut zu äußern, was er hören und was ihn aufregen könnte, wär' eine Roheit. Der arme Mensch! Doch, wie ich neulich drucken ließ, beim Dichten und überhaupt darf man ihn natürlich nicht unbeaufsichtigt lassen. Das verbreiten Sie nur in Wien, könnten es beiläufig auch in Ihren Berliner Brief einflechten." Und er tippte gedankenvoll gegen seine sogenannte Denkerstirn. Der Talmudist sperrte buchstäblich den Mund vor Erstaunen auf. So ungeheuerliche Frechheit ging ihm denn doch über die Kraft.

„Werde nicht verfehlen!" murmelte er und holte aus seiner schwarzen Ledermappe, die er immer feierlich unterm Arme trug, um sich ein rechtsanwältliches Air zu geben, ein Notizbuch, in das er verbotemus Murrs geflügelte Worte nachschrieb. Leider war Murr trotz seiner vielseitigen Talente kein Gedankenleser. Denn was der Wiener dazu dachte, hätte ihn mißstimmt. Der Schmalzlockige dachte nämlich: Die Berliner sind doch das rohste, vulgärste, kulturfremdeste Pack, so werd' ich zu Hause allerdings verbreiten, denn das hört man in Wien sehr gern. Ist das a Hetz! Nicht mal die ‚Neue Freie' würde sich so was gegen einen Geist erlauben, um sich nicht lächerlich zu machen. Aber in Berlin ist einfach alles erlaubt. Dieser Geist ist mir ja auch ein Ekel, aber ich werde mich wohl hüten, mir den verruchten Fackel-Kraus auf den Hals brennen zu lassen. Bei uns gibt's literarische Ohrfeigen für solche Lümmelei. Bah, in Berlin wär' die ‚Fackel' unmöglich,

verlöschte im ersten Quartal. An der Spree stört kein Windhauch den gemütlichen allgemeinen Sumpf. Leider brachten wir's noch nicht so weit, an der schönen blauen Donau windet's manchmal scharf an der Aspernbrücke. Ei, wünscht der Murr vielleicht in höherem Auftrag, ich soll Geist frozzeln? Wär net schlecht. Werde einfach Murrs Diktum treulich zitieren mit der Spitzmarke: „Der Ton in Berlin wird immer feiner". Dann ist Murr in Wien unmöglich, der Elende bekommt ohnehin zu gute Honorare, und was hab' ich davon? Ja, ich werde dich zitieren, Freund Murr, keine Bange!

XXIV.

Geist hatte vom Leben nun wirklich genug, das sich in geistloser Oede vor ihm ausdehnte. Wozu es eigentlich weiterschleppen! Es läßt sich leicht sagen, der Große und der Idealist sei über den Dreck der Außenwelt erhaben. In der Praxis sieht das Leiden ewig unterdrückter Kraft doch etwas anders aus. Eine lange Weile kann es ertragen werden, aber nicht unaufhörlich ohne Aenderung der Atmosphäre. Ewig unter der Luftpumpe der Erfolglosigkeit hocken ist keiner geistigen Gesundheit zuträglich, ewig den Ekel vor dem Weltgesindel herunterschlucken müssen verdirbt den Magen. Freilich, dieser seltsame Mensch besaß einen so echten Stolz, daß persönliche Dünkeleitelkeit ihm immer fernblieb und er nie Hochmut im Umgang mit dem literarischen Gesinde herausbiß. Doch was half ihm das! Man witterte doch allzeit den Höhenmenschen und dies genügte, ihn mit unverlöschlichem Widerwillen zu betrachten.

Von Zecconi hörte er nichts mehr. Als er ihn einmal aus der Ferne sah, fuhr er mit einem ziemlich hübschen Dämchen zärtlich Droschke.

„Das reine Porzellan!" brummte der cynische Berliner vor sich hin. Später erwischte ihn Zecconi einmal auf der Straße.

„Ach, ich bin mit allerlei Privatangelegenheiten überhäuft!"

„Hm, wohl sehr privat. Sind Sie nun von Ihrer sogenannten Frau geschieden?“

Zecconis Gesicht verdüsterte sich. „Sie glauben wohl, Geschwindigkeit ist keine Hexerei? Ich habe vorm italienischen Konsulat geheiratet, bin also an italienisches Gesetz gebunden. Und wir kennen keine wirkliche Ehescheidung.“

„Nach katholischem Usus?“

„Ich bin Jude, wie Sie wissen, aber die Frau ist katholisch. Kurz, Scheidung geht nicht. Müßte nach der Schweiz wandern, mich dort scheiden lassen, aber meine Verhältnisse erlauben es nicht. So muß ich die Kette weiterschleppen.“

„Und dazu vielleicht noch eine neue Kette? Ich meine natürlich nur eine Rosenkette.“ Zecconi errötete leicht. „Zweifellos suchen Sie Ersatz für Ihre verabschiedete Traute?“

„Was wollen Sie! Ich muß ein neues Blatt umwenden.“

„Wenn nur die früheren Kapitel im Leben auszustreichen wären! Ich sah Sie neulich mit einer Dame.“

„Ja, Frl. v. Zuckelwitz, aus sächsischen Offizierskreisen.“

„O!“ Geist dachte sich sein Teil. Ein adliges Fräulein mit Offiziersverwandten, das mit einem ausländischen Journalisten poussiert, mußte auch was Feines sein. Bettelhafte Offizierswitwe nebst Zubehör, das kennt man. Er sah den Freund prüfend an. „Sonst geht's Ihnen doch gut?“

Der Italiener lachte verlegen. „O ja. Nur ... Berlin ist sehr teuer, ich gebe zu viel Geld aus.“

„Sie wissen, daß ich Ihnen immer zur Verfügung stehe," sagte Geist gemessen. „Doch warum brauchen Sie so viel Geld? Ich kenne doch Ihre Gewohnheiten, Sie leben höchst anspruchslos. Stellen vielleicht andere maßlose Anforderungen an Sie?"

Zecconi biß sich auf die Lippen. „Hm, möglich. Lassen wir das! Und Ihnen fehlt hoffentlich nichts? Haben sich das Fiasko von neulich nicht zu Herzen genommen? Hm, apropos, ich verkehre jetzt viel mit jungen Offizieren durch meine — durch jene junge Dame, mit der ich — befreundet bin. Und da wurde auch von Ihnen gesprochen. Als Ihr Name aufs Tapet kam, — doch ich scheue mich, möchte Ihnen nicht weh tun."

„O bitte, ist gern geschehen. Was sagten die dummen Jungen?"

„Perbacco, erlauben Sie!" Zecconi warf sich stattlich in die Brust. „Das können Sie doch nicht sagen. Mit dummen Jungen verkehre ich nicht. Die Herren waren eben schlecht auf Sie zu sprechen, brachen alle wie auf Kommando in Lachen aus."

„Wie auf Kommando, sehr wahr! Was hatten sie denn von mir gelesen?"

„Gelesen — nichts!" gestand der gute Freund etwas verwirrt zu. „Aber gehört! Ach, Sie wären ja bloß ein Literat, ein Belletrist, und es sei unerhört, daß Sie über Militaria schrieben! Die Herren brauchten solche Ausdrücke, daß ich natürlich als Ihr Freund es mir verbat. Dann waren sie sehr höflich. Aber wirklich, verehrter Freund und Meister, Sie sollten sich doch irgendwo eine Professur für Kriegswissenschaft ver-

schaffen oder so was — kurz, ein Amt, einen Titel — Sie wissen doch, wie die Welt ist!"

Geist sah ihn schweigend an. „Halten Sie dies wirklich nötig ... für mich?!"

„O ich —" stotterte Zecconi, hochrot im Gesicht, „ich lache ja darüber. Mir sind Sie groß auch ohne Titel. Doch — die Welt — adieu, carissimo, ich muß fort, nach Mailand depeschieren ..."

Geist lächelte ironisch. O Menschen! Auch dieser kluge, hochgebildete Mensch wurde bei erster Gelegenheit fahnenflüchtig. Ja wahrlich, wozu das alles! Drunten im Grab fressen uns die Würmer, ob mit oder ohne Titel, und das Grab scheint das einzige Asyl, um der menschlichen Dummheit zu entfliehen.

„Servus, Meister!" weckte ihn eine fettige Stimme aus finsterem Brüten. Auf dem Wilhelmsplatz begegnete er einer possierlichen Erscheinung, dem berühmten Reporter Siegfried Jakob. Früher, als die sieben magern Kühe Pharaos bei ihm im Stalle standen, erfreute er sich schon satter Beliebt-Beleibtheit. Denn er aß persona gratis bei aller Welt. Heut, wo die fetten Kühe der bedeutendsten Zeitungsplantage ihm Milch gaben, strahlte er förmlich von Speck. Seine famose Lockenfrisur, die ihm schon vormals seinen besonderen Typ gab, bewahrte er in alter Treue. King Bell von Kamerun oder andere reichstreue Negerhäuptlinge konnten ihn um den wolligen Wuchs seiner ungeheuren Tolle beneiden. Wie Jakob an Jakobs Furt mit dem großen Unbekannten, rang er lange mit der deutschen Grammatik: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Und siehe da, es war sehr gut. Heute

schrieb er über Gott und die Welt und sämtliche böhmischen Dörfer, von der Zeder bis zum Ysop, der an der Wand wächst. „Schirp macht alles," war seine Parole. Besonders begehrt waren seine tiefsinnigen Glossen zu Kunstereignissen. Dort plauderte der große Mann so ungeniert von allen nur denkbaren Berühmtheiten, die ohne Ausnahme seine Busenfreunde und jedenfalls mal seine Gastgeber gewesen waren, daß der berühmte Barbier eines famosen Zeitungsbesitzers, der bei diesem Sultan etwa die geheime Ministerrolle spielte wie Barbier Olivier bei Ludwig XI., feierlich seinen Kunden versicherte: „Jakob ist mein Mann. Den les' ich für mein Leben gern!" Auch gnädige Frau Schützenliesl protegierte ihn hoheitsvoll und eine noch viel höhere Person, welche die Ehrfurcht zu nennen verbietet, las Jakob für ihr Leben gern.

„Wie jeht's, wie steht's? Durchfall jut bekommen?" Es gehörte zu Jakobs berechtigten Eigentümlichkeiten, daß er unser geliebtes Deutsch mit einem Dialekt vom Werderschen Markte mißhandelte, obschon ihm im Grunde der Mühlendamm näher lag. Er hätschelte diese Schwäche als notwendiges Requisit seiner Urwüchsigkeit, es gab ihm eine besondere persönliche Note, ein Leitmotiv. „Schadt nischt, Durchfall soll janz jünstig sein vor de seelische Verstopfung!"

„Danke ergebenst der Nachfrage, teurer Kollege. Doch wohin? Wandeln Sie auf dem Kriegspfad, Sie Mä'chen für alles? Ach, wann werde mal ich gewürdigt werden eines Interviews von Siegfried Jakob? Neulich hoffte ich vor meinem Durchfall — aber nichts, nichts! Schmerz, laß nach!"

„Ne, 's war höherenorts anders beschlossen beim allerhöchsten Kriegsherrn. Ick wäre ja dafür. Sie ooch mal 'ranzulassen. Ick bin nich so! Man soll ooch den Outsidern mal n' bisken jönnen. Na warten Se man, es kommt noch, man muß nie de Flinte ins Korn werfen, ick interviewe Ihnen doch noch."

Vor dem Eingang des Hotel Kaiserhof blieb er stehen. „Kommen Se doch mit ruff, det wird'n Hauptfeez."

„Was is denn los?"

„Was, det wissen Se nich? Wo wohnen Ihre Eltern? Haben ‚wir' nich heut in de Morjennummer uf diese Attraktion hinjewiesen? Da oben haust 'n sogenannter Uhu oder Guru oder wie Sr. hochwürdige Titulatur heißt, frisch importiert aus dem hintersten Indien. Durchreise hier, morgen wieder ab. Riesenreklame in England und Amerika."

Geist erinnerte sich und schloß sich an. Oben öffnete ein dummpfiffig aussehender Kerl, stellte sich als Dolmetscher vor und war zu jedem Interview bereit.

„Also man los: Wie alt? Wo wohnt er? Hat er Familie? Wovon lebt er?" drang der kühne Hebräer ungestüm ins Schlafzimmer, wo ein alter Hindu in halbmorgenländischer Tracht in einem Sessel lehnte und schmunzelnd mit Kopfnicken grüßte. Jakob hatte sich schon brieflich von Redaktionswegen angemeldet.

Als der verblüffte Dolmetscher, auf welchen diese drakonische Willensäußerung der Presse entscheidenden Eindruck machte, zu radebrechen anhob, merkte Geist sofort, daß der Wackere mit Englisch auf ähnlich gespanntem Fuße stand wie etwa Jakob mit dem geliebten

Deutsch. Er wandte sich daher mit höflicher Verbeugung an den Guru: „Wenn Sie gestatten, werde ich selbst den Vermittler machen. Mein guter Freund hier stellt seine Fragen so abrupt, daß ich für besser halte, Sie in etwas langsamerem Tempo zu bemühen."

Der alte Mann im Sessel machte eine leise Bewegung. Aus seinem ziemlich unschönen Gesicht sprach entschiedene Gutmütigkeit, ein sozusagen verächtliches Wohlwollen. Doch sein Mund konnte sich streng zusammenpressen und die scharfen Augen unter mächtiger breiter Stirn einen durchdringenden Blick werfen.

„Ah, Sie sind Engländer?" Der Guru runzelte leicht die Stirn. „Das hätten Sie mir auch früher sagen können."

„Nicht doch! Ich bin Deutscher, war nur mal einige Zeit in England."

„So? Ich dachte — Sie sprechen so fließend. Lieben Sie die Engländer?"

„Ja und nein. Als Einzelne liebe ich sie, als Nation hasse ich sie."

„Sehr gut. Sie werden begreifen, daß ich als Inder —"

„Nicht sonderlich freundlich über die Zwingherrn denke? Tun Sie sich keinen Zwang an! Doch zu politischen Zwecken sind Sie ja wohl nicht hier? Derlei interessiert doch keinen Yoga?"

Bei diesem wohlbekannten Wort sah der Guru ihn aufmerksam an. „Oh, Sie haben sich mit Theosophie beschäftigt? Sah es schon an Ihrer Aura. Sie wissen ja wohl, was ich meine?"

„O vollkommen." Geist konnte ein leichtes spöt-

tisches Lächeln nicht unterdrücken. „Od — Aura — alles, was Sie wollen. Also mein astraler Dunstkreis um meinen sündigen Erdenleib ist Ihnen durchsichtig? Schade, daß Kolonel de Rochas nicht hier ist, für Experimentalphotographien! Welche Farbe gefällig?"

Da erwiderte der Guru trocken, ohne mit der Wimper zu zucken: „Rot — heftige, auch sinnliche Leidenschaft. Gelb — Galle, Mißvergnügen, auch ursprünglich Selbstsucht. Doch das sind nur Prismen in Ihrem Hauptlicht. Weiß — hoher Idealismus, Geistesgröße." Geist schwieg betroffen. Der Alte sah ihn durchdringend an: „Erkennen Sie sich wieder in dieser Aura?"

„Hm, Sie konnten vielleicht sonstwie erraten — Physiognomie, Stirn, Augen! Doch lassen wir das! Der Reporter wird schon ungeduldig."

In der Tat erhob der weise Jakob seine Stimme und krähte: „Na, wird's nu bald? Ihr zwei Apostel palavert da in fremden Zungen, als wär't ihr süßen Weines — von die Ausjießung des heiligen Geistes schonst jar nich zu reden — un' meen Notizbuch is immer noch jungfräulich leer. Also bitte etwas plötzlich! Wie alt is er?"

„Der Herr fragt nach Ihrem Lebensalter?"

Der Guru räusperte sich, als setze ihn die Frage in Verlegenheit. „Ich kann das nicht beantworten, denn ich bin — vielleicht verstehen Sie das — bin selber," mit leiser Stimme, „Mahatma."

„Ach, du mein Gott! Was Sie nicht sagen!" Diesmal grinste Geist förmlich in bitterem Hohn. „Am

Ende gar der Meister unserer teuren Upasika Blavatzky, der uns im Astrallicht die Geheimlehre diktierte?"

„Sie spotten." Der Inder sah ihn ruhig an. „Gleichviel! Da ich nicht lügen darf, nennen Sie dem Menschen irgend ein beliebiges Alter, das ich — im Fleisch — erreicht haben soll."

„Wie Sie befehlen. — Jakob, der Herr ist just siebzig Jahr alt."

„So lange braucht er, sich darauf zu besinnen? Senile Gedächtnisschwäche, notiere mir den feinen Zug. Und wo hat er seine Wohnung?"

Auf Verdolmetschung der Frage versetzte der Guru gleichmütig: „Ueberall und nirgends. Was Sie als Theosophiekundiger begreifen werden. Sagen Sie dem Kerl, ich sei mal in Ceylon, mal in Nepal, mal in Peschawur."

Diese Aufklärung notierte Jakob: „‚Wohnort unbekannt, der Polizei nich anjemeldet. Freier Schlafbursche.' Und was macht derweil die liebe Frau? Darf ick mir nach Befinden der lieben Kleinen erkundigen?"

„Aber, Jakob! Buddhistische Heilige halten doch das Zölibat!"

„Det sieht ihnen ähnlich! Un' was is sein sogenannter Lebenserwerb und Unterhalt?"

Als ihm Geist diese anzügliche Frage plausibel machte, lächelte der Guru: „Meine Jünger und Gemeinden spenden mir tägliche Nahrung, was zuzulassen ich verpflichtet bin, damit sie sich ein Verdienst erwerben."

Letzteren Zusatz, nur dem Kundigen verständlich,

unterschlug Geist. Jakob schüttelte das weise Haupt und murmelte notierend: „O meine Ahnung! Oeffentliche Bettelei."

Mit lächelnder Bosheit fügte Geist nun doch hinzu: „Das ist seine Pflicht, damit die Gläubigen sich durch Almosen ein Verdienst erwerben."

„Ha, welche Ida! Na ick wollte, um mir erwürben sich ooch die Jläubiger solch 'nen Verdienst! Aber nu frage ick man bloß, wie kommt denn der Mann zu so ville Kies, Moos, Kleingeld, um hier in Europa 'rumzujondeln?"

Als Geist diese Frage schonend beibrachte, lächelte der Alte wieder: „Als Abt vieler Klöster und Gemeinden stehen mir an sich große Summen zur Verfügung, die für große Zwecke immer bereit liegen. Ich bin gesandt, um mich bei den sogenannten zivilisierten Barbaren des Westens — verzeihen Sie — etwas umzusehen. Ihnen das Heil zu bringen wäre ja sehr verfrüht. Was ich sah, ist traurig. Bei uns daheim glaubt man nur die Engländer in Nacht versunken, aber bei Deutschen und Franzosen fand ich nichts Besseres. Kindischer Pöbelglaube der Kirche, schändliche Mammonsucht und Völlerei, knechtische Anbetung erbärmlicher nichtiger Götzen, Sultane und Kasten, Rennen und Hasten nach jedem Tand, in jedem Gesicht von Männern und Frauen der gleiche Blick törichter Gier, tönende falsche Worte von christlicher Lehre und dabei sogar eine Zunft von Kriegsknechten in bunten Röcken mit rasselndm Säbel — kurz, ein scheußliches Bild, vor dem es dem Weisen graut. Nun, morgen beginnt meine Heimfahrt. Ich habe genug gesehen."

Halblaut setzte er hinzu: „Ich handelte nur in höherem Auftrag."

„Jaja, Mahatmas sind am Werke!" brummte Geist spöttisch in den Bart.

Jakob spitzte die Ohren: „Wat meent er? Der Olle scheint ja janz ufjeregt."

Als ihm Geist den Inhalt der Rede ungefähr verdolmetschte, bemerkte der Reporter trocken: „Is die Möglichkeit! Also so tief jesunken sind wir in Seener Heiligkeit Augen! Na, mir kann's recht sein. Heilige sind wir ja nich. Aber hören Se mal, mit seine Heiligkeit ist's doch man auch soso. Wenn er so ville Jelder hat, warum stroldht der Mann hier rum und amüsiert sich, statt zu Hause een bisken soziale Frage zu lösen und was vor de Enterbten zu spendieren? Ne, Mister Guru, daß ick Ihnen uf solche Schleichwege ertappe, schmerzt mir ... und fertig."

„Was sagt der Mensch?" frug der Alte aufmerksam. Aber als ihm Geist es mit höflicher Umschreibung auseinandersetzte, schüttelte der Inder leicht den Kopf. „Daß der Europäer doch nie unsern Gedankenkreis begreift! Natürlich tun wir nach Kräften in Almosenspenden und Heilen der Kranken, aber uns dreist ins Karma einzumischen verbietet die Vernunft. Armut und Leiden sind Folgen der Notwendigkeit, jeder trägt sein eigenes Karma nach bestimmtem Gesetz, teils als Buße, teils als Vorübung für bessere Wiedergeburt, und es wäre gottlos wahnwitzig, dem Unabwendbaren in den Arm zu fallen. Was ihr hier in Europa von Sozialismus und Diktatur des Proletariats schwatzt, darüber lächelt der Inder. Soziale Gleichheit haben

wir ohnehin, jeder erkennt sie notwendig an, weil jedes Wesens Los in wechselnder Reihenfolge der Geburten sich ausgleicht. Aber äußere Gewandungen der zufälligen Unterschiede nach Kaste und Wohlstand aufzuheben, darf keinem Erkenner des Scheins einfallen. Ihr möchtet hier in Europa die Evolution der Kausalität betreiben wie mit Dampf und Elektrizität, möchtet als Uebermenschen ein goldenes Zeitalter gründen. O ihr Toren! Die Herren des Karma spotten eurer."

Geist wußte nicht recht, wie er dem Reporter dies verständlich machen sollte. Die Schlüsse, die Jakob zog, waren auch danach. „Dachte mir's. Sein Reich ist nich von dieser Welt. So präpeln alle Pfaffen. Von sozialer Gesinnung keene Spur nich! Lauter Steine statt Brot. Faule Redensarten, von denen keiner satt wird. — Na, wie schmeckt denn übrigens dem alten Knaben hier dat echte Münchener? Und kann er die Berliner Restaurationssaucen vertragen? Das wird unsere Leser sehr interessieren."

Als Geist halblachend diese wichtige Auskunft heischte, sagte der Alte gleichmütig: „Bedaure, nicht dienen zu können. Ich trinke nur Wasser, esse Reis und Früchte. Speis und Trank unreiner zivilisierter Tiere sind schon dem Chela, Schüler, verboten. Wie dann erst dem Jogi, dem Adepten, und gar noch höher hinauf dem —" Er brach ab.

„Mahatma," ergänzte Geist trocken. „Ja, Jakob, da ist Ihnen nicht zu helfen, der Herr ist Vegetarier und Abstinenzler."

„Danach sieht er mir jrade aus. Mach mir nur keene Wippchen vor! Der sollte nich wissen, wo die

Beafsteeks wachsen? Und so 'n bißchen jeistige Jetränke sind ooch nich ohne, das wird so'n jeistiger jeistlicher Herr schon wissen. — Unterhält sich unsere liebe Heiligkeit manchmal mit dem seligen Buddha? Wir müssen doch jetzt zu seinem Hokuspokus kommen."

Auf Geists Frage nach Eigentümlichkeiten des Buddhismus ward ihm aber die Aufklärung: „Auch dies ist solch ein Wahn des Abendlands. In Indien, das einst ganz zu Buddha schwor, herrscht heut fast überall der alte Brahmanismus. Aber Buddha war ja nichts als Popularisator der uralten Geheimlehre, er brachte sie nur, ähnlich wie euer Jesus, demokratisch dem Volke näher und entwand sie dem Alleinbesitz der Brahminen. Doch das sind heut vergangene Dinge, um die kein ernster Gottesgelehrter in Indien sich kümmert. Ich selbst bin nicht Buddhist im Sinne einer Kirche wie in den Ländern der gelben Rasse, ich bin Ausleger und Vertreter uralter Vedantalehre."

Was Jakob so registrierte: „Is nich mal Buddhist, sondern Eingänger, hat eene Spezialreligion erfunden. Na un' nu die Hauptchose: wie is et mit die Wunder? Kann er den Fakirs Konkurrenz machen? Er soll mal jleich diverse Wunder tun, daß dem seligen Bellachini bange wird. Bitten Sie ihn mal schön, Geschwindigkeit is doch keene Hexerei."

Auf dies höflich vorgelegte Ansinnen runzelte der Guru jedoch unwillig die Stirn: „Der Mensch glaubt wohl, er sitzt vor einer Jahrmarktsbude in Allahabad? Ich bin da, um Wahrheit zu lehren, nicht um Ungläubigen durch Manifestationen ihre stumpfen Sinne aufzurütteln."

Aber Jakob ließ nicht locker. „Da war doch so 'ne Reklame, der werte Heilige kann seinen Herzschlag lange aussetzen, was er in Newyork jezaubert haben soll?"

Auf Anfrage nickte der Guru. „Allerdings. Es ist dies eine letzte Folge adeptischer Schulung und Yogakunst, schwerer als das Lebendigbegrabenwerden und Wiederauferstehen. Eine ganz natürliche Folge der vierten Schauung."

„Ach, sein Kauderwelsch is mir Wurscht!" rief Jakob ärgerlich. „Er soll antreten und die Pièce machen. Dazu bin ich hier, das kann die Presse von ihm fordern." Er feixte mit wohlhabendem sattem Grinsen.

Neugierig, wie der vornehme Alte diese Frechheit aufnehmen werde, dolmetschte Geist es ziemlich unverblümt im gleichen Ton. Zum ersten Mal zuckte es im Auge des Inders bedenklich auf und er machte eine stolz abwehrende Handbewegung. Das empörte Jakobs Standesgefühl. „Ne so wat! Er pfeift wohl wat auf die Presse? Na warte man! Wir werden dir schon die Flötentöne beibringen. Bei dir zu Hause magst du ja ein großes Tier sein, vorsintflutlich, aber hier jibt's nur eenen alleinseligmachenden Zauber, nämlich mit Tinte und Druckerschwärze. Det is die wahre Schwarze Magie un' alles andere, Bruder, is fauler Zauber. Verstehst du mir?"

Es schien, als ob der Guru errate, was der Lockenköpfige, sein Notizbuch einsteckend und sein Spazierstöckchen ergreifend, hervorsprudelte. Denn er rief ihn plötzlich mit Donnerstimme an: „Für den Weisen bin ich ein Weiser und für den Narren ein Narr. Verstehen Sie mich? Ich bin für jeden, was er selber ist. Ver-

stehen Sie mich?" Ja, tatsächlich schien Jakob instinktiv zu verstehen, denn er grollte: „Yäß, Ei onderstänt juh. ,Fuhl' hat er jesagt, das heißt so viel wie Dummrian. Jrob wird es ooch noch, das alte Biest. Is det mein Dank, daß ich so viel schöne Zeit mit so 'nem asiatischen braunen Affen verplempere? Doch wir werden dir det besorjen. Aha, Kunststücke kann er jar nich, alles man bloß Reklame... na, ick werde sein Charakterbild in der Jeschichte eklich schwanken lassen!"

Damit schritt er gewaltig von dannen. Als aber Geist mit stummer Verbeugung ihm folgen wollte, hielt ihn der Guru mit gebieterischer Handbewegung zurück.

„Sie bleiben. Denn in Ihrer Aura las ich, daß Sie zur Erkenntnis reif sind, zur ersten Schauung. Ihnen werde ich vielleicht Ungeahntes enthüllen. Wie kommt es, daß Sie ironisch den Mund verziehen, obschon Sie doch Theosophie studiert, wie Sie zugeben und Ihre Worte beweisen? Ihre Aura zeigt, daß Sie so gerne glauben möchten, Ihre weiße Flamme möchte so gern Rot und Gelb und Ultraviolett aufzehren, bis Sie strahlen in weißer Reinheit."

„Ach, lassen Sie das!" wehrte Geist unwirsch ab. „Ja, es ist wahr, daß ich so gerne glauben möchte an okkulte Kräfte und übernatürlichen Einfluß. Es sei auch zugestanden, daß nur die Lehre vom Karma mir eine vernünftige Lösung des Welträtsels bietet, wie weder Kirchenreligion noch Naturwissenschaft es vermögen, deren gegenseitiger materialistischer Aberglaube aller Logik des Weltbildes Hohn spricht. Aber akademisch-platonische Anerkennung der Karmalehre ist keine praktische Erkenntnis, keine Ueberführung. Und

mein eigenes Leben ist nicht danach angetan, mich an weise Logik der Reinkarnierung glauben zu lassen. Wofür bin ich bestraft oder belohnt? Ich sehe in meinem Dasein nur Ungerechtigkeit, ein hämisches Unterdrücken meiner Kräfte, die zu Großem berufen waren."

Während dieser zornigen Erklärung hatte des Gurus Gesicht sich plötzlich verändert. Er sah streng und ernst aus, sein unverrückt auf den Sprecher gerichtetes Auge hatte etwas durchbohrend Furchtbares.

„Sie können gehen," befahl er dem Dolmetscher, der während der ganzen Zeit gelangweilt vor sich hinstierte und nur dem zürnenden Preßgewaltigen mit devotem Kratzfuß Hut und Ueberzieher dargereicht hatte. „Meine Sachen sind gepackt, mein Billett nach London schon genommen, ich brauche Sie nicht mehr. Unterwegs bis London finde ich schon Leute, die Englisch verstehen. Also leben Sie wohl mit meinem Segen!"

Der reichlich Entlohnte ließ sich das nicht zweimal sagen und verschwand, wobei er einen scheuen Blick auf den so seltsam veränderten Fremdling warf, der hochaufgerichtet dastand. „Sagen Sie, daß ich für niemand zu sprechen bin!" rief er dem Enteilenden nach. Als er gegangen, wandte sich der Gura an Geist, der ihn verwundert anstarrte, in befehlendem Tone: „Strecken Sie Ihre Hand aus!"

Der Erstaunte tat, wie ihm geheißen. „Wollen Sie ein okkultes Experiment probieren?"

Der Inder starrte untersuchend in die Hand. „Ganz wie ich dachte. Eine wunderbare Hand." Geists Handbildung, sehr aristokratisch geformt und mit elegant scharfen Linien tiefeingeschnitten, erregte tatsäch-

lich schon Aufmerksamkeit von Chiromanten. Der Inder zog einen eigentümlich gespitzten Bleistift hervor und zeichnete, indem er Geists flache rechte Hand auf seine Linke legte, blitzschnell etwas hinein. „Das ist das übliche Diagramm." Dann nahm er ein auf dem Tisch stehendes Fläschchen und schüttete eine schwarze Flüssigkeit in die Mitte des gezeichneten Quadraturkreises auf der Handfläche. „Das ist der Spiegel." Gleich darauf kramte er unter seinen Sachen in einer schon gepackten Handtasche. Ein kleiner Dreifuß kam zum Vorschein, den er anzündete, bis eine bläuliche Flamme aus einem kleinen Metallbecken darin aufschlug. Sodann schüttete er aus einer Porzellanbüchse ein grobkörniges Pulver darüber, das er umrührte. Ein sonderbarer, betäubender Geruch erfüllte das Gemach. Der Guru ging zur Tür und verriegelte sie.

„Jetzt sind wir ungestört und die Probe kann beginnen. Sie hatten noch kein okkultes Erlebnis, Sie sollen es haben. Setzen Sie sich dort auf den Diwan, aber halten Sie Ihre Hand offen vor sich hin und verwenden Sie nie den Blick von dem Zauberspiegel!"

In der Tat schien es dem Verblüfften, als ob der nasse Fleck dunkler Flüssigkeit in seiner Handfläche sich zusehends erweitere und eine merkwürdige glänzende Durchsichtigkeit erziele. Mit schon halbgelähmtem Willen lächelte er matt: „Ich soll hier als Versuchskaninchen dienen?"

„Nur für Sie selber, Ihr eigenes Ich und Schicksal. Erst muß ich Sie katechisieren. Was verstehen Sie unter Karma?"

„Eine mystische Symbolik für transcendente Evo-

lution. Karma veranschaulicht ein Gesetz fortdauernder aufsteigender Entwickelung durch Wiedergeburten."

„Was tut hierbei das Wesen, das sich als Ich empfindet?"

„Es bedingt und bestimmt sein eigenes wechselndes künftiges Schicksal."

„Und was bleibt unveränderlich über allen Verwandlungen der Gastrollen, welche es auf Erden in verschiedensten Erscheinungsformen spielt?"

„Das transcendentale Ego."

„Was versteht der Okkultismus darunter?"

„Die unsterbliche Seelenmonade. Sie schlummert innerhalb jeweiliger individueller Persönlichkeit nur im Unbewußten und nimmt in Außenwelt des Sinnenscheins lediglich wechselnde Formen des Ichbewußtseins an."

„Gut. Die Existenz dieser Monade kann jetzt sogar die Wissenschaft des Westens spezifizieren. Hörten Sie schon von den Elektronen?"

„O ja, die alte materialistische Atomistik von Demokrit, Heraklit, Leukipp und ihren Nachfolgern in der Neuzeit löst sich in Wohlgefallen auf: beseelte Atome, reiner Spiritualismus. Denn die eigentlichen lebenspendenden und lebenseienden Uratome hat man als völlig immateriell, als stofflose psychische Energetik elektrischer Strahlenart entdeckt."

„Gut. Und was ist Zweck der steten Wiederverkörperung?"

„Nach der esoterischen Geheimlehre eine zunehmende Läuterung und Durchschauung der täuschenden Realität, bis durch endliche Ueberwindung der nichtigen

materiellen Daseinsbegierde das Nirwána gefunden wird."

„Und was bedeutet Nirwána? Das Nichts?"

„Mit nichten, sondern das ichlose Allgefühl. Es ist kein Raum, weder Ort noch Zeit, sondern ein ewig in sich beruhender Zustand, das von Jesus gepredigte ewige Leben, auflösendes Einswerden mit der Gottheit."

„Aus welcher Jegliches stammt und zu welcher Alles in heiterer Ruhe zurückkehrt. Gott veranschaulicht sich selbst in Myriaden Planeten und Wesen, er wird in jedem Lebenden zugleich gekreuzigt und entsühnt. Das Mysterium der Kreuzigung und die Idee des Gottmenschen ist noch viel tiefer, als die Menschheit glaubt. In überströmender grenzenloser Liebe wird Gott sich seiner selber bewußt in den erhabenen Leidensdramen seiner Schöpfung. Er schürzt den Knoten unendlichen Weltleids nur, um ihn im Triumph ewiger Gerechtigkeit zu lösen und alles Geschaffene von Stufe zu Stufe wieder in sich selbst zu verwandeln, wie da geschrieben stehet: ‚Ihr werdet sein wie Gott.' Du aber, verbitterter, kleinmütiger Sterblicher, deine Stunde ist gekommen! Wie Buddha verhieß, wirst du in erster Schauung dein früheres Selbst erkennen, in vierter Schauung alle Wiedergeburten aller Wesen bis zum Urkeim vor dir entrollt. Dies liegt noch weit und ferne und nicht erreichen wirst du's in diesem Leben. Heut aber sieh, was du warst! In deinem Herzen les ich, daß du von je es geahnt, heut soll es sichtbar vor deinen Augen stehen!"

... Das betäubende Aroma duftete stärker, der Handspiegel schien ein leuchtender See, bunte Gebilde

stiegen aus ihm auf. Alles andere war Nebel und Nichts, kataleptisch starr saß der Bezauberte da, manchmal schien ihm wie im Halbtraum, als höre er seine eigene Stimme und die des Guru ... dann verschwamm alles in ein anderes Leben ...

Eine Schlange lauert in der Seele tiefsten Schlünden,
So sonnig der Gipfel, am Bord des Thränenquells . .
Eine Lilie leuchtet in des Herzens Abgründen,
So steinig ihr Boden, ein unfruchtbarer Fels.

Dir sagts keine Stimme, dir sagts keine Ahnung,
Du siehst nur die Schale, du siehst nicht den Kern . .
Wo des Schicksals Hammer dreinschlägt mit jäher Mahnung,
Wird der Freie zum Sclaven, der Sclave zum Herrn.

Im Dickicht der Sinne ein geiler Drache lauert.
Ihn zeugt aus sich selber wahllose Begier . .
Doch die Lilie, die Lilie, von Himmelstau durchschauert,
Entsprießt aus dem Sumpf und die Schlangen weichen ihr.

Wir sind, o Mensch, die Sirenen.
Wir singen das alte Lied,
Das mit unendlichem Sehnen
Durch dunkle Seelen zieht.

Wir sind nicht erdgeboren,
Wir sind aus Nacht und Schaum,
Wir haben die Seele verloren
Im unermeßlichen Raum.

Der Mond schaut nieder spöttisch, kühl und klar,
Auf Wüste, Minarets und Pyramiden.
So schaute er in einer Zeit, die war,
Auf Pharao und seinen Mumienfrieden.
So wird er strahlen viele tausend Jahr
Gleich wie des Ruhmes trügerischer Flimmer.
Was ist an aller Menschengröße wahr?
Der Sand verrinnt . . ein bleicher Wüstenschimmer.

XXV.

Ein ärmliches Lager, auf dem ein Sterbender röchelt. Draußen brausen in scharfem Wind grüne Wipfel, die Wipfel des Parks von Ermenonville. Sie umschließen die stille Klause, die ein Gönner als letztes Asyl einem Einsiedler geöffnet, der sein Leben lang einsam durch Wüsten schritt. Draußen die Wüste einer leeren, trockenen Außenwelt, wo der Samum unheimlich glühender Leidenschaft nur dürren Sand aufwirbelt und die blöden, kurzsichtigen Augen blendet. Drinnen die selbstgeschaffene Wüste eines zerwühlten Innern, leer und öde, verzweifelnd an allem Menschlichen, nur matterhellt vom Mondschein ferner unmöglicher Ideale, Wüstenschemen einer Fata Morgana der Zukunft.

Draußen zankt ein mürrisches, schlampiges Weib, drinnen stöhnt eine Ausnahmeseele in letzter Todesqual. Myriaden von Gedanken und Erinnerungen tanzen umher wie ein flirrendes Schneegestöber. Denn in dieser letzten Stunde am Rande des Unbekannten zieht der Scheidende die Bilanz seiner Taten. Und eine Donnerstimme ruft unhörbar:

„Jean Jaques Rousseau!"

„Bist du's, Engel des Todes?"

„Tod ist ein Menschenbegriff. Ich bin, was du nicht ahnst, der Bote des Karma, dein transcendentales Ego. Geh mit dir zu Rate, geh mit dir zu Gericht!

Verteidige dich und klage an! Sieh, dein vergangenes Leben schreitet vorüber."

Da ist's, als ob ein schwarzer Vorhang von einer Vorderbühne sich teile und im Hintergrund wie lebende Bilder reihenweise Scenen sich vors Auge stellten, verschwindend und vorüberziehend wie Landschaften eines Diorama.

Das bist du, leuchtender See, in dem Montblanc seine weiße Schönheit spiegelt, das sind deine heißen Vignen, calvinisches Genf. Ein Knabe wandelt an deinen Ufern oder hockt in schlichtem Stüblein voll tickender Uhren. Linkisch ist er und unbeholfen, doch sein sinnender Blick ist tief wie der heimische See. Ein ernster, schwermütiger Mann liest aus der Bibel vor, der Uhrmacher, sein Vater. Klein und eng ist seine Welt, aber rein und sittlich voll ehrbarer Strenge. So wächst der stille Knabe auf, bis der Todesengel den Alten heimruft, dann muß er hinaus in die laute, lästige Ferne, sein Brot zu verdienen in saurer Fron mit der Hände Arbeit.

Und die gewaltige, unhörbare Stimme ruft:

„Was hast du einzuwenden? War deines Vaterhauses nüchterner Ernst nicht heilsam deinem düstern Ernste, der dich so hoch erhob?"

Der Sterbende fieberte: „Ich bekenne darin ein Gutes, wenn du es so nehmen willst. Doch ich klage an: ich hatte keine Mutter."

Die Stimme antwortet sanft, doch ein leiser Hohn schwingt mit: „Es sei, wie du willst. Künftig wirst du sie haben. — Doch sieh weiter!"

Wo sind wir jetzt? Ein Schloß im nahen Piemont?

Ein Kreis strengblickender Richter, vornehme Herren, inmitten ein schluchzendes, errötendes Mädchen, Dienstbote des Grafen, wo auch ein gewisser Rousseau als Domestique weilt. Ein blaues Seidenband ist gestohlen, das arme Dienstmädchen wird beschuldigt, sie ruft ihren Kameraden Jean Jaques als Zeugen ihrer Unschuld auf, doch er sagt selber wider sie aus. Das Mädchen wird mit dauernder Schande weggejagt, vielleicht geht sie ins Wasser. Wer steht mit eiserner Stirn dabei, wer hat das Band gestohlen? Höre den unsterblichen Namen: Jean Jaques Rousseau!

„Wie willst du dich entschuldigen vor dem ewigen Richter?"

Wild wirft der Sterbende sich hin und her: „Das frage du Ihn selber! Ich bin so. Hat nicht der Gewissensbiß mich verfolgt bis zum heutigen Tage? Ich erlag einem unwiderstehlichen Zwange im Stehlen und dann im Lügen aus Notwehr. Und hab' ich nicht gesühnt, indem ich alles offen gebeichtet in meinen ‚Bekenntnissen'?"

„Schöne Redensarten von ewiger Reue hast du dort wohltönend geäußert und dein Buch wird man lesen, wenn manches andere deiner Werke nur noch als Titel in Bibliotheken und Literarhistorien steht. Denn lebensmächtiger als alle Theorien ist ein leidender Mensch und seine Beichte. Aber nicht Wort noch Schrift noch Druckerschwärze verlöschen je die geschehene Tat."

Sieh da, schon wieder Berghäupter Savoyens, nahe den murmelnden Wogen des Lemansees. Annecey, das holde, üppige, schmutzige Idyll! Die Villa der guten Mama Madame de Warens. Die faule, dicke, senti-

mentale Witwe mit ihren zwei jugendlichen Liebessöhnen. Die gute Mama! Ihr umfangreicher Busen öffnet sich mit himmlischem Seufzer ihrem Kammerdiener und ihrem Gärtnerburschen, die sie abwechselnd als Söhne und Liebhaber erzieht. Und Jean Jaques ist's innig zufrieden. Er teilt Gunst und Bett der stattlichen Mama brüderlich mit seinem Mitbedienten, ein Unsterblicher buhlt in Wetteifer mit einem Bauernknoten. Entzückendes Idyll! Wie die kluge, biedere Mama ihre mütterliche Huld so gleichmäßig verteilt in unendlichem Wohlwollen, wie korrekt sie den öfters schmollenden Jean Jaques in seine Schranken verweist, ohne ihm wehezutun, wie hübsch sie vor der teilnehmenden Nachbarschaft und ihren vornehmen Verwandten das Ganze sentimentalisch drapiert und wie schonend sie den lieben armen Genfer Uhrmacherssohn entfernt, wenn er zu ungestüm Alleinbesitz begehrt oder auch infolge zu anstrengenden Dienstes einigen Urlaubs bedarf!

Die Augen des Sterbenden funkeln: „Göttliche Erinnerung! Süße Mama! Das hieß leben am Busen der Unschuld, an den Brüsten der Natur! O reine Poesie unbemakelter Jugend, wo ich die ersten Früchte der Mannbarkeit in den Schoß der Urmutter Natur ergoß!"

„Willst du in diesem Stile weiterrasen? Ein echter Rousseau!" höhnt die unhörbare Stimme. „Urmutter Natur als Madame de Warens — diese schöne Fiktion geht noch über deine Vision des Urmenschen, der seinen Instinkten lebt und dessen Instinkte natürlich alle gut sind von Natur! Schämst du dich denn gar nicht?"

„Mich schämen! Frag' deinen allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, weshalb er Sinnlichkeit uns eingeimpft und ob die Wollust ihm Sünde heißt! Wohl mag ich bekennen — denn der Tod macht allem Selbstbelügen ein Ende —, daß meine ‚Konfessions' zu viel gemütvolle Faxen, zu viel himmelblaue Phrasen um das feuchte Kissen meiner ältlichen Venus woben. Aber wahr bleibt's doch, daß ich dabei den Himmel offen sah und in hehren Gefühlen schwelgte, als sie mich armen Jungen zu sich erhob und meinem gärenden jungen Blute die Liebe lehrte. O Jugend, o Poesie!"

„O Platonik mit dem Priapus! Ja, es ist rührend, wie du in deinem ‚Bekenntnis' deine bejahrte Donna verklärst und sogar deinem Rivalen, dem Bauern in Livree, allerlei Seelenschönheit anschminkst. Schönpflästerchen aufzukleben war immer deine Force, und wo deine Beichte hochtrabend verheißt, dich splitternackt von Kopf bis zu Füßen auszuziehen, da hast du deinen werten Korpus von oben bis unten mit Feigenblättern garniert. Doch rede jetzt dein weiteres Leben!"

Venedig, die Meereskybele der Unzucht, die Königin des Karnevals. Monsieur Rousseau, Sekretär, blinzelt kurzsichtig ins Gewimmel hinein und ließe ja gern heimlicher Gier den Zügel schießen. Doch so täppisch und zaghaft tastet der blöde Schäfer nach verbotenen Früchten, daß die Courtisane ihn heimschickt mit grobem zotigem Auslachen. Ade, Jugend, unbekannte Verbergenheit! Jetzt, du Liebhaber der Natur und der Liebe, fordert dein Schicksal andere Töne, die Menschheit heischt deinen Haß und Groll als weltgeschichtliche Waffe. Das sind keine Berge mehr, keine Seen und

Wälder, die aus dem Flor der Erinnerung den Hintergrund weben, das sind die Häuser von Paris. Jean Jaques ist Musiker geworden, schreibt Noten ab und komponiert Hirtenoperetten und ländliche Vaudevilles von Chloë und Daphne, so verlogen wie Städter sich bäurische Unschuld träumen, weil sie selber niemals unschuldig waren. Sogar der Hof, Jean Jaques, führt deine Musikstücke auf! Was ist das für eine Scene auf glattem Parkett in Versailles, wo ein hübscher, verlebter Mann in prächtigem Galakleid ein paar gnädige Komplimente an dich verschwendet und dabei näselnd durch lange Lorgnette deinen schlechten Anzug beäugelt? Ja hier steht der Verächtlichste der Sterblichen, Sr. Majestät Louis Quinze, vor einem Unsterblichen, wie ein Zeus vor einem erschreckten Buben, und Jean Jaques stammelt verlegen und verwirrt mit unbeholfenem Bückling. Die Majestät lächelt naiv, als betrachte sie ein vorsintflutliches Tier: das also ist der furchtbare Rebell, dessen Schriften die Untertanenherde gegen die heilige Ordnung der Königsdinge empören wollen? Bah, vor dem Schulmeisterlein braucht sich keiner zu fürchten. Ueberspannte Köpfe bringt am schnellsten der Hunger zur Ruhe. Monsieur Rousseau aus Genf? Oh! Ei! Warum nicht gar!

Erröten von Scham und Wut fiebert über des Sterbenden bleiche Wange. „Ich, Jean Jaques! Ich, Ich gedemütigt von solchem Gesindel! O jämmerliche Welt, erbärmliche Kulturgesellschaft! Ja, der Mensch ist frei geboren und liegt doch überall in Ketten! Erst dann werden wieder Menschen und nicht Sklaven leben, wenn jeder für sich als Wildling in freier Natur —"

Aber die unhörbare Stimme, welche dabei immer zugleich aus seinem eigenen Innern aufzusteigen schien, unterbricht ihn schneidend: „Du Tor, belüge dich nicht selbst! Was wäre denn das für einen Jean Jaques, diese Genossenschaft freier Urbestien? Glaubst du wirklich, deine Wildlinge würden etwas anderes achten als das Recht stärkerer Muskeln? Mit unendlicher Mühsal hat die Menschenhorde sich zum Staat heraufgearbeitet und die Kultur geschaffen, allzeit Mehrer ihres Reichs. Dafür muß man einen Preis zahlen, das Weltgesetz schenkt nichts umsonst. Um die Leiden der Zivilisation zu tilgen, möchtest du die Arbeit von zehn Jahrtausenden ungeschehen machen? Welche Anmaßung! Aber was wärest denn du, ein physischer Schwächling, feige, von ewiger Verfolgungsfurcht gequält? Deinesgleichen floriert doch nur in eben dieser Gesellschaft, die du schmähst. Was, du willst dich beklagen? Denke an die Helden, Märtyrer, Erfinder, Denker, Apostel, die unbekannt und verfemt ihr Leben durchlitten und endeten! Dich aber krönte ein Weltruhm, vielleicht weit über dein Verdienst!"

Aber der Sterbende grollt in verwundeter Eitelkeit: „Wer kann leugnen, daß ich groß bin! Und mein Ruhm war ein kärglicher Lohn. Ja, die Bösen zitterten vor mir und deshalb hat ihre Verschwörung mich gehetzt, mir nirgends Ruhe gelassen. Nichts als Undank und Haß hab ich geerntet. Ja, ich klage mein Schicksal an."

Da fliegen neue Scenen vorüber. Zur Dachkammer des Denkers steigen immer wieder elegante Grandseigneurs hinauf, Grafen, Herzoge, Prinzen von könig-

lichem Geblüt. Aus freier Wahl huldigen sie ihm ehrerbietig. Der Königsadler von Preußen will seinen Fittich schirmend über ihn breiten, Rousseau lehnt ab mit plumpem Männerstolz vor Fürstenthronen, der in diesem Falle nur eitle Narrheit bedeutet. Wo er dem Volke sich zeigt, ziehen begeisterte Männer und Frauen ehrfürchtig den Hut. Selbst seine Rivalen wollen ihm wohl. Voltaire, eben noch erbost auf ihn schimpfend, will ihm weit die Arme zum Asyle öffnen, Diderot und die andern Encyklopädisten verehren ihn. Aber Jean Jaques bleibt unzähmbar. Der sogenannte Volksfreund wird ein Menschenfeind ohne Ansehen der Person. Die huldigenden Grandseigneurs erhalten nichts als Grobheiten. Ein deutscher Fürst, der ihn wegen Prinzenerziehung untertänigst um Rat fragt, bekommt einen Brief mit dem vielversprechenden Anfang: „Wenn ich das Unglück hätte, als Prinz geboren zu sein.“ Seinen Berufs- und Sachfreunden geht es nicht anders. Alle beschimpft er, alle stößt er vor den Kopf.

Qualvoll stammelt der Sterbende im Delirium: „Alle Literaten sind Schufte. Voltaire ein Hanswurst, Diderot ein feiler Streber. Die Aristokraten sind korrupte Lumpen, das Volk ist unwissend und dumm. O ich kenne sie, die große Verschwörung wider mich, meine guten Freunde mit dem Judaslächeln! Man hat mich verkauft, meinen Ruhm besudelt, mich für verrückt erklärt. Zuletzt bot man mir die Waldhütte hier zum Aufenthalt, damit ich ganz von der Oeffentlichkeit verschwinde. Auch diese angebliche Güte war Niedertracht. Das Mir, Jean Jaques, dem Freund der Menschheit, das Mir!“

Aber die Stimme ließ sich nicht irre machen, denn im Sterben fallen die Schleier ab, mit denen ein Mensch seine Selbsterkenntnis verblendet. „Du bist ein Narr und verlangst, Selbstling und eitel, von deinen Nebenmenschen das Unmögliche. Du, der nichts anerkennt als dich und dein eigenes Werk, wunderst dich, daß die andern auch leben wollen und sich nicht deinen Hochmut dauernd gefallen lassen. In dieser verderbten Welt, die du täglich schmähtest, steckte noch so viel edle Hochachtung vor dem Geiste, so viel Trieb zum Bessern, daß die Besten jedes Standes dir enthusiastisch entgegenkamen, daß Aristokraten und Gelehrte um deine Freundschaft buhlten. Aber so viel Selbstachtung oder so viel Eitelkeit hat am Ende jeder, daß er nicht seine Avancen mit Undank und Mißtrauen gelohnt sehen will. So fiel nach und nach die ganze Schar deiner Anhänger von dir ab, nicht von deiner Sache, nicht von dem Wert deines Wirkens, sondern nur von deiner unerträglichen Person."

„Die sie von je über die Achsel ansahen," murrt der Sterbende. „Mein Aeußeres, meine Manieren, alles wurde albern bespöttelt hinter dem Rücken."

„Sollen denn diese hyperzivilisierten Herren und Damen, deren Seidenkleider du mit so ätzendem Gift übergossest, über Nacht alles abtun, was ihrem Salonleben Form und Reiz gab? Sei doch zufrieden, daß man dich nicht ins Gesicht verlachte, sondern höfliche Rücksicht nahm. Und hat dein Sonderlingwesen diese so seichten und von dir so verachteten Menschlein gehindert, dir ungeheuchelten Respekt zu spenden? Modedamen seufzten und schmachteten mit der ‚Neuen He-

loise', Grandseigneurs nickten Beifall dem ‚Kontrat social' und den ‚Briefen vom Berge', die doch wie Donnerkeile auf ihre Herrlichkeit herabfuhren, Höflinge und Pedanten schwärmten für deinen ‚Emile', der ihrem Etikettenkram oder ihrer Verstandesgelahrtheit Fehde ansagte. Worüber beklagst du dich also? Wenn über die Menschen, so bist du ein undankbarer Geselle. Wenn über dein Schicksal, so frage dich, ob irgend eine Zeit günstiger sein konnte für deine Bedeutung, ob deine Werke je in einer andern Zeit solche Geltung besessen und solchen Ruhm für dich erworben hätten. Jetzt stirbst du als der unsterbliche Jean Jaques und unsterblich wird dein Name ja bleiben, aber vielleicht nur der Name. Künftige Geschlechter staunen vielleicht, daß deine Schriften solchen Zündstoff werfen konnten. Daß diese an und für sich unvergleichlich oder ersten Ranges seien, gemessen am wahrhaft Großen, das glaubt nur deine aufs Politisch-Sensationelle zugespitzte Epoche. Also sei zufrieden mit deinem Los! Lerne bescheidener über dich denken!"

Der Sterbende schwieg. Noch ein anderes quälte ihn als sein Ruhm, noch anderes vermißte er, sein Anrecht auf Liebesglück. Und aufs neue tauchten Bilder aus dem Flor der Vergangenheit. Ein Frauenzimmer aus dem gepriesenen Volke, eine reine, unverfälschte Natur ... der Gasse, seine biedere Therese, die als zähe Klette an ihm hing und ihn ausbeutete und bestahl bis an sein Lebensende, längst nicht mehr durch derbe Geschlechtlichkeit fesselnd und zur widrigen Schlunze geworden.

„Eine würdige Liebe für den Autor der ‚Neuen

Heloise'!" mahnt die unerbittliche Stimme. „Und wo sind denn deine sieben Kinder, du hochgesinnter Meister der Erziehung? Hast du sie alle feierlich erzogen wie deinen ‚Emile'? Ach, im Findelhaus sind sie? Was du nicht sagst! Du hast sie wie Kuckuckseier ins Nest der öffentlichen Wohltätigkeit gelegt? Namenlos, schutzlos, müssen sie sich durchs Dasein fristen, vielleicht verreckten sie schon am Wege, denn Findelhäuser sind selten ein gesunder Aufenthalt."

Der Sterbende schrie auf. „Schöpfer, vergib meine Sünden! Aber ich konnte nicht anders. Konnten wir sie ernähren, die wir selbst verhungerten? O man lese meine ‚Konfessions', wo ich ergreifend mein Herz entblöße! Frag' ich nicht mit Recht, ob Jean Jaques wohl der Mann sei, die süßen Freuden der Tugend zu verleugnen? Nur harte, grausame Notwendigkeit —"

„Genug! An Tugendergüssen fehlte es dir nie. Mit deiner unmenschlichen Selbstsucht findest du dich ab, wie mit Diebstahl und falscher Bezüchtigung eines unschuldigen Opfers, wie mit dem Schmutzidyll von Annecy. Horch, wie Therese draußen keift und zankt um deinen ärmlichen Nachlaß! Dein Sterbekissen glättet keine Frauenhand, einsam stirbst du wie du gelebt. Eine Musterehe führtest du, großer Mann, mit dieser Kanaille. Holde Eintracht der Seelen, wie du so oft in deinen platonischen Tiraden es deinen Lesern vorgeschwärmt! Natürlich warst du auch ein Vorbild ehelicher Treue, gemäß deinen Schriften. Wär' es nach dir gegangen, so hätt'st du Therese ebenso sitzen lassen wie deine Kinder. Liebschaften mit vornehmen Damen, danach stand deines Herzens Begehr. Leider warst du

ihnen zu häßlich, zu unansehnlich, zu ungewaschen. Erinnerst du dich der Gräfin d'Houdetot?"

Ein dumpfes Röcheln verzweifelter Begier entrang sich den Lippen des langsam Verendenden. Ein neues Bild. Der alternde berühmte Mann an einem Badeort täglich der jungen, schönen Gräfin begegnend, die ihm nach damaliger freier Sitte unter Freunden die Wange zum Kusse reicht, im übrigen einen strammen Galan zur Seite hat. O grimme Wonne, o wollüstige Qual dieses täglichen Kusses, o seniler Johannestrieb impotenter Leidenschaft! Und der Sterbende verflucht erneut sein Schicksal.

Doch die Stimme flüsterte rasch: „Ein letztes Bild, schau her!" Und Rousseaus entfliehender Geist sah sich lustwandeln im Park von Ermenonville, botanisierend, nur noch in Pflanzenleben versenkt, aufatmend in greiser Ruhe, da selbstquälendes Weh und verschuldete wie unverschuldete Not den Fünfzigjährigen zum Greis gemacht. Da läuft ihm ein blasser Jüngling in den Weg, der sich anstellt, als kenne er ihn nicht. Der geht im Walde so für sich hin und nichts zu suchen ist sein Sinn... erst spät, als schon manchen Tag die beiden zusammengewandelt und der botanisierende Inkognitomann an dem jungen Unbekannten Gefallen fand, tritt die Wahrheit zu Tage, was er suchte. Ihn, den Gott Jean Jaques, suchte sein demütiger Schüler und glühendster Verehrer. Natürlich wittert der Gesuchte wieder grause Verschwörung. Die Feinde des Menschengeschlechts haben diesen Jüngling als Geheimagenten gedungen, um seine Waldeinsamkeit zu vergiften. Ach, umsonst folgt der blasse junge Advokat

mit der spitzen Nase und der seltsam zusammengepreßten Stirn, sauber gekleidet und zierlich gepudert, errötend den Spuren seiner Liebe, umsonst pflückt er das Schönste auf den Fluren, um des Meisters Botanisiertrommel zu schmücken. Rousseau kommt nicht wieder.

Und die Stimme sprach: „Das war wieder eine deiner Dummheiten, Jean Jaques. Der Jüngling wird deine Gebeine einst ins Pantheon tragen in nationaler Feier, er wird deinem Geist dienen wie ein besoffener Sklave, er wird deinen Gesellschaftsvertrag in die Praxis übersetzen und deine Sprüchlein andächtig herleiern, du Hexenmeister der Revolution."

Revolution! Auch dies Wort tut dem Sterbenden bitter weh.

„Blut und Drachenzähne, Anarchie und Grausen ahne ich keimen aus meinem Werke. Diese schöne Revolution, von welcher Voltaire und alle vornehmen Idealisten träumen, wird man sie gutbürgerlich mit Gesetzparagraphen machen? O nein, ich fürchte, Gewalt und Roheit werden regieren."

Aber die Stimme des unhörbaren Richters verlor ihre höhnende Schärfe, sie klang milde und sanft: „Und doch, o Rousseau, hast du nicht umsonst gelebt. Deine Ahnung trügt dich nicht, sie naht, die furchtbare Vulkanentladung, die große Revolution, mit Blitz und Donner und vielem Verderben. Und das letzte Bild deines Lebens, das ich heraufbeschwor, war das wichtigste, ein Sinnbild deiner weltgeschichtlichen Rolle. Denn der botanisierende Jüngling, der deinen Pfad gekreuzt, hat dir, seinem Schöpfer, seinen Namen gesagt und den wird die Welt so wenig vergessen wie deinen. Groß

war die Stunde unterm Gestirn des Saturn, als die beiden sich trafen, Rousseau und Maximilian Robespierre. Auch er wird ein Unglücklicher sein wie du, ein Fluch für sich und andere, Opfer verschlingend und doch selber ein Opfer. Doch gerechtere Nachwelt wird ehrend vor euch das Haupt entblößen, begreifend, daß ihr mit all euren Sünden und Schwächen erkorene Rüstzeuge wart zur Befreiung der Welt. — So höre denn, du jetzo bald Erlöster, der Wahrheit letztes Wort, Abrechnung über dein Ich. Wohl warst du ein eitler, verbissener, galliger, geiler Mensch, deine Verbitterung lieblos und genährt von Größenwahn. Wohl möchte es scheinen, als ob dein Preis der Tugend und Sittsamkeit nur heuchelnde Maskerade des neidischen Enterbten, wenn die Trauben zu sauer. Doch so urteilt Menschenwitz und die unerforschlichen Mächte des Karma wissen es besser. Ein Teil, nur ein Teil des Bösen in dir haftet an deinem eigensten Ich, aber ein größerer Teil an den Zwangsumständen deiner Daseinsverkörperung. Drum nochmals, sprich! Wessen klagst du dein Schicksal an? Du kanntest keine Mutter, damit entschuldigst du deine Jugend. Womit entschuldigst du deines Mannesalters sittliche Gebrechen? Was möchtest du sein, um deine Kraft reiner zu entfalten?"

Da stammelt der Sterbende mit letztem Lebensrest in dieser unhörbaren Zwiesprach: „Und das fragst du noch? Ein armer, schmächtiger Plebejer war ich mein Leben lang, mein flammender Dämon gefesselt in Knechtsgestalt. Als Knabe und Jüngling stets fremdem Willen untertan. Ein Bürger aus Genf, ansässig im leichtfertig tändelnden, nur Grazie der Form anstreben-

den Volk der Franzosen! War das eine Heimat für mich, den schwerfällig Ernsten und Düstern? Einst war ich einige Zeit da drüben in England, dem neblig nüchternen Heim bürgerlicher Freiheit und strenger Moral! Unselig wie ich bin, fühlt' ich auch dort mich fremd, fühlte gleichwohl, daß dort ich zu Hause wäre, wenn als Brite geboren und aufgewachsen. Die Freidenker drüben hemmt kein monarchisches Sultanat, keine bigotte päpstliche Kirche. Viele von ihnen waren Lords, ein Bolingbroke, ein Shaftesbury, ein Chesterfield, und auch Voltaire hat's dort erfahren: ‚In England steht die Literatur höher im Ansehen als bei uns.' Ach, welche Seligkeit, als Brite frei zu leben und zu denken, und gar ein Lord zu sein, unabhängig, daß kein plebejisches Elend den Flug des Geistes lähmt! Du hieltest, geheimer Richter, mir meine Geilheiten vor, meine schmierigen Wollüste und unedeln Liebesmoräste! Wer trägt denn daran die Schuld als mein armseliges Wesen, meine niedrige Stellung, häßlich und arm! Ja, zu meiner Art gehört nun mal die sinnliche Leidenschaft, meine geistige Stärke ist ohne sie nicht denkbar. Gib mir die Mittel dazu, mein Schicksal, und meine Liebesaffären werden sich nicht zu verstecken brauchen, werden groß und bedeutend dahinstürmen wie meines Geistes Gedanken!"

Da spricht die Stimme mit gewaltigem Ernst: „Dein Wille geschehe! Ich richte dich nicht. Der Geist der Wahrheit, aus dem ich lehre, der allein richtet euch Menschen, jeglichen für sich, bis an den jüngsten Tag. Sei du dein eigener Richter! Was groß in dir und unsterblich, was trotz Schmutz und Heuchelei heilig und

wahr in dir, das lebt bald unzerstörbar weiter. Denn es gibt ein anderes Leben, nur anders als die Priester es lehren, und auch das Böse in dir muß wieder zu Leben werden. Du hast viel gelitten, Selbstquäler und vom Dasein Gequälter, hast viel gesündigt, doch viel geliebt, darum ist dir viel vergeben, und vieles hast du abgebüßt in dir selbst. Sei glücklich, endlich Erkennender, daß dein Karma dir Buße schon hier bescherte! Drum tritt mit mannigfacher Läuterung in Neuverkörperung ein! Zwar hadere du nicht mit dem Schicksal, wie andere törichte Menschen! Denn nochmals, wahrlich ich sage dir: nur dein Zeitalter, nur dein Daseinsverhältnis, so grimmig du beide verfemst und für dein Unglück verantwortlich machst, nur sie konnten dir Ausleben des Eigensten gewähren, was für immer auf Erden Rousseau heißt. Belüge dich nicht! Dein Weh hast du selber wollüstig genährt und gepflegt wie ein dir eigentümliches, nur für dich geschaffenes Gut: dein Unglück schenkte dir die Wonne des Leids. Und nur hieraus entsproßte deine zeitliche Größe, deines Namens Unsterblichkeit. Was du begehrst, sei gewährt. Merk' wohl auf: deine Freunde und Feinde, Bewunderer und Verleumder, die Frauen, die deinen Pfad gekreuzt — jenes Mädchen, das unschuldig für dich litt, die erzieherische ästhetische Mondaine, die böse Therese, die Exaltierte, die romantische Houdetot — sie alle wirst du wiederfinden in anderer Gestalt, ohne sie zu erkennen. Das Weltgesetz braucht dich sogleich aufs neue nach kurzer Frist in Neuverkörperung, muß dich zu gleichen Zwecken verbrauchen. Ob deine verschiedene Daseinsbedingung dir besseres Glück beschert, wird dich

die Probe lehren. Wisse, daß das innerste Ich so unveränderlich wie ich selber, dein transcendentales Ego! Doch die Herren des Karma sind geduldig in unerschöpflicher Gnade und als Entgelt für dein Leid leihen sie dir die Form, die dir am passendsten dünkt. Besser und größer sollst du auferstehen, nur Selbstbefriedigung und ersehnten Frieden verbürgen wir dir nicht. Neue Etappe zum fernen Ziel der Erlösung! — So entschlummere für immer ins Nichts der Scheingestaltung, was hier Rousseau hieß! Auf Wiedersehen, du Bündel von Empfindung und Eindruck, das eine Ichperson sich selber vorgeträumt! Auf Wiedersehen, tote Form, in neuem Leben!"

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Blitz und Donner, Donner und Blitz! Ueber dem Kirchturm von Missolunghi zuckt die bläuliche Flamme, über donnernder Brandung und Kanonendonner der Türken draußen rollt die Kanonade des Himmels dahin. In rohgezimmertem Gemach stirbt soeben der Fremde, dessen Ankunft das verzweifelt blutende Hellas wie das Nahen eines Heilands begrüßte und dessen Scheiden es betrauern wird wie sagenhaften Heldentod altgriechischer Geschichte.

Seltsames Bild! Drinnen neben dem sterbenden Lord sein Leibarzt, sein Kammerdiener, sein Schiffsingenieur, ein weiland englischer Oberst, ein Romagnesischer Graf und ein venezianischer Gondolier. Draußen malerisch wilde Gestalten von Sulioten, Leibwache Sr. Lordschaft, deren meuterndes Wolfsgeheul vorhin in untertänigem Knurren erstarb, als der Sterbende sich

aufgerichtet und mit dämonischem Blick sie angeherrscht. Die beiden Italiener jammern nervös. Der stämmige Gondolier Tita heult, mit der Treue eines Hundes, dem sein Herr, sein Alles, weggerafft. Graf Pietro Gamba weint um den Geliebten seiner fernen Schwester, sein hohes Idol. Männlich nach nordischer Sitte bemeistern die Briten ihren Schmerz, doch man sieht ihre tiefe Bewegung. Der philhellenische Oberst trauert um den tapfersten Führer der edelsten Sache, nie sah er so ritterlichen Mut. Der Arzt ist tiefbewegt, Ingenieur Parry nicht minder, nie mehr der Zwiesprach gewürdigt zu sein mit dem Glänzenden, den er bewundert, dem Jovialen, den er liebt, dem Antichrist, den er beklagt. Fassungslos wimmert der Kammerdiener Fletcher, der an mehr als zwanzig Jahre gehorsamer Dienstgemeinschaft mit seinem Lord gedenkt, den er kannte als unbekannten Jüngling und als berühmtesten Mann der englischen Welt. Er verliert seinen Vater, wie er vor sich hin murmelt, und was kann nur Se. Lordschaft gewollt haben, als er ihn vorhin an sein Bett berief?

Allein ruhig und fast heiter inmitten nervöser Verzweiflung seiner Anbeter, hat der Sterbende gelächelt: „O che bella scéna!“ und im Fieberparoxismus immer nur Taten kriegerischer Begeisterung geträumt: „Vorwärts, vorwärts, Mut, nur Mut!“ Es soll nicht sein. Nicht auf den Mauern der belagerten Stadt trifft den neuen Kreuzfahrer die Kugel der Moslemin, einsam stirbt dieser Weltberühmte den Strohtod als Häuptling wilder Männer. Stanhope und Parry denken düster, daß hier Laras Schicksal erfüllet ward, wie es ahnend der Dichter gesungen. Der stolze Lord

im Hader mit seinen Standesgenossen auf Seite der Volksbefreiung stirbt unter Fremden. Hat er ein dunkles Geheimnis wie Lara, trägt er es mit ins Grab?

In letzter Stunde flüsterte er dem treuen Fletcher ins Ohr, er werde ihn als Geist plagen, wenn er nicht vollziehe, was er ihm anvertraue. Er drückte krampfhaft die Dienerhand: „Nun ist's bald vorüber. Ich muß alles sagen, ohne einen Augenblick zu zögern. Mein armes Kind, meine Adah! Mein Gott, hätt' ich nur einmal — und Augusta — und die Kinder — und geh' und sag' alles, was ... Warum ging ich nicht vorher nach England? Sag' Lady Byron ... sag' meiner Schwester ... das Geld soll bezahlt werden ... die Kinder, die Kinder! Sie ... Augusta ... Lady Byron." Er schien furchtbar ergriffen und murmelte eine halbe Stunde mit äußerstem Ernst: „So ‚nun hab' ich dir alles gesagt!" Am Schluß: „Ich habe bekannt. 4000 Dollars für die ... und doch zu spät! Verstehst du? Wenn du nicht gehorchst —"

Das ist alles, was Fletcher verstehen konnte aus langem, heiserem Geflüster der Seelenangst, so angestrengt er horchte. „Mylord, ich habe kein Wort verstanden!"

„Nicht verstanden, nicht? Dann ist alles verloren, denn es ist zu spät." Noch auf eigenem Sterbebette wird der treue Mann dies Antlitz seines Gebieters sehen mit solchem Ausdruck unrettbarer Qual, einem Blick unaussprechlicher Verzweiflung. Er stammelte noch einige Worte: „Und alles ... ihre Kinder ... du weißt nun alles ..."

O, was hat er nur gemeint? Wie des sterbenden

Lara Seele zu fernen Scenen schweifte und er letzte Botschaft röchelte ins Ohr seines Pagen, nach Osten deutend ins Morgenland, wo seine Vergangenheit schlummert, so hat sein Schöpfer gebeichtet, unverstanden und unerlöst. Nur eins ist klar: nicht nach Osten, wo Childe 'Harolds Jugend geheimnisvolle Spuren hinterließ, nach Westen zur Heimat deutete des Sterbenden Hand. Nicht ein Wort von seiner zweiten Heimat Italien, von seiner italienischen Hausgenossin! Mit einer gewissen naiven Genugtuung fühlt es stolz dieser Kammerdiener, für den sein Held immer ein Held war: Mylord trieb sich so viel im Ausland herum, aber seine letzten Gedanken sind nur in England. Doch was quält ihn nur? Noch ein Röcheln mit schwerem Seufzer: „Sag' Lady Byron -- du mußt alles sagen — kennst meinen Befehl. Dies sind Sterbeworte... Es ist zu spät." Und dann: „Nun muß ich ruhen!" Das sind die letzten Worte, die man je von seinen Lippen hört...

Lauter brüllt der Donner, greller zucken die Blitze, draußen rennt das Volk von Missolunghi hin und her und deutet die Zeichen des Himmels: „Er stirbt, der große Mann stirbt!" Wie bei Cromwells Tode ein unerhörter Orkan die ältesten Eichen Windsors entwurzelt und das Meer in wildem Aufruhr Albions Klippen peitschte, als tobe es in Wehklage um seinen Meister, den König der Wasser — wie jüngst ein Gewittersturm am Felsen von St. Helena den Gewaltigsten abgeholt von der Erde, so klagen hier Blitz, Donner, Orkan um den normännischen Skalden in modernem Gewand, dessen Stimme selber so majestätisch erdröhnte wie Windsbraut und Ungewitter.

Was wird man daheim in England sagen, was wird die Welt sagen! sinnen die Leidtragenden an dieser Bahre frühen Dahinscheidens. Siebenunddreißig Jahre und so viel für die Unsterblichkeit getan! Morgen werden hundert Kanonenschüsse von Missolunghis Mauern verkünden, daß der zum König der Hellenen bestimmte nordische Fürst für immer dahinging. Die Leiche wird heimfahren auf britischer Fregatte, unter ehrendem freiem Geleit der Türken, denen dieser Fremde wohlbekannt und vertraut. Das ist Childe Harolds letzte Pilgerfahrt, würdiges Ende solchen Lebens verkörperter Poesie. Und es wird sein, als ob ein Bahrtuch auf die Erde sich niedersenke, als sei ein Zauberglanz erblichen, der unersetzlich, als ob verschwunden ein Magier, der alles verklärte. Tausende und abertausende bewaffneter Philhellenen aus ganz Europa und Amerika werden betrübt ihre Schritte wieder heimwärts lenken, denn ihre Begeisterung für Griechenlands Befreiung war nur persönlicher Enthusiasmus für den großen Sänger der Freiheit, den Auferwecker des Leichnams Griechenland. Zweimal hintereinander ein Tod von Menschen, die erhaben schienen über Sterblichkeit, deren übermenschlicher Geistesschwung anbetendes Grauen erweckte. Bei des Korsen Tod war es, als ob die Erde in ihren Grundfesten erbebte, bei des Briten Tod, als ob das Sonnengestirn erlösche. Denn seine Herrschaft war nicht von dieser Welt, wie des Korsen Eisenjoch, nicht besudelt durch blutige Opfer, sie schlug nur Seelen in Bande, alle edeln und freien Seelen, ein Leuchtturm der Schönheit in gemeiner Wirklichkeit der Dinge. So fühlte damals die gebildete Welt, damals und noch lange, bis

eine gemeine Aera der Maschine und Rechenmaschine, nüchterner Verstandesöde, beide Riesen von ihren Thronen stieß, bis der Korse verlästert und kleingekrittelt, der Brite so gut wie vergessen, ein wahrhaft toter Mann im Mitempfinden des Zeitgeschmacks, bis ein unendlich geringerer Deutscher den Korsen und ein nicht größerer Deutscher den Briten ablöste auf dem Piedestal der Menschenvergötzung. Doch was liegt an solchem Piedestal! Ein bloßer Koturn, dessen Ellen Watte den Zwerg nicht größer, den Riesen nicht kleiner macht.

Dieser Sterbende hier war wirklich ein Großer und Größter in seiner Weise, groß für alle Zeiten, so lange Aristokratie vornehmer Geister im Pöbelmilieu noch übrig bleibt. Und diese Größe war besonderer geheimnisvoller Art, dies Leben von intimem persönlichem Zauber, daß es einem Märchen glich, wie das gleichzeitige Kaisermärchen von Lodi bis St. Helena. Nie seit Menschengedenken war ein Dichterleben, sonst nur stiller Versenkung geweiht, so öffentlich dahingestürmt auf der Bühne mit unerträglichem Glanz und traumhafter Blendung, spannend und ereignisvoll wie sonst nur das Kämpferdasein begnadeter Tatmenschen, dessen rohe nackte Aeußerlichkeit das gaffende Staunen der Menge gefangen nimmt. Hier aber wandten Ereignisse und Schicksale eines dichtenden Uebermenschen sich nicht an albernen Lärm der Eintagsfliegen, die jeden Gewalthaber als einen Fetisch umsummen, sondern ans Innerste des Seelenlebens der Weisesten und Besten. Wen kümmern heut Wellington und Nelson, die Zeugen äußerer Kraft! Des Dichters Name überlebte sie alle. Und seiner Zeitgenossen Geistesgrößter, der Greis in

Weimar, war dieses sterbenden Mannes, der kaum des Jünglingsalters Schwelle überschritt, lautester und innigster Verehrer, unsterbliche Worte in Vers und Prosa als Lorbeer windend um diese heut schon verschollene Gruft. —

Er stirbt und gibt kein Zeichen, und Lara war's, worauf dein Auge sieht! so dachten die Getreuen, als des Sterbenden Atem röchelnder ging und das Schwert des Todes immer schärfer den Lebensfaden durchschnitt. Doch dem bewußtlosen Ich öffnet sich weiteres Bewußtsein an der Pforte des Jenseits und der Sterbende hört Dinge wie nie zuvor. Im Donner des Himmels sprach die unhörbare Stimme, lauter als aller Donner, den unsterblichen Namen:

„Byron! Lord Byron!"

„Was willst du von mir, Lucifer oder Engel? Sprich, du Tod!"

„Ich bin dein höheres Selbst, das frei wird im Tode. Was Menschen Tod nennen, ist Heimkehr nur zu ihrem eigensten Leben. Es gibt keinen Tod, nur Lebenswechsel, und jedes Wesens Todesengel ist seine eigene Seele. Dies alles hast du geahnt in deines Genius Herrlichkeit, obschon Zweifel und Verzweiflung, Groll und Grimm über des Erdendaseins Jammer und Schwäche dein klares Denken verdunkelt. Stolz und entschlossen, leidvoll und erbittert, in bitterem Weh stirbst du wie du gelebt. Aber möchtest du anders gewesen sein, anders gelebt haben? Dir verlieh dein Karma ein großes himmlisches Gut, hast du damit gewuchert, wie du solltest? Dein Dasein war geheimnisvoll, noch mehr dein inneres Entwickeln zur Größe.

Dies Seelen-Geheimnis ist tiefer und reicher, als jedes andere, nach welchem neugierige Forschung in deinem äußeren Leben wühlt. Nun wohl, mein Freund, bist du zufrieden? Wer trägt Schuld an deiner Schicksale Bitterkeit, hast du allein Verdienst um deine Größe oder half dir ein gütiger Gott? Verteidige dich und klage an! Siehe dein verflossenes Leben!"

— — — — — — — — — — — — —

Ein Schulraum in Aberdeen hoch im nebligen Schottland am brausenden Meeresgestade. Der Lehrer ruft die Schüler bei Namen auf, bei einem stockt er und verneigt sich leicht: „Domine Byron!" Der zwölfjährige Knabe kann vor Erregung kaum antworten dem ungewohnten Gruße, der heut zum ersten Mal an sein Ohr schlägt: „Adsum, dominus Byron." Seine kleinen Genossen stieren auf ihn mit unterwürfigem Staunen. Ueber Nacht ist der lahme arme Junge, dem es so schlecht ging mit seiner Mama, ein großer Herr geworden: Lord von Newstead Abtei, Baron de Rochdale in der Grafschaft Lancaster, keiner der neugebackenen Lords von Königs oder Mammons Gnaden, sondern einer der letzten spärlichen Abkömmlinge altnormannischen Adels, dessen Ahne Ralf de Burun mit Wilhelm dem Eroberer stand auf dem Felde von Hastings. Das ist kein gewöhnlicher Lord wie andere, sondern etwas besonders Vornehmes. Und mütterlicherseits stammt er von schottischen Königen, darf den Tartan des Clans Gordon tragen, eine Herzogin ist seine nächste Cousine. Aber arm ist Dominus Byron gewesen, daß Gott erbarm! Seine Mutter, Mrs. Byron, konnte kaum ihre Miete bezahlen, so ärmlich sie

wohnte. Der Herr Papa, ein Londoner Gardeleutnant, ist mit ihr durchgebrannt, hat all ihre Mitgift verschwendet, wie er früher lustig auf und davongegangen mit einer Marquise Carmarthen. Mrs. Byron hat sich nicht scheiden lassen müssen, denn Mr. Byron tat ihr den Gefallen, als entnervter Liedrian plötzlich zu sterben. Sie steht allein in der Welt, ihr Vater hat in Anfall unwiderstehlichen Spleens sich den Hals abgeschnitten, und der Onkel des hübschen, nichtsnutzigen Gardeleutnants, Mylord Byron, zahlt ihr keinen Penny. Das ist auch ein netter Herr, der schon mal wegen Mords vorm Peersgericht stand, wegen eines zweifelhaften Duells ohne Zeugen. Man hat ihn zwar freigelassen, doch die Gesellschaft ächtete ihn und so verschloß er sich als boshafter Sonderling in seine Schloßabtei. Von dem „lahmen Bengel in Aberdeen", seinem Großneffen und möglichen Erben, nachdem Mr. Byron der Wüstling mit frühem Tode abging, wollte er nichts hören. Und nun tat er ihm doch den Gefallen zu sterben, früher als vorauszusehen, und der kleine, lahme Junge heißt von heut an Ew. Lordschaft, sein eigener Herr, und Herr einer Grafschaft. Seltener, sehr seltener Fall. Welch ein Glückspilz! Im reichen England erwartet ihn ein Schloß, so romantisch und altertümlich schön wie kein anderes, einst eine stolze Cistercienserabtei. Freilich munkelt man, daß die Güter schauderhaft verschuldet seien. Der kleine Lord sieht zwar sehr stolz, aber sehr unglücklich aus. Scheiden tut weh. Als Engländer in London geboren, ist er mit Leib und Seele Schotte geworden. Das bleiche, schwächliche Kind hat Schulferien im Hochland verbracht, den finsteren

Lochnagar betrachtet, auf Shetlandspony die Dounbrücke überritten. Und nun soll er weg aus dem schlichten, ernsten Norden, wo er als wunderträumendes Kind seine Hand auf die Brandung der Nordsee gelegt wie auf die Mähne schnaubender Meeresrosse, ins englische Flachland. Seine Amme, der seine so früh schon ausgeprägte Großmut seine erste goldene Uhr geschenkt, sein Knabenliebchen Mary Duff, die er liebt mit eines Jünglings Leidenschaft und völliger Mißachtung der Standesunterschiede — er soll sie niemals wiedersehen. Nichts behält er von „Auld Lang Syne“, von Schottlands Heimweh, als seine Mama. Und das ist eine! Dick und sinnlich von Aussehen, halbverrückt im Jähzorn des Temperaments, quält und prügelt die unglückliche verlassene Witwe ihr armes Söhnchen, schimpft auf das „lahme Balg“ und überschüttet ihn das nächste Mal mit rauher Liebkosung, er habe grade so schöne Augen wie sein gottverfluchter Papa. Von Quacksalbern gepeinigt, die sein lahmes Bein umsonst mit Schienen und Salben kurieren, ohne häusliche Erziehung bei einer solchen Mutter, selbst so nervös und emotionell, daß er einmal in stiller Wut ein Stück aus einer Teetasse ausbeißt, hat der einsame Knabe für seine Mutter nur Verachtung und Abneigung. Er lernt ihren tyrannischen Launen trotzen, selbst wenn sie die Feuerzange nach ihm wirft, und möchte gern von seinem Vater hören, ob er wirklich so schlecht war, wie Mutter sagt. Ein angenehmes Familienleben! Der Herrschaftskutsche, die ihn mit Mrs. Byron nach Newstead Abbey führt, entsteigt dort ein Knabe von schwermütigem Ausdruck, dabei aber offenbar vom Hochgefühl seiner Lordschaft

durchdrungen. Er ist jetzt Herr und Mama nur Nebensache. —

Der Sterbende lächelt bitter: „Hier steckt die Wurzel alles Uebels. Ich hab's ja im ‚Lara' gesagt: ‚Als Kind schon vaterlos, vor seiner Zeit Herr seiner selbst, dies Erbe voller Leid.' Und solche Mutter! Besser gar keine! ‚Dein Geist ist grade so mißgestaltet wie dein Bein,' solche Zärtlichkeiten bewahre ich von ihr im Gedächtnis."

Doch die unhörbare Stimme flüstert in sanftem Hohn: „Das glaubst du so. Andere, die keine Mutter kannten, seufzten danach und hielten den Vater für belanglos. Daß Mütter gradeso verschieden sind wie Väter und niemand sich ausbedingen darf, er grade müsse eine ideale Mutter haben, bedenkt der Sterbliche nicht. Aber die schlechteste Mutter liebt ihr Kind doch echter, als die meisten Väter. Das wäre wohl dein Glück gewesen, das väterliche Vorbild des Mr. Byron von der Garde als Kind täglich vor Augen zu sehen und das Muster einer unglücklichen Ehe leibhaftig zu studieren? Danke deinem Schicksal, daß es dich davor bewahrte! Und deine Mutter, das unglückliche Geschöpf, verdiente dein Mitleid. Hast du's ihr gewährt? Nein. Du warst kein schlechter Sohn, aber so respektlos, daß du in deinen Briefen aus der Levante sie eine ‚Hexe' nanntest, das Wort ‚Mutter' verpöntest und die Anrede ‚Madame' wähltest wie gegen eine Fremde. Wer weiß denn, ob du nicht Keime des Genies von ihrer Tollheit geerbt! Glaubst du, sie las umsonst immer Rousseau, den verbotenen Revolutionär, und verglich dich dem men-

schenscheuen Einsiedler, an den dein Wesen erinnere? Liegt hier vielleicht mehr geheimnisvolle Beziehung zu Grunde, als du ahnst? Und was fandest du nach ihrem Tode? All deine Briefe seit frühster Zeit, all deine schlechten Verse sorgfältig aufbewahrt als Schätze der Mutterliebe. Die arme Frau war stolz auf dich, insgeheim, ohne dich's merken zu lassen, weil ihr unbeholfener Unabhängigkeitssinn sich dir nicht unterordnen wollte. Fest glaubte sie ahnungsvoll an deine künftige Größe. Sie war im täglichen Umgang ordinär, geschwätzig, unmanierlich, ungebildet, aber im tiefsten Innern nicht so gewöhnlich, wie ihr Sohn geringschätzig wähnte. Das fühltest du auch, als du an ihrem Grabe stundst: ‚Ach, ich hatte nur diesen einen Freund.‘ Und ferner: ist's denn wirklich ein Unglück, frühzeitig sein eigener Herr zu sein, enthoben dem tyrannischen Einfluß der Familienbande? Dürfte dies ‚Erbe voller Leid‘, das du so bitter beseufzest, im Gegenteil nicht dein Reifen befördert und dich vor mancher Drangsal behütet haben? Ist Freiheit nicht immer ein Gut?"

Der Sterbende verstummt, doch sein unzufriedener Unwille ist nicht zu besänftigen. „Das sind Sophismen. Viel, was mein Leben vergiftete, wäre einfach unmöglich gewesen, wenn mich Familienbande festhielten. Ich bleibe dabei und klage mein Schicksal an!"

Gleichmütig erwidert die Stimme: „Dein Wille geschehe! Des Sterbenden Wunsch modelt sein künftiges Leben. Du warst ein einziges Kind. Möchtest du auch Geschwister?"

„Nein. Ich hatte ja meine Stiefschwester und ihre

Treue war wahre Schwesterliebe. Sie war mir in Trübsal ein Turm der Stärke. Und doch ... trotzdem ... besser war's, wenn ich ganz allein stand, dann brauchte ich gar keine Rücksicht zu nehmen im Kampf mit der Welt. Und welches Unglück, welch unverdienten Schimpf brachte ich so über Augusta! Nein, keine Schwester, noch weniger jüngere Brüder, die gute Ratschläge geben und heimlich nur neidische Feinde sind! Unsereins muß allein stehen."

„Und eben noch ersehntest du Fesselung durch Elternbande. So paktieren von Fall zu Fall lassen nicht mit sich die ewigen Mächte. Du willst einen edeln Vater, auf den man moralisch stolz sein kann, eine hochgebildete Mutter als Genossin deiner Jugend ... du sollst sie haben vielleicht in Neuverkörperung und womöglich deine Amme dazu, aber wer weiß, ob du nicht mehr Familie schmeckst als dir lieb ist! Denn die Wünsche des Menschen sind oft seine Strafe. Und da du nicht ganz ohne Fehl warst im Verhältnis zu deiner Mutter, so wundere dich nicht, wenn dein Wunsch dir nicht völlig zum Heil gereicht. — Doch sehen wir weiter!" —

Ein alter Herrensitz, Annesley-Hall. Wie ähnlich klingt das zu Annecey, wo Rousseaus Idyll sich abgespielt! Hier gibt's auch ein Liebesidyll, aber nicht ohne Tragik. Der Herrensitz, voll altertümlicher Arrastapeten, die im Herbstwind an den Wänden sich heben, bis ihre Gobelinfiguren im Mondschein lebensähnlich herabzusteigen scheinen, ist Nachbar von Newstead Abtei, dem Byronschloß. Der kleine Lord weilt dort oft zu Besuch, wenn er aus Harrow-Kollege nach Hause kommt, jetzt ein fünfzehnjähriger träumerischer Knabe.

In Harrow hält man nicht viel von seinen Fähigkeiten, er lernt wenig vom Schulkram, nur Geschichte und Literatur verschlingt er mit heimlicher Lektüre. Boxen versteht er und rauft tapfer, seine schwachen Muskeln stählend, doch von sonstigen körperlichen Uebungen schließt seine Lahmheit ihn aus. Er kommt sich wie ein Gezeichneter vor unter all diesen derben britischen Muskelchristen mit ihrer brutalen rotbackigen Gesundheit. Dennoch schließen sich manche an ihn an, denn er ist großmütig und kameradschaftlich, nimmt Prügel auf sich für kleinere, schwächere Mitschüler, verteidigt alle Schwachen und Geringen, hegt einen armen Plebejer als Busenfreund neben seinem andern Spielgenossen Lord Clare. Einmal erbost sich wider seinen trotzigen Rebellengeist die ganze Schule, denn er und sein Klassenkommilitone Robert Peel — einst ein gefeierter Name in Englands Weltpolitik — schirmen eine Napoleonsbüste, welche von jugendlichen Patrioten zertrümmert werden soll. Doch im allgemeinen hat es Jung-Byron am liebsten, wenn man ihn zufrieden läßt. Dann sitzt er unter einer einsamen Ulme und gibt sich Gedanken hin über Sonne, Mond und Sterne. Aber daheim in Newstead hat er seinen eigenen Stern, seine Nachbarin Mary Chaworth von Annesley. Ihr Großvater war es, den Großonkel Byron in jenem zweifelhaften Mordduell erschlug. Kein freundliches Band verknüpft also die Nachbarschlösser. Ueble Vorbedeutung vergessenen vergossenen Blutes kümmert freilich die jungen Nachkommen nicht, korsikanische Blutrache ist nicht Mode im kühlen England. Der lahme dicke Knabe heißt Lord, das bleibt immer Empfehlung,

man öffnet ihm gern die Tür, er geht ein und aus auf dem Nachbargut. Mary Cheworth, eine echt englische Schönheit, duldet sehr gern ihrer Verehrer, der zwei Jahre jünger als sie. Sie bemitleidet seine Lahmheit und Verwandtenlosigkeit. Da sie keinen Bruder hat, nimmt sie ihn als Brüderchen an. Sie singt ihm schottische Balladen vor und läßt sich's gefallen, wenn er tändelnd spielt mit ihren langen blonden Locken. Aber anders betrachtet Junker Byron seine Flamme. Bei ihm sind selbst seine Schulfreundschaften wahre Leidenschaften, sein empfängliches Herz entzündet sich so leicht fürs weibliche Geschlecht. Er hat schon bittere Enttäuschung hinter sich. Mary Duff, das schottische Milchmädchen, die er als Kind geliebt wie Burns seine Hochland-Mary, hat sich verlobt. Seine entfernte Cousine Margarethe Parker, die er natürlich heiraten wollte, starb zwölfjährig an der Schwindsucht. Doch beide waren ja nur Vorboten des aufgehenden Liebessternes, der göttlichen Mary von Annesley. Man heiratet jung in England. Wird er majorenn, was könnte ihn abhalten, die junge Erbin heimzuführen ins Schloß seiner Väter? Eine richtige standesmäßige gute Partie! Schon beginnt man zu munkeln, die Mutter Marys zieht wohlwollend diesen jugendlichen Bewerber ernstlich in Betracht. Da tritt bei einer Jagdgesellschaft ein junger Sportsman von guter Familie der Landgentry, ein Mr. Musters, auf die Bildfläche. Schmuck und stämmig, ein prächtiger Reiter und Schütze und Tänzer, bildet er so recht das Ideal einer niedlichen Mädchenseele. Wie mag der lahme Knabe dagegen aufkommen! Reiten kann er schlecht

mit seinem ungefügen Bein, Tanzen ist außer Frage, da er ohne Stock kaum ordentlich gehen kann. Schießen tut er allerdings vorzüglich, schwimmen gleichfalls, der Lahmheit zum Trotz, aber was gilt das neben dem Inbegriff aller männlichen Vollkommenheiten, die dieser schöne junge Mann Musters in sich vereinigt. Hübsch kann man den Junker Byron auch nicht grade nennen, denn er neigt zu unförmlicher Dicke wie seine unmögliche Mama. Geistreich ist er nun vollends nicht, sondern meist schweigsam und träumerisch. — Sieh hin auf die unvergeßliche Stelle, die alte Galerie, wo du aus halboffener Tür die lieblichen Worte vernahmst: ‚Meint ihr, ich mache mir was aus dem lahmen Jungen?!' Ein Schatten wie von Todesqual, wie von unaussprechlichen Dingen, fällt über das bleiche Antlitz. Sein Rößlein wiehert ihm entgegen aus dem Stall, als er wortlos und ohne Abschied verschwindet. Und nimmermehr betrat er diese Schwelle."

Finster murmelt der Sterbende: „Unvergessenes Leid! Mary! ‚Ich liebe leidenschaftlich diesen Namen, denn einstmals klang er mir wie Zauberton.' So fing mein Elend an. Wäre sie mein geworden, wie ruhig und glücklich hätt' ich meine Tage gelebt in geordnetem Geleise! Jugendliebe wählt am besten, nur diese Ehe von Nachbarskindern paßte für mich. Besser als all der verfluchte Ruhm, so still zufrieden behaglich hinzudämmern! Wie viel Unheil wär' mir erspart geblieben! Und ihr auch, der Unglücklichen, dem gefallenen Stern meiner reinsten Flamme!"

Da flüsterte die unhörbare Stimme: „Belüge dich nicht selbst! Das machte sich gut vor der Welt, als du

in unsterblichen Versen dies Seelendrama gebeichtet. Ja, es war ein ‚Traum‘. Bei dir ist immer alles ungewöhnlich, und wer in deinen Kreis tritt, verfällt dem Schicksal. Der brave Musters nachher ein Trunkenbold, brutaler Haustyrann und Wüstling! Mary im stillen von Reue geplagt, daß sie so dumm war, nicht zu ahnen, was doch niemand ahnen konnte, als der obskure Lord verschuldeter Güter auf einmal der berühmteste Engländer seiner Zeit geworden, ja er, ihr unscheinbarer Verehrer! Und darüber bricht ihr das Herz und das Hirn geht in Stücke. ‚Die eine in Wahnsinn endend und in Elend beide.‘ Ja, die Welt war sehr ergriffen von dieser rührenden Geschichte, als du nach deinem Ehekrach sie hinaussandtest vom Genfer See. Doch wir beide, mein Freund, wissen ja, wie viel poetische Licenz bei dieser absichtlichen Täuschung, wissen, daß diese Jugendepisode lange hinter dir lag, von viel viel Ernsterem beerdigt. Warum lehntest du denn ab, als die unselige Mary dir ein Rendezvous vorschlug, dich in London auf der Höhe deiner Löwenschaft besuchen wollte? Aus Sittlichkeit? Du erfuhrst ja, wie es mit Musters stehe und daß sie zur Scheidung dränge. Warum meldete sich denn jetzt nicht deine unsterbliche Herzensliebe? Du weißt es am besten. Weil du ernstere Schmerzen hattest und du dich deiner Gleichgültigkeit schämtest. Also lassen wir's hinter uns für immer, das Idyll von Annesley! Und sollte dir Neuverkörperung blühen, so wünsche dir ähnliches Liebesleid als Knabenjüngling! Ein netter Byron wäre das geworden, der glückliche Gutsherr und Mary-Gatte! Leicht möglich, daß man von deinem Genie nie

'was vernommen hätte. So seltsam hängt des Menschen äußeres Handeln und Scheinen von seinen Verhältnissen ab und keinem, schlechterdings keinem, ist sein latentes Genie so zwangsweise vom Schicksal herausgehämmert worden. Nur noch an Rousseau mag man denken. Ihm, in Misère erwachsen wie du in äußerem Glanz, hat erst spät, dir früh, nur Leidenszwang die Zunge gelöst. Ihn wie dich berief nur Verkettung des Schicksals zu ungeahnter Bedeutung, ruckweis und allmählich, nicht wie andere auf einen Schlag. Ja, das ist ein großes Geheimnis. Bonaparte war groß, kaum daß er die Bühne betrat, Goethe war größer vielleicht als Jüngling, wie als Mann, aber du, was warst denn du, bis das Schicksal deine Größe zum Lichte brachte? Annesley, wahrhaftig! Das wäre deines Genius Grab gewesen, wie Annecey für deinen Geistesverwandten. Hadert nicht mit dem weisen, gerechten Karma, ihr törichten Sterblichen!" — —

Ein anderes Bild. Die prachtvolle Schloßabtei mit den gemalten Fenstern und gotischen Bogen widerhallt von unheiligem Lärm. Childe Burun, Junker Byron, ist nun ein majorenner junger Lord mit standesgemäßer Schuldenlast. Wie einem Gentleman von solchem Range geziemt, hat er in kurzer Frist die Hypothekenschulden seiner Ahnen noch erheblich vermehrt. In Cambridge bummelte er herum, ohne irgend welche der üblichen akademischen Ehren einzuheimsen, galt als faul und talentlos, wie einst Rousseau bis ins Mannesalter. Nur als Trinker stand er seinen Mann, wie englische und deutsche Studenten den künftigen Philister in sich mit kindlicher Kommentpoesie zu begießen

pflegen. Als Schwimmer und Boxer hat er sich ein Renommee gemacht. Der famose Jackson, der Preisboxer von England, dessen Unterricht alle vornehmen Herrn genießen, spendet ihm das höchste Lob. Wenn Junker Byron rastlos die Themse entlang schwimmt, steht der brave Jackson an einer Brücke und macht die Passanten begeistert auf seinen hochgeborenen Schüler aufmerksam, der von Natur schwächlich, nervös und obendrein lahm sei, aber mit unzähmbarer britischer Energie die Natur besiege. Oh, nur ein englischer Lord hat so viel „pluck", so viel entschlossenen Mut! Die religiösen und politischen Ansichten des vornehmen Jünglings erregen hingegen berechtigten Anstoß. Er soll skeptische und revolutionäre Gesinnungen mehrfach geäußert haben. Doch solche jungen Hunde bellen ja nur und beißen nicht. Jetzt wird er seine „große Tour" durch Europa machen, wie seit lange eingebürgerte Sitte im britischen Adel, damit ein erlauchter Sohn der alleinseligmachenden Insel mal gnädigst auf den untergeordneten Kontinent herablassende Blicke werfe und mit der Ueberzeugung heimkehre, daß nur England ein menschenwürdiges Dasein bietet. Da ein mittlerer Grad von Liederlichkeit gleichfalls zu den Gepflogenheiten eines Gentleman gehört, so fanfaronniert der junge Lord auch ein wenig mit seiner blasierten Verderbtheit. Und da nur sehr wenige ihn näher kennen, er auch verschwiegene Wege geht, so kann man nicht kontrollieren, was wahr daran. „Ich konnte die Liederlichkeit der andern nicht teilen. Aber dies brachte mich zur Verirrung, die verhängnisvoller als alle andern, indem meine Leidenschaft sich auf ein Wesen

vereinte," bekannte er später und deutete an, scheu, schüchtern, geheimnisvoll, ohne je ein Mehr zu enthüllen, dies sei „die romantischeste Epoche meines Lebens" gewesen. Nur eines kundschaftet man aus: man sieht ihn manchmal in Gesellschaft eines schönen Knaben, der mit ihm ausreitet, einer Art Pagen, in dem man sofort ein männlich verkleidetes Mädchen erkennt und den er bei Ausflügen nach Brompton und Brighton als seinen jüngeren Bruder vorstellt. Die Eingeweihten lächeln, denn man weiß ja, daß er keinen Bruder hat, aber die Aehnlichkeit verblüfft als auffallend.

Sehr schön muß ein Mädchen sein, das diesem Jüngling gleicht, denn erstaunliche Veränderung ging hier vor: aus dem dicken, unbeholfenen Knaben hat sich wie ein Schmetterling aus der Raupe ein schlanker, eleganter junger Mann mit bezauberndem Antlitz losgeschält. Zwar sind seine Züge nicht ganz regelmäßig, die Nase etwas zu stark, der Mund zu breit, das Kinn zu massig, aber der Gesamteindruck wirkt überraschend. Das ist ein weiblicher Apollokopf. Weiblich auch seine kleinen weißen Hände, seine sanften, blonden, flatternden Locken. Die noch unausgearbeitete Stirn zeigt erhabene Umrisse, seine Augen von tiefstem Blau sind unvergleichlich, wunderbar schön. Seine Stimme hat bestrickenden Wohllaut, auch sie klingt weiblich. Gleichwohl ist er kein sonderlicher Favorit der Damen, denen derbe, banale Männlichkeit besser zusagt. Weibliche Gesellschaft sucht er wenig, dort bemuttert man ihn wie ein junges Mädchen. Sein Benehmen ist nicht frei von unsicherer Verlegenheit, immer vom Bewußtsein seiner Lahmheit beschattet. Pekuniär geht's ihm

schlecht. Am Tag seiner Majorennität hat er nicht mal Geld genug, um den Dorfbewohnern von Hucknell Torcard, wo in kleiner Kirche all seine Ahnen schlummern, den üblichen Festochsen braten zu lassen. Außerdem hat er sich lächerlich gemacht, indem er einen Gedichtband veröffentlichte „Stunden der Muße, von einem Minderjährigen". Darin besingt er seine Schulfreunde und seine Ahnen, stiftet auch Verschen ins Stammbuch unglücklicher Liebe. Lauter Stümperei, Gymnasiastenverse, wie sie mancher junge Student in der Schublade hat, ohne den schlechten Geschmack, sie zu publizieren. Der arme Byron ist eben auch hierin talentlos. Das sagt ihm denn das vornehmste kritische Organ, die „Edinburgh Review", mit unnötiger höhnischer Schärfe. Nachher erzählte jemand, nie werde er das Gesicht Byrons vergessen, als er diese Zurechtweisung las, es sei das Gesicht eines erzürnten Gottes gewesen. So spielt die Phantasie der menschlichen Erinnerung einen Streich, beurteilt und färbt Vergangenes nach späterer Entwickelung. Ach, es war wenig Göttliches in diesem unreifen Lordsbummler und Dichterling, der in der Vorrede treuherzig versicherte, er werde es nie wieder tun und sich nie fürder als vornehmer Dilettant herablassen, Verse zu schmieren. Eine verstohlene Grandseigneur-Arroganz darin mochte den Recensenten zu seinem erbitterten Hohn gereizt haben. Die Recension war völlig gerecht, der Sterbende selber lächelte wehmütig, wenn er an dies Debut dachte, das seltsamste der Weltliteratur. Daß ein Erstlingswerk nicht immer die ganze Löwentatze zeigt, kam oft genug vor. Aber daß der größte und originellste Dichter einer literarisch

großen Zeit, einer der größten und originellsten aller Zeiten, mit absoluter schreiender trivialster Talentlosigkeit beginnt und das feierliche Versprechen ablegt, sich fortan jeder Dichterei zu enthalten, das ist doch über die Maßen seltsam. Nun, der „erzürnte Gott" begnügte sich vorerst, ein flottes Leben zu führen. In Newstead versammelt er seine Universitätsfreunde und außerdem eine Menagerie, gezähmte Bären und Wölfe, von seinem gewaltigen Newfundländer Boatswain ganz zu schweigen, einem Hunde von seltenen Qualitäten. Hier wird getobt und jubiliert die Nächte hindurch und beim Zechen auch der Venus etwas gehuldigt. Doch was schaudervolle Gerüchte davon erzählen, beruht auf Fabel freier Erfindung. Der sogenannte Harem von Venuspriesterinnen, der sich dort getummelt haben soll, besteht aus zwei Kammerzofen, mit denen Byron seine Freunde delektiert. Er selbst aber macht diese Scherze kaum mit, nicht umsonst ließ er sich einen Totenschädel als Trinkbecher in Gold fassen, um bei jedem Schluck erinnert zu werden: alles ist eitel. Seine Leidenschaft hat ganz andere geheime Wege, das Mädchen im Pagenkleid kennt ihn allein.

Und die unhörbare Stimme flüstert: „Bebst du? Nahen wir uns dem Geheimnis deines Lebens?"

Der Sterbende erzittert in tiefem Leid unstillbarer Sehnsucht und sein Herz fühlt Manfreds Verzweiflungsschrei bei Astartes Beschwörung: „,Werd' ich dich jemals wiedersehen'?" Mit bitterer Ironie spricht die unhörbare Stimme aus ihm selber: „Du hast deine Kommentatoren hübsch aufs Glatteis gelockt mit deiner mißverstandenen Beichte. ‚Sie glich von Antlitz mir,

von Haar, von Auge, in allem selbst bis zu der Stimme Ton war sie mir ähnlich.' Manfreds Schwester? Aha, das muß natürlich Byrons Stiefschwester sein! Er selbst hat's gestanden in seinem Manfredbekenntnis, was die Welt schaudernd klatschte, daß er Incest mit seiner Schwester verübt! Daß grimmer Trotz ihn kitzelte, diese Lüge als Maske zu benutzen, um andere Qual zu beichten, wer konnte das jemals ahnen! Einer lügnerischen Verleumdung grauses Zusammentreffen mit einer geheimen anderen Wahrheit — unglaubliche Tücke des Zufalls, der Schicksal heißt! Ach, auf die gute Augusta Byron, verehelichte Leigh, paßte gar wenig das Aehnlichsein von Antlitz, Haar und Auge! Und niemand erinnerte sich des verkleideten Mädchens, das einst Junker Byron für Bruder oder Schwester ausgab vermöge dieser Aehnlichkeit! Wie sagt doch Manfred? ‚Sie hab' ich geliebt, getötet... mit meinem Herzen, das ihr Herze brach, es sah auf mich und welkte.' Ist dies wahr, Byron, ist dies wahr?!

— — — — — — — — — — — —

„Mein Heimatland, gut Nacht!" Ein anderes Bild, viele andere Bilder in bunter Folge, in raschem Vorüberflug, zwei Reisejahre fern von Englands Scholle. Am Maste lehnt ein bleicher, vornehmer Jüngling in loser Matrosenjacke mit flatternder Halsbinde, das dunkelblonde Haar vom Seewind zerwühlt, der ihn an Portugals Küste führt. Lustiger Galgenhumor belebt seine Züge. Vor ihm die weite Welt, er will schauen, genießen. Hinter sich ließ er ein Geheimnis, das ihn drückt, das er abschütteln möchte. Eine Schuld? O nein, noch nicht, ein Selbstopfer der

Großmut, das er als Pflicht empfand. War es Pflicht, nicht Uebereilung edler Liebesgesinnung? Der Lord in ihm rebelliert gegen den natürlichen Menschen. Aber ein Rousseau ist er nicht, grade das Lordmilieu zwingt Seinesgleichen zu entgegengesetztem Handeln, als Rousseaus gedrücktes BedIententum. Nun, vorerst wird er vergessen, will er nicht denken an Dinge hinter ihm, die unwiderruflich seine Zukunft belasten. Sein Leben ist ja doch verpfuscht, vielleicht ist Tod nicht ferne, Erlöser von aller Pein. Was kann ihm die Zukunft bringen? Ein bis über die Ohren verschuldeter Lord, der sich abringen muß, den stolzen Stammbesitz seiner Ahnen zu behalten. Wie wird er's anfangen? Stolz auf Rang und Namen, auf sein Newstead Abbey, wird Lord George Byron de Rochdale das bekannte traurige Los eines hypothekisierten Landedelmanns tragen müssen als einzigen Beruf. Politik interessiert ihn nicht, zu tief durchschaut schon dieser Jüngling das verderbte Marktgetriebe voll patriotischer oder philantropischer Heuchlerphrasen. Als er sich der Sitte gemäß ins House of Lords einführen ließ, hat sein eigener Vormund sich gedrückt, ein entfernter Bekannter hat ihn vorstellen müssen, auch dieser feierliche Akt gestaltete sich ihm zur Schmach. Gleichgültig und unliebenswürdig stierten seine Peers den Neuling an, dessen auffallende unenglische Erscheinung ihnen grinsende Mißachtung erweckte. Auch ein seltsamer Augenblick: nie ward einer durch bloßes Erbrecht ins House of Lords aufgenommen, der seinen Stand so verherrlicht, der bis zu den Enden des Erdballs den Titel Lord getragen als „Dichterlord". Aber die Menschen bleiben immer

mit Blindheit geschlagen, wenn ein Gott als Unbekannter unter sie tritt.

Literatur? Wohl hatte Junker Byron mal davon geträumt, schriftstellerisch sich zu versuchen, und die vernichtende Besprechung seiner schlechten Schülerversuche reizte seine Kämpfernatur. Wie er seiner Lahmheit zum Trotz ein Boxer und Schwimmer und Schütze ersten Ranges geworden, so konnte er am Ende ja auch die Poesie bewältigen. Doch das ist eine strenge Herrin, der mit Gewalt nicht beizukommen und die sich von vornehmer Geburt erst recht nicht imponieren läßt, lordmäßige Dilettanten mit besonderer Begabung zu beehren. So fiel ihm denn nichts Besseres ein, als eine wilde Satire in gutgebauten, oft witzigen, meist aber plumpen und groben Versen gegen die ganze literarische Gilde zu schleudern: „Englische Barden, Schottische Recensenten". Die Aesthetik darin unklar und obendrein altfränkisch-klassicistisch: auf dem Weg, den dieser jugendliche Prediger in der Wüste empfahl, konnte die Literatur erst recht nicht gesunden und vieles darin lief auf ungerechtes polterndes Schimpfen hinaus. Seltsamerweise gefiel aber die Keckheit, um nicht zu sagen Frechheit des Auftretens. Andere schlecht machen, in Grund und Boden recensieren ist allemal das sicherste Mittel, verwandte Neidgefühle des gebildeten Pöbels zu animieren. Mitten unter dem Staub, den sein Pamphlet aufwirbelte, fuhr Junker Burun ins Meer hinaus wie seine normännischen Altvordern, um irgendwo neue Machtgebiete auf solcher Wikingreise zu entdecken. Auch die Literatur ließ er dahinten. Was hatte er eigentlich nur dem Literatentum zuschreien

wollen? Ja, ich bin talentlos, wie ihr sagt, aber was seid denn ihr? Glaubt ihr, das sei eine Literatur, ihr Salonferen oder Bücherwürmer, kleine Schäker oder pathetische Grimassenschneider? Ade euch allen! „Mein Heimatland, gut Nacht!"

Kastagnetten klimpern in Mondscheinnächten Sevillas — die Fregatte durchschneidet das schäumende Mittelmeer, das seit dem Tag von Trafalgar den Briten gehört — am sonnenheißen Maltafelsen sitzt Lady Florence Spencer als Kalypso und flirtet mit dem jugendlichen Odysseus — die Fregatte segelt ins ägäische Meer — im ambracischen Golf wallen im Mondschein die Schatten von Antonius und Kleopatra — vom Parthenon winken die Geister der Marathonier — auf den Ruinen von Ephesus heulen die Schakals in wüster Nacht — am Goldenen Horn rauchen die Moslem unter Rosenbüschen — in düstern akrokeraunischen Bergen singt Junker Byron melodische Seufzer an die ferne Florenze unter wildem Gewittersturm — er raucht Friedenspfeife mit dem schrecklichen Ali Pascha von Janina, der seine vornehme Abkunft aus seinen kleinen Händen abliest — er streift mit malerischen Klephten durch Moreas Waldgebirge — er schweift zwischen den Inseln beim Sonnenuntergang umher, wo einst Apoll und Aphrodite gethront — er durchschwimmt den Hellespont, ein neuer Leander, und holt sich ein Fieber — er schmachtet zum Mädchen von Athen, einer Nationalschönheit, die alle britischen Reisenden touristisch kennen lernen müssen — er rettet eine entflohene Haremssklavin aus Händen türkischer Häscher — der fremde junge Giaur mit dem bleichen,

schönen Gesicht wird bei den Moslem populär wie bei den unterdrückten Griechen. Die phantastische Ester Stanhope, Pitts Nichte, sah ihn zuletzt in Athen — sein Reisegefährte Hobhouse kehrte schon lange heim — was der junge Herr seither in Griechenland und der Levante trieb, blieb unbekannt, später ein weites Feld für romantische Vermutung.

Doch die heimliche Stimme flüstert: „Wir wissen's besser, als deine naiven Mythologen, die dich schon als heimlichen Korsaren träumen und apokryphe Geschichten publizieren, wie du in Mytilene gehaust. Ich sehe immer nur den einen Menschen: einen tatlosen Jüngling, der auf Trojas Grabhügel den Schädel des Achilleus in Händen hält, ein reisender Hamlet, und der in Fiebernächten auf einen Ring starrt, den er am Herzen verbirgt und nicht am Finger trägt. Wirklich, ein Ehering, Mylord? Und wird sich unter Lord Byrons hinterlassenen Papieren nicht ein merkwürdig Jugend-Gedichtlein finden: ‚An meinen Sohn William'? Das enträtselt kein Forscher und dein Biograph, der gute Thomas Moore, wird treuherzig kommentieren, daß dein Leben keinerlei Anhalt für diese poetische Licenz bietet, andererseits bei der tiefen Lebenswahrheit Byronischer Poesie, stets nur aus Wirklichem schöpfend, bloße Erfindung ausgeschlossen erscheine. Ei, ei, und was bedeutet dein seltsam Testament, als du nach England zurückgekehrt, wo du befiehlst, dich ohne jedes Geleit still bei deinem Hunde Boatswain beizusetzen und ein so auffälliges Legat von 7000 Pfund vermachst für ein Kind Nicolo Giraud in Malta, französischer Untertan, in Hellas geboren, sobald dieser sein zwanzigstes Jahr

erreiche? Und was bedeuten die ‚Zeilen, unter ein Bildnis geschrieben‘, mit dem prophetischen Schluß: ‚Durch meiner Hoffnung Todesstreich wird mein Gedächtnis nimmer sterben‘? Das Sohngedicht sagt gar seltsame Sachen: ‚Du kannst Vater lispeln. Ach, William, wäre sein Name der deine! Dann würde keine Selbstanklage — doch genug, meine Sorge für dich soll mir Frieden erkaufen. Deiner Mutter Schatten soll lächeln und verzeihen alles Vergangene. Ihr niederes Grab deckt Rasen heut, und du lagst an einer Fremden Brust. Spott höhnt deine Geburt und gönnt dir keinen Namen auf Erden, doch ein Vaterherz bleibt dein, mein Sohn... den Rest meiner Tage will ich daran setzen, dir Gerechtigkeit zu erweisen. So jung dein unbedachtsamer Vater... wärest du mir auch minder teuer, Helen's Antlitz aufersteht in dir, und mein Herz, das in Erinnerung schlägt, wird nie ihr Pfand verlassen." Und im wundervollen Gedicht des Neunzehnjährigen, dicht hinter seiner publizierten Stümpereien, „Als wir zwei schieden in Schweigen und Tränen, gebrochen Herzfrieden für Jahre voll Sehnen. Kaltbleich deine Wange, Eis hauchte vom Munde... Unheil bange weissagte die Stunde." „Sie wissen nicht, ich kenne dich, die dich zu gut kennen. Sie nennen dich vor mir, Grabgeläut meinem Ohr, ein Schauder befällt mich, warum warst du mir so teuer?" streckt eine dunkle Geschichte von Scheiden und Meiden, Mißverstehen und Reue, den Schattenarm empor. Und was für kuriose Dinge enthüllt nicht das Tagebuch einige Jahre später, sechs Jahre nach dem Tode erst veröffentlicht, wobei Moore eingestandenermaßen die interessan-

testen Stellen entfernte: „Wäre dies früher angefangen und getreulich ausgefüllt! Doch es gibt zu vieles, dessen ich mich nicht erinnern möchte." „Hobhouse erzählt mir, das Gerücht kursiere, ich selbst sei der Korsar und ein Teil meiner Reisen geheim verbracht. Manchmal streifen Leute die Wahrheit, doch nie die ganze. Hobhouse weiß allerdings nicht, was ich durchlebte, seit er mich in der Levante verließ, noch irgend ein anderer. Indessen 's ist Lüge. Doch ich liebe Lügen nicht, die der Wahrheit so ähnlich sehen." „Morgen bekomm' ich Briefe von Wichtigkeit. Heiho! ... ist in meinem Kopf ... aber die Einzige Gott weiß wo." Und was wird Moore von dem Gedichtzyklus „An Thyrza" zu melden wissen? Daß deine tote Mutter und deine toten Freunde, überhaupt alles Unglücksgefühl deiner Verlassenheit, sich zu einer symbolischen Figur Thyrza kristallisierten! Vielleicht findet später noch mal irgend ein Yankeenarr heraus, daß damit Margaretchen Parker gemeint war, ein zwölfjähriges längst begrabenes Knabenliebchen. Daß der schauerlich traurige Inhalt wie die Faust aufs Auge zu all diesen läppischen Erklärungsversuchen paßt, wird deine Kommentatoren nicht stören. „Dein niederes Grab deckt Rasen heut", „Ganz ohne Leichenstein und Namen" stimmt natürlich ausgezeichnet zur Gruft einer Admiralstochter, und daß du das Publikum bloß mystifizieren wolltest, ist ja auch ganz klar, da die Gedichte gar nicht zur Publikation bestimmt waren! Haha, wir beide lachen, nicht wahr, Mylord?"

Und die Stimme und der Sterbende verschmolzen in bitterem, verzweifeltem Hohn: bis zum Ende die ge-

meine Welt im Dunkel gelassen, das Geheimnis steigt mit ins Grab, denn die drei, die sonst darum wissen, werden nie reden, und deine Memoiren, worin Verfängliches angedeutet, werden Moore und Hobhouse und Murray verbrennen, des magst du sicher sein. Freilich wird ein Brief von Dallas und dein Briefwechsel mit deinem vertrauten abhängigen Freunde Hodgson dereinst zu Tage treten und dann — Da gibt es eine Antwort Dallas' vom 11. Oktober 1811: „Ich danke für Ihre vertrauliche Mitteilung. Wie sehnlich wünschte ich, dies Wesen wäre leben geblieben, *hätte als die Ihrige gelebt!* Was Ihre Verpflichtungen gegen sie in diesem Falle gewesen wären, ist nicht zu ermessen." Ja wohl, „ohne Stein, der *die Wahrheit* verkündet, so liegst du in kalter Erde," „hätt' ich nur einen Blick von dir im Tode erhalten können, der mir sagte: Ich scheide in Frieden!", klagen die Thyrzalieder, aber natürlich ist dies alles nur Fiktion und Affektation! Was aber kümmert uns dies alles, die wir hinüberschreiten ins Schattenreich der astralen Ebene, wo jeder für die Erde Tote sein Karma trifft und *zu sich selber eingeht* als Rächer oder Belohner seiner Taten?

— — — — — — — — — — — —

Wieder Newstead im traulichen Mondlicht, das gespenstig ein gotisches Fenster umspielt. Dort stützt der heimgekehrte Pilger in tiefem Sinnen die vom Morgenlande schwach gebräunte Wange auf die aristokratische Hand, bleicher und finsterer, als man ihn je gesehen. Das schöne Antlitz sieht anders aus als früher, wo es nur edle Melancholie oder manchmal nur vornehmen

Spleen oder jüngst auf Reisen stürmische Lebenslust und manchmal jugendliche Heiterkeit zur Schau trug. Dies ist grimmigster Gram, allertiefstes Leid, höllische Verzweiflung von Reue und Schuld. Einsam und unbekannt verließ er England, einsamer und unbekannter kehrte er zurück. Mutter tot, alle seine wenigen Freunde tot wie durch tückisch absichtliches Verhängnis, ertrunken, vom Fieber hingerafft in der Blüte der Jahre. Dies wäre genug, sein weiches Gemüt zu zerreißen. Natürlich überfielen ihn seine Gläubiger in Masse, seine Gutsverhältnisse fand er zerrüttet, das Klima begrüßte ihn mit Nebel und Sturm. Ihn, dem Sonne und Freiheit ein Lebenselixier, begrüßte ein philisterhaft häßlicher Norden mit tausend konventionellen Sklavenbanden. Doch dies alles war noch nichts, Schlag auf Schlag folgten sich die Hiobsposten der Heimkehr, bis zermalmend der härteste Schlag herniederfiel, für immer sein Leben vergiftend. Sie ist tot, die geheimnisvolle Geliebte, deren Ehering ihn ins jonische Meer begleitet, die Unbekannte von niederer Geburt, die sich ihm hingab und vom selbstlos hochherzigen Jüngling in geheimer Ehe zu sich erhoben ward. Sie ist tot, ihre Kinder verschwunden, niemand weiß wohin. Hat sie Hand an sich gelegt, liegt sie verscharrt als Selbstmörderin in ungeweihter Erde? Es scheint so. Er hat nicht die Kraft, ihre Gruft zu besuchen, er fühlt sich als Mörder. Vernachlässigte er sie nicht, kam nicht in bösen Augenblicken selbstischer Groll über ihn, daß er solches Opfer gebracht, sich so gebunden? War ihm die lange Reise nicht heimlich erwünscht, um dem Gefühl seiner übernommenen Pflicht zu entfliehen?

Sie ahnte es, fühlte es, seine Kälte brach ihr das Herz und die lange Trennung. Wie dies alles geschah, er weiß es nicht, nur an der Todeskunde selber kann er nicht zweifeln.

In schauerlicher Lieblichkeit erwacht das Bild der hingeopferten Liebe, des hingebenden seelenverwandten Mädchens, das nun angetan mit aller Majestät des Opfertods. „O was sind tausend lebende Lieben vor einer, die nicht den Tod verläßt?“ „Ich will nicht schauen auf ihre Gruft, mag nicht dort weinend stehen. Dort wuchere Unkraut in der Luft, muß ich es nur nicht sehen. Mir ist genug für alle Zeit: was ich geliebt in Ewigkeit, es muß in Staub verwehen. Mir kündet doch kein Leichenstein, wie ich geliebt nur dich allein.“

Literarischer Ruhm? Bah! Da hat er bloß zum eigenen Pläsier ein Reisetagebuch geführt. Andere schreiben so was in Prosa, er aber unwillkürlich in Versen. Denn die Sprache der Götter, der beflügelte Rhythmus, ist seiner Seele natürliche Sprache. „Childe Burun“ schrieb er darüber, doch aus dem „Junker Byron“ ward nun „Childe Harolds Pilgerfahrt“ auf Rat eines entfernten Verwandten namens Dallas. Vielleicht haben viele Menschen ihre historische Stunde, wo sie vorübergehend ihren unbedeutenden Namen der Vergessenheit entreißen, indem sie ihn an etwas anderes Großes knüpfen. Diese Stunde kam zu dem armen Teufel Dallas, dem einzigen Verkehr, der diesem freundlosen Fremdling im eigenen Vaterlande blieb, als der „edle Lord“ ihm halbgähnend gelegentlich diesen Stoß beschriebenen Papiers aushändigte. Nie las ich wundervollere Poesie, behauptete der gute Mann.

Wahrhaftig, er hat Verlag der Reisedichtung im großen Haus Murray durchgesetzt und liest die Korrekturbogen. Das beträchtliche Honorar, sechshundert Pfund Sterling, schenkt natürlich der Lord dem Bedürftigen trotz seiner eigenen mißlichen Lage. Denn seit Jahren, wie bis an sein Lebensende, bezeichnet seine Spur eine Kette geheimer Wohltaten im nobelsten Stil, große Gaben weit über sein Vermögen spendete er schon an Witwen und Waisen von Freunden.

Daß dies neue Buch erfolgreich sei, verschmäht er zu hoffen. Er wird mit dem Rest seiner Habe bald wieder auf und davon gehen ins Morgenland, wo man für einen Schilling so viel Schönheit kauft, wie in England nicht für Millionen. Bedürfnisse hat er nicht. Fleisch und alle derben Nahrungsmittel verpönend, läßt er sich an Brot und Fisch und Essigkartoffeln genügen. Wein berührt er nur bei Gelagen aus Zwang, sein Trunk ist Wasser. Die Haroldstanzen schrieb er auf Meeresdünen nach dem Baden. Ein Stück Brot, in Bergquelle getunkt, nährte ihn genug, wenn er durch wildes Gebirge ritt. So sollte ein Sänger leben, als schlichtes Kind der Natur. Bah, was kann man von Gesellschaftsliteraten erwarten, die sich süßlich geschmeidig als Bratenbarden im Salon als Dessert herumreichen lassen! Was haben die erlebt! Eine steife Brise auf hoher See würde ihnen gut tun, ein bißchen Gefahr in Räuberwüsten, Anblick rauchender Schlachtfelder wie e r jüngst in Spanien sie sah, wo der fränkische Adler raufte mit britischem Leopard. Er selber ist ja nur ein Dilettant und wird's nicht wieder tun. Dies war nur ein Rückfall aus Langeweile. In die

Druckbogen einiges Neues einzuschieben kann er sich freilich nicht versagen. Denn von Jugend an ein abgesagter Todfeind jeder Lüge, mag seine Aufrichtigkeit nur Wahrheit dulden.

Es ist der Leidmut, düster, ernst und still,
Der einst gebrütet über Ahasver,
Der übers Grab hinaus nicht blicken will
Und doch nicht Ruhe finden kann vorher.
Kein Wandrer mag sich selber ja entfliehn,
Durcheilte er auch eine ganze Welt.
Rastlos verfolgt der alte Dämon ihn,
Der Schuldgedanke, der das Sein vergällt.
Das Schlimmste kannte ich. O forsche nicht!
Vor jedem Mitleid birgt sich scheu die Pein.
Nur starre Maske ist mein Angesicht,
Ein Menschenherz kann eine Hölle sein.

Das wird er „An Inz" überschreiben, obschon es gar keine Inez gab. Fund für Kommentatoren!

Des Grames Klänge, still, o still,
Die einst so süß mich eingelullt!
Ihr Lieder, die ich fliehen will,
Ihr mahnet mich an alte Schuld.
Die Stimme, die versüßt den Ton,
Ist stumm mit ihrem Zauber heut.
Die sanften Klänge sind ein Hohn,
Ein nimmer endend Grabgeläut.
Still Alles, doch so wohl vertraut
Ein Echo mir im Ohre rollt,
Ich höre einer Stimme Laut,
Die ewig nun verstummen sollt'.
O Thyrza, ob ich wache auch,
Ein Traum nur bleibst du, der entschwand,
Ein Stern, der bald im Wolkenrauch
Den zarten Strahl hinweggewandt.

— — — — — — — — — — —

Umsonst stimm ich ein Festlied an,
Das Lächeln, das den Kummer barg,
Höhnt nur den inneren starren Bann,
Wie Rosenkranz auf schwarzem Sarg.
Zu fremden Sternenhimmels Pracht
Emporzuschauen war mir Trost:
Ich wähnte, daß der Kuß der Nacht
Dein sinnend Auge sanft umkost.
Ich dachte, wo Diana tront,
Hinsegelnd durch der Griechen Meer:
Ob Thyrza blickt auf jenen Mond?
Und ach, ihr Grab umglänzte er.
Du bittres Pfand, du Thränenspur,
Willkommen mir, du alter Ring!
Wahr' ungebrochen meinen Schwur
Und brich mein Herz, verschwiegnes Ding!
Geheiligter, wenn Hoffnung hin,
Stählt sich die Liebe nur durch Gram.
Lebendige Liebe fort! Ich bin
Des Todes treuer Bräutigam.

Und zugleich werden dem Childe Harold neue Stanzen hinzugefügt, deren Inhalt, in Prosa aufgelöst, peinlich genau mit den Thyrzaliedern übereinstimmt: „Auch du gingest dahin, Geliebte und Liebenswerte, die Jugend und Jugendneigung an mich fesselten, die für mich tat, was kein anderer getan, und nimmer zurückschrakst vor Einem, der deiner nicht würdig. Was ist mein Sein fortan? Du bist nicht mehr. Nicht weiltest du länger, deinen Pilger daheim wieder zu schauen, der über Stunden trauert, die wir nie mehr sehen — o daß sie nimmer gewesen wären! Daß er nie zurückgekehrt wäre, neuen Grund zum Pilgern in die Fremde zu finden! O immer Liebende, Liebliche, Geliebte! Wie selbstischer Gram über Vergangenem brütet und an Ge-

danken sich klammert, die nun besser weit entfernt sein müßten! Doch deinen Schatten soll die Zeit erst als Letztes von mir reißen."

Sag an, was ist des Alters schlimmster Fluch,
Was zieht der Stirne Furchen tief und schwer?
Wenn alles ausgelöscht im Lebensbuch,
Hinauszustarren in das öde Meer.
Nur über Trümmer schreite ich einher
Und beuge mich in Staub von totem Hoffen.
Flieh, eilte Stunde! Nichts von Zukunft mehr!
Denn jedes Glück ist mir zu Tod getroffen,
Nur für des Alters Qual steht mir die Jugend offen.

Das wird man später affektierte Pose und Mystifikation nennen. Wohl bekomm's!

— — — — — — — — — — — — —

Nicht länger Sonne des Orients, Mondschein der Romantik! Hellster Kerzenglanz des High Life! Die stolzeste Aristokratie der Welt spiegelt sich in einem der Ihren, die ganze Metropole des weltbeherrschenden Inselreichs zerfließt in eitel Huldigung, nicht vor einem Königstiger weltlicher Macht, sondern einem Löwen des freien Geistes. Solch einen Poeten hat man noch nie gesehen, man denkt an sagenhafte Skalden der Vorzeit. Erst simpeler „Löwe der Saison", das hat mit seinem Singen Junker Harold getan, dann schon aufgepäppelt zum Ungetüm des Weltruhms, soweit englische Zunge klingt und drüber hinaus. Das alles binnen drei Jahren. Da zogen sie herauf, die Giaurn und Korsaren, die Selims und Laras, finster geheimnisvoll, geliebt von unendlich lieblicher oder in wilder Treue grenzenlos leidenschaftlicher Weiblichkeit, den Medoras, Leilas, Gulnares, Zuleikas, Kaleds, die an

ihrer Treue sterben für ihre Liebe. Das ist 'was für die vibrierenden Nerven der Napoleonszeit. Diese unheimlich schreckhaften Gesellen, stolze Freibeuter der Poesie, die verachtungsvoll einbrechen ins friedlich sittliche Leben der Mittelmäßigkeit, in Leben und Tod nur einen Herrn anerkennend, ihr eigenes, trotziges, gesellschaftsfeindliches Ich, sind willkommene Zeugen einer Weltumwälzung, die auf den Gräbern der großen Revolution auch Napoleons Marschälle und ihre Adlerlegionen begrub. Mit überwältigender Schönheit der Schilderung, das tote Hellas als Hintergrund, mit dämonisch fortreißendem Schwung ebenso melodischer wie erschütternder, ebenso süßer wie männlich großartiger Sprache, packen diese hektisch brennenden Dichtungen wie Fiebertaumel. Die Kältesten stehen auf dem Kopf, Canning ist tiefgeehrt durch gnädige Uebersendung eines Exemplars der „Braut von Abydos", Wellington starrt auf Almacks Bällen den bleichen Dichter respektvoll an, Walter Scott erklärt, nun dürfe kein anderer mehr Verse schreiben. Ein fremdes Phänomen aus andern Welten, ein Meteor aus geisterhafter Ferne, vielleicht ein Komet mit blutrotem Schweife, so zieht der neue Ruhmesstern seine blitzende Bahn dahin.

Und er ist ein Lord-Dichter, ein Lord — denn erst spätere Zukunft nennt ihn den Dichterlord, den Lord als nebensächlich verwerfend, bis kein Mensch mehr anderen Titel ausspricht als den Namen schlechtweg, bis man nur noch einen „Byron" kennt, keinen Lord dieses Namens. Und er ist so schön. Nicht mehr der schöne Jüngling, wie die wenigen früher ihn kannten, sondern ein Wesen sozusagen unbestimmten Geschlechts, weiblich

zart und männlich kühn. Jr. Arnautentracht, wie er auf den Maskenbällen sich zeigt und wie er für die National Gallery gemalt wird, gleicht er portraittreu seinem „Korsair“. Aber in seiner üblichen Tracht mit schwarzem Sammetmantel und weitentblößtem Hals gleicht er keinem Sterblichen. Ein dämonischer Schimmer liegt über der hohen, klaren Stirn, deren scharfe Falten nur bei Erregung sichtbar werden, „eine Alabastervase“ nennt sie Coleridge, und die blauen Augen des Wundermanns „Portale der Sonne“. Sein blondes Haar ist dunkler geworden, teils durch Aufenthalt in südlicher Sonne, teils durch Gebrauch von Macassaröl, das er als Dandy benutzt, um seine Locken zu kräuseln. Böswillige behaupten sogar, er benutze Taschentücher von rotem Damast, um die Weiße seiner Hände hervorzuheben. Seine blauen, lose geschlungenen Halsbinden erregen den Neid jedes Brummel, er diktiert die Mode. Was er sagt und tut, wie er sich räuspert und wie er spuckt, wird ihm von allen Gecken bewundernd abgekuckt. Noch fünfzig Jahre lang wird man in England, Europa und Amerika die „byronischen“ Narren in Matrosenjacken, schwarzen Mänteln und flatternden Halstüchern treffen. Ja, er ist ein schrecklicher Löwe, vor dem sogar die Kritiker Angst haben. Nur selten traut sich der immer wache literarische Neid an ihn heran, knurrt leise über Unsittlichkeit, Gottlosigkeit und Plagiate. Plagiate? Da lacht alles. Denn was diesen dichtenden Weltbummler, diesen Lordsjungen, der sich affektiert mit seinem Dilettantismus brüstet, so blendend umfließt, das ist ja grade seine erstaunliche Eigenart, daß er niemals ist

wie andere. Die Frauen sind natürlich rein toll. „Dieses blasse Gesicht ist mein Schicksal." Er muß ihre Liebesanträge schockweise ablehnen. Denn was Junker Harold von seiner Verderbtheit gemunkelt, ist ja bloßes Geflunker. Dieser schlimme, erfahrene Skeptiker und Libertin blieb in Wahrheit ein ritterlicher Idealist von tiefer innerer Reinheit. Hier und da verstrickt ihn romantische Verführung in kurze Liebelei, doch er reißt sich gleich wieder los. Nur einer Person kann er sich nicht erwehren, der Lady Karoline Lamb, eines Blaustrumpfs, die einen schlechten Roman über ihn schreibt, als er ihr den Laufpaß gibt, und ihn als Ausbund von Herzlosigkeit anklagt, weil er ihre ehebrecherischen Launen nicht gutwillig mitmacht.

Bald wird sie jetzt seinem Sarg begegnen, der von London nach Newstead in langem Trauerzuge dahinrollt, und Irrsinn ergreift sie bei dem Anblick. Mary, Karoline und eine dritte, die untrennbar mit Byrons Namen verbunden, nicht fern davon — wahrlich, dieser Dämon scheint verhängnisvoll für alle Frauen, die seine Bahn gekreuzt. Frauen? Tief in seinem Herzen lebt immer nur eine, die Tote, die an ihm starb.

Er, der begnadete Dilettant, der beim An- und Ausziehen für Maskenbälle die Genialitäten des Lara aufs Papier schleudert, als sei vollendetste Schönheit gebundener Rede ihm eine gewöhnliche Tagebuchschrift, als sei die Sprache der Götter sein natürliches Idiom, zaubert in vier Nächten die Abydosbraut hervor: „Um meine Gedanken abzuziehen von ... o teurer Name, bleibe stets verschwiegen, selbst hier würde meine Hand zittern, ihn zu schreiben!" beichtet er seinem verschwiege-

nen Tagebuch. „Letzte Nacht beendete ich die Komposition. Ich glaube, sie erhielt mich am Leben." Und was heißt denn dies schaurige Geständnis? „Ich erwachte aus einem Traum. Und träumten nicht schon andere? Doch solch ein Traum! Doch sie überrumpelt mich nicht. Ich wollte, die Tote hätte Ruhe!" Sorgfältig verzeichnet er, wenn er keine Träume hatte, und fühlt sich dann „fest wie Marmor — bis zum nächsten Erdbeben." Wer ist dieser quälende Schatten, dies Mädchen von Byzanz der antiken Pausaniasvision, die später im Manfred spukt und schon in Giaur, Lara, Belagerung von Korinth in Poesie sich umsetzt? „Riß zwei Blätter heraus," gesteht er einmal, weil er gewisse Unheimlichkeiten nicht mal dem Tagebuch anvertrauen möchte. —

Und die Stimme fragt: „Was hältst du von diesem Zauberbild vergangenen Glanzes? Trankst du den Ruhmeskelch bis zur Hefe, um zu schmecken, wie bitter und nichtig? Glaubst du, deine Korsaren werden leben und die prächtigen Haroldstanzen durch die Jahrhunderte tönen?"

Verächtlich antwortet des Sterbenden Denken: „Ekelhaftes, pathetisches ,unwahres Geschmier! War in Italien nicht mehr fähig, eine Zeile davon wieder zu lesen. Aber wozu schrieb ich's denn? Für des Pöbels süßen Beifall oder mit Sehnsucht nach der Muse Lächeln? Nein, unter verhaltenen Tränen in stillen Stunden, wo ich allein war mit meinem Lebensgeheimnis, wo Reue und Schuld mir am Herzen fraßen. Ich schrieb, um von mir selber loszukommen, um nicht verrückt zu werden. Wem galt denn des Giaurn wilde

Klage um die ermordete Liebste, ermordet für seine Schuld? Wer war Laras verkleideter Page? An welche Schwesterschaft der Aehnlichkeit mahnte die ‚Braut von Abydos', deren angeblicher Bruder ihr Liebster war? Und wer ist Lord Lara, wer der Renegat vor Korinth, im Kampf wider Standes- und Glaubensgenossen? Eins also bleibt diesen Sachen, deren Weltberühmtheit vielleicht schon balde erbleicht, wie etwa Rousseaus Schriften, die unsere Eltern in Entzücken versetzten: die Stimme der Leidenschaft. Man wird sagen, es stecke viel Affektiertes darin, doch das ist im Grunde nicht wahr. Ich wollte weder affektieren — noch mystifizieren, das weißt du, mein unsichtbarer Doppelgänger. Das alles ist wahr, Leid, Reue, Schuld, Wildheit, männlicher Trotz. Was ist denn Poesie? Nur Leidenschaft, ehe sie zu bloßer Mode wurde. Und hinter griechisch-türkischer Maskerade steht hier kein tändelnder Autor, kein ‚Künstler', sondern ein echter Mensch, der gelebt und geliebt und gelitten."

„Du hast recht. Eine kleinlich nüchterne, krittelnd stumpfe Maschinenzeit, wie sie bald genug nach dem Titanenalter der Rousseau, Robespierre, Napoleon, Byron heraufzieht, wird dies vielleicht verkennen und durch die romantische Pose, die klassizistisch pathetische Diktion, nicht zum tieferen Kerne dringen, zur wahrhaftigen Poesie für und von Uebermenschen, die hier sich ankündigt. Laß dich's nicht gereuen! Denn diese nämliche alberne Epoche, die von ‚Realismus' schwatzen wird und darunter im Grunde nur Philisterei und Mammonskult versteht ohne jede realistische Tatkraft großen Stils, sie wird auch über ‚Weltschmerzelei'

lächeln und es ‚affektiert‘ nennen, wenn einer Seele begeistert Schwingen wachsen. Darum handelt sich's hier nicht, das Urteil einer solchen Nachwelt berührt dich wenig. Aber erkenne, was ‚Ruhm‘ unter Menschen wert ist, daß grade die Dinge, die dir zeitgenössischen Ruhm erwarben, dich bei nachfolgenden Geschlechtern in Verruf brachten, während dein wahrhaft Unsterbliches, das für alle Zeiten überlebt, dir nichts als Schimpf und Wut von deinen Zeitgenossen erwarb. Sprich, wie schätzest du selber diesen Tageserfolg, deine Löwenschaft unter hauptstädtischem Salonpöbel der Halbbildung, unter dekadenten Gesellschaftsmenschen? Wenn du ein Löwe bist, wirst du solche Beute noch mal wünschen und in so früher Jugend?“

Zornig murrt der Sterbende: „Auch dies war Tücke des Schicksals, für die ich nicht danken kann. Wäre mir dieser nichtige Tagesruhm nicht in den Schoß gefallen, hätt' ich nicht drei öde Jahre in England vergeudet, wäre friedlich der Afterkultur entkommen, aufs neue vergraben ins heilige Hellas, an dessen Herzen ich heute sterben muß! Ja, dann lebte ich noch heut, ein gesunderer und besserer Mann, und all das namenlose Elend, was meine Londoner Heirat heraufbeschwor, wäre nie in mein Leben getreten. Fluch über den öden Salonruhm, den wertlosen Beifall der Menge! Und träte er mir zehnfach größer entgegen, ich riefe: Dich will ich nicht, du bist mir ärgerlich!“

Die unhörbare Stimme schien zu lächeln: „Gut, wir nehmen dich beim Wort. Aber beklage dich nicht, wenn du die Kehrseite der Medaille kennen lernst: Un-

ablässiges Schaffen bei steter Verkennung der Größe. — Weiter im Text, ein anderes Bild!"

— — — — — — — — — — — —

Junger Ehemann im Honigmond, englisches Landleben! Welche Sommerbehaglichkeit, welche vornehme Ruhe! O, es gibt nur das, es ist einzig in der Welt! Wer möchte nicht ein Brite sein und nun gar ein britischer Lord! Der Dichter scheint ein zärtlicher Ehemann, voll Aufmerksamkeit für seine junge Frau. Sie nimmt es mit freundlicher Würde entgegen, denn sie weiß, sie verdient es. Sie war allzeit ein Spiegel aller Vorzüge und Tugenden, die korrekte Miß mit einem Stich vom Blaustrumpf. Recht hübsch und angenehm, von tadellosen Manieren, beherrscht sie sowohl die Literarhistorie als die Mathematik. Auch Latein hat sie studiert. Tochter eines Edelmanns von alter Familie, Sir Ralf Milbanke, ein einziges Kind wie ihr Gatte, mütterlicherseits von den normannischen Noels stammend, wird sie durch ihre Mutter, Lady Noël „in her own right", später Gräfin Wentworth heißen „nach eigenem Recht". Eine ausgezeichnete Partie hat der Lorddichter gemacht, nur die erstmalige Mitgift ist klein: viertausend Pfund. Infolge dessen gibt es bald häusliche Mißhelligkeiten in St. James' Street, wo das junge Paar seinen Haushalt gegründet: dreimal pfänden ungeduldige Gläubiger bis auf die Möbel und Betten. Byrons Geldverhältnisse sind immer noch traurig, aber das ist im verschwenderischen britischen Hochadel nichts Seltenes und wird sich später einrenken. Lady Byron wird einmal reich und Newstead Abbey wird ihm erhalten bleiben. Seine Honorare

fangen an, erstaunlich zu werden. Murray bezahlt ihm eine Guinea (sieben Taler) die Zeile. Vom „Korsair", den er in zehn Tagen schrieb, sind gleich am ersten Tage vierzehntausend Exemplare abgesetzt und die Hunderttausende werden folgen, denn die Auflagen drängen sich.

Verspoesie hat noch nie seit Menschengedenken solchen Absatz gefunden. Freilich verschenkt er immer noch all seine Honorare an Bedürftige wie Dallas und den Frommanen Hodgson, seinen Vertrauten. Der düstere Lord und vornehme Dichter versöhnt sich offenbar mit der Welt, wird wohl auch mit der Zeit seine rebellischen Ansichten ablegen, bis nur ein milder Skeptizismus und Salonliberalismus übrig bleibt, der mit zum guten Ton gehört. Wenigstens in Whigkreisen, die ihn mit offenen Armen empfingen und ja selber zum reichsten Hochadel gehören. Die in Bildungsdingen tonangebende Lady Holland vergöttert ihn, die in der Mode (Fashion) tonangebende Gräfin Jersey hat ihn unendlich gern, in allen Ehren. Seine entfernte Tante, die einflußreiche Marquise Melbourne, bemuttert ihn.

Ueberhaupt steht er sich ausgezeichnet mit allen Damen, die aber seltsamerweise ihn selten mit erotischen Augen betrachten, sondern ihren Liebling nur mit warmer, aufrichtiger Freundschaft verziehen. Niemand hat im Leben gründlicher erfahren als er, daß es keine teureren, reineren Freunde gibt als grade Frauen. Was ist's denn aber, daß er außer im Busen der wüsten Lady Lamb wenig sinnliche Leidenschaften erweckt? Etwa Scheu vor seinem Genius, der ihn außerhalb gewöhnlicher Menschlichkeiten stellt? Gott bewahre! Er sorgte selbst dafür, den Uebermenschenzauber zu zer-

streuen. Anfangs mimte er wohl den düstern Lara. Sah er, an eine Wand gelehnt, da er nicht tanzen konnte, einem Balle zu, so dachte man wohl an jenen geheimnisvollen Sprößling seiner Muse: „Und heiterernst sah Lara darauf hin.“ „Was jeder haßt, liebt, fürchtet, sucht, das scheint in ihm, dem Unerklärlichen, vereint. Ein Fremdling steht er in des Lebens Fron, ein irrer Geist aus lichterer Region. Nie dringt dein Auge in sein Inneres ein, du selber aber mußt sein Sklave sein.“ O das alles ist viel wahrer, als die Welt ahnt, aber ihm selber unbewußt, und was er zur Zeit vorstellt, atmet noch unreife affektierte Pose. Zwar die Pose, von welcher nachher alle Giftmäuler schwatzten, war keine wissentliche. Sie entstammte mehr einer gewissen weltscheuen Verlegenheit, einer linkischen Gesellschaftsfremdheit, die teils mit seiner bisherigen Weltentfremdung und Verlassenheit, teils mit dem drückenden Gefühl seiner Lahmheit zusammenhing, das ihn nie verließ. Ein Apolle mit einem Klumpfuß ist ein seltsames Geschöpf und die reizbare Eitelkeit eines so sensitiven jungen Mannes mag sich schwer damit abfinden. Aber zuletzt siegten die tiefe Menschenliebe und das joviale Wohlwollen einer genialen Natur über diese Pose, diese Beschränktheit. Bald sieht man ihn heiter, aufgeräumt, witzig, oft knabenhaft lustig in guter Gesellschaft. Mit dem wackern kleinen Thomas Moore, der ihm neidlos die Rolle des Salonlöwen abtritt, welche Moores zierliche Anmut eine Zeitlang innehatte, verbindet ihn echte Freundschaft. Er singt selber oft dessen reizvolle „Irischen Melodien“, die mit echter Poesie und tapferem Freiheitspathos das Leid des unglücklichen Irland aus-

tönen. Warum bricht er wohl in bittere Tränen aus, als er das herrliche Lied singt:

In einsamer Mitternacht, wenn der Vollmond am Himmel schwebt,
Dann flieh ich hin zu dem Tal, das wir liebten, als du nach gelebt.

Der kühlkorrekte, aber warmherzige Walter Scott, der jetzt erst das Garn seiner unsterblichen Romane zu spinnen beginnt, fühlt sich innig zu ihm hingezogen, so wenig er als konservativer Hochtory mit den Gesinnungen des jugendlichen Sängers einverstanden. Nie gab es eine Erscheinung, die so sehr der Vorstellung entsprach, die man sich von einem gottbegeisterten Musagetes macht! schrieb er später und seine männliche Charakterstärke erlaubte ihm, zu den Wenigen zu gehören, die beim Zusammenbruch der Byronschen Herrlichkeit fest und treu zu dem Verfemten standen. Dafür ward ihm nachher die höchste Ehre zu teil, daß die größte Gedankendichtung aller Zeiten seinen Namen als Widmung trug. Auch die „Seeschule“ kann sich über Byron nicht beklagen, der mit immer gleicher Noblesse dem Coleridge siebenhundert Pfund schenkte, um seine Gläubiger zu bezahlen. Natürlich insgeheim, denn sein Leben lang ließ er seine Rechte nicht wissen, was seine Linke tat, erst nach seinem Tode werden sich aus den verborgensten Winkeln die Zeugen seiner Guttaten melden. Jedes Unglück ist ihm heilig, jeder Krüppel sein natürlicher Klient. Seine eigene Mißgestaltung, die er so maßlos bitter empfindet, verhärtet nicht sein Herz, sondern macht es nur offener für fremdes Leid, verknüpft ihn der Menschheit Leidenskette. Ein schönes

junges Mädchn, das ihn verzweifelt liebt und sich ihm an den Hals werfen will, schont er mit zartester Rücksicht, hilft ihr aus jeder Not und führt sie gelassen auf den Pfad der Tugend. Ja, die Frauen durchschauen ihn bald ganz richtig. Sein Genie fassen sie nur als liebenswürdige Beigabe auf, seine angebliche Donjuanerie und liederliche Vergangenheit belächeln sie vielsagend, nicht aus Nachsicht für den Verwöhnten, sondern weil sie ahnen, daß gar nichts dahinter steckt. Ein Hauch von ungetrübter Seelenreinheit umweht den Holden mit sanfter Schwermut, und wenn Gräfin Yerseys kleiner Sohn ihn immer anmeldet: „Der Herr mit der schönen Stimme,“ so nennen seine Freundinnen ihn bald nicht nur Bruder, sondern „Schwester Byron“. Er scheint ganz einer der Ihren, ein reizendes, etwas launisches, aber reines und hochherziges Weib! Und wer würde nicht dem lateinischen Wahlspruch trauen, den von je die Byrons im Wappen führten: Crede Byron, Traue Byron!

Es hat auch den Anschein, als wolle der abenteuerliche Pilger Harold seine verderblichen Irrtümer abschwören, sich zu den heimatlichen Penaten bekehren. Wie befriedigend ist doch dieses! Er schleudert eine Ode gegen Napoleon, den er bisher so sehr bewundert. Zwar macht er ihm hauptsächlich den kindischen Vorwurf, daß der Gestürzte nicht in der Schlacht fiel und daß er kein Freiheitsheld gewesen wie Cincinnatus und Washington. Allein, die Tories geben sich schon damit zufrieden, daß er doch eine Absage an den gefallenen Todfeind Englands erließ und sogar lügnerischen Zeitungsklatsch an einer Stelle mit hinein verwob. Ein

bißchen unschädliche Freiheitsschwärmerei darf sich ein Peer von Großbritannien erlauben, wenn er nur als guter Patriot auf den korsischen Parvenü schimpft. Noch ein erfreuliches Zeichen! Auf huldvolle Avancen des Prinzregenten hin ist er nahe daran, ein Lever dieses berüchtigten „Gentleman George" zu besuchen, läßt sich einen Augenblick durch Schmeicheleien gewinnen. Freilich folgt ein schrecklicher Rückfall. Ein anonymes Zorngedicht und dann ein nicht anonymes von furchtbarer Kraft, als der Prinz die Windsorgräber besuchte: „Karl ohne Kopf und Heinrich ohne Herz sie ruhen hier im Sarkophag von Erz ... Was hilft's, daß die Tyrannen Ruhe fanden, beide vereint in Georg auferstanden!" Aber dafür macht er seinen Frieden mit kirchlich religiösen Gemütern durch „Hebräische Melodien". Daß absolut nichts Kirchliches darin, daß er mit wilder Wollust auch hier überall nur Leid und Qualen stofflich sucht, daß das Ganze nur artistische Laune, übersieht man gern. Zwar klagt Byron später ärgerlich, wenn man ihn daran erinnert: „Lassen Sie mich ungeschoren mit diesen jüdischen Näseleien! Nur des Komponisten Nathan jüdische Zudringlichkeit und meine eigene unbegrenzte Gefälligkeit verführten mich dazu!"

Aber es bleibt wundervolle Poesie und man braucht nicht zu wissen, daß der Aufschrei Sauls, dem Davids Harfe den bösen Geist bannen soll, einfach entstand, als gute Freunde Byron erzählten, man halte ihn für verrückt: „Dann will ich mal wie ein Verrückter singen!" Und wenn er so improvisierte: „Wild rolle hin der Töne Fluß, nicht hören mag ich Freudenlaut, ich sag'

dir, daß ich weinen muß, in mir ist Nacht, mir graut, mir graut. Denn Sorge nur war meine Braut, mich nährte schlaflos stiller Schmerz, und nun da es das Schlimmste schaut, bricht oder schmilzt im Lied dies Herz" — wer fragte da viel, was für Sorge und welch ein Schmerz dies sei! Was kann ein so junger Mann denn viel gelitten haben! Daß er Verbrechen beging im fernen Morgenland wie sein Korsar, glauben doch nur naive Philister. Am meisten scherzt Moore über die bleiche Leidensmiene, die manchmal seinen vornehmen Freund überfällt. Bah, der geniale Grandseigneur will sich ein bißchen interessant machen, er ist schon so interessant genug. Ei ei, lieber Moore, über den sein düsterer Genosse einmal gutmütig spottet: „Tommy liebt zärtlich jeden Lord," ob Sie wirklich heute noch ähnlich denken, wenn Sie auf jene Tage zurückblicken? Mögen Sie auch ein sorgfältig zurechtgemachtes liebevoll verlogenes „Leben Byrons" mit gewandter Feder der Welt vermitteln, innerlich machten Sie sich heut eigene Gedanken über das „angeblich" Mysteriöse im Leben des großen Mannes! Und die Frommen im Lande hören nur religiöse Kindlichkeit einer verschwommenen Erhabenheit, wenn der alttestamentliche Dichter das Nirwana befreiter Seelen rhapsodisch feiert: „Bevor die Erde Leben fand, ins Chaos rückwärts rollt mein Blick. Bis wo der fernste Stern erstand, verfolgt er vorwärts mein Geschick. Dahin der Allgedanke schwebt durch alles über alles fort, er weiß nur, daß er ewig lebt, und Sterben ist ihm nur ein Wort." Aber fern in Lüften rollen hier schon die Donner des Kain.

Es ist aufatmende Ruhepause zwischen den Schlach-

ten. Halbgähnend mit gutmütiger Gelassenheit streckt sich der neue Ehemann auf dem Daunenbett behaglichen Scheinfriedens. Er ist so physisch gesättigt, so träumerisch indolent, daß er Stanzen für Musik an unbestimmte Adresse schreibt, vielleicht an seine junge Gattin, von mystisch berauschender Lieblichkeit: „Von der Schönheit Töchtern keine zaubert wie du allein. Wie Musik auf Wassern deine Stimme lullt mich ein. Wenn die See lauscht entzückt, vom Klange berückt, und die Wellen leis schäumen und der Wind will träumen. Und des Mondes Strahlenkette in kalte Tiefe taucht. Wie ein Kind im Wiegenbette, ihr Busen leise haucht. So dein Geist zu mir sich senkt und mit Licht mein Herz durchtränkt, das lauscht in sanftem Schwellen wie der Sommersee Wellen." Das sind schon Töne einfach edler Kunst, anders als das fiebrhafte Cymbalschlagen seiner griechischen Epen. Aber bald nach dem Hochzeitabend schreibt er lächelnd: „Ich bin so zufrieden, daß ich mir gestatten kann, recht melancholisch zu dichten," und beruft sich später bitter auf sein prophetisches Ahnen:

Die Welt uns keine Freude gibt, die sie nicht wieder nimmt.
In der Gefühle Asche der Gedanken Licht verglimmt.
Und von der glatten Wange flieht nicht nur des Lenzes Rot,
Des Herzens zartre Blüte wich, eh Jugend noch verloht.
Wer von dem Wrack des Glückes noch schwimmend entrinnen mag,
Den schleudert an das Riff der Schuld der Weltlust Wellenschlag.
Doch seiner Bahn Magnet ist hin und zeigt umsonst den Strand,
Zu dem sich nie sein Segel mehr, das sturmzerfetzte, spannt.
Ein unergründlich Weh durchbohrt die Seele todesscharf,
Das Herz, für fremdes Leiden taub, sein Leid nicht künden darf.
Ein harter Frost verschlossen hält den Quell der Tränen ganz,
Mein Auge leuchtet, sagst zu mir? Es ist des Eises Glanz.

Wenn Witz auch von der Lippe sprüht und Lust im Busen brennt
In nächtiger Stunde, die nie mehr der Ruhe Hoffnung kennt,
Das sind die Epheublätter nur, die um Ruinen blühn,
Verwelkt und grau nach innen, ob auch außen frisch und grün.
O fühlt' ich, wie ich einst gefühlt, o wär ich, was ich war,
Beweinend, wie ich einst geweint, was hin für immerdar!
Ein Quell der Wüste, noch so trüb, ist jedem Pilger lieb,
Doch in des Lebens Wüste mir nicht eine Träne blieb.

Und bei kirchlicher Trauung fiel sein seltsam Benehmen auf. Am Altar erbleichte und zitterte er, als beschleiche ihn unheilvolle Ahnung oder Erinnerung.

— — — — — — — — — — — —

Die Stimme fragt: „Wie gefällt dir dies Intermezzo, wie gefällst du dir selber? Möchtest du diese Seite im Lebensbuch nochmals umwenden?" „Nimmermehr! Dies faule Behagen, die seichte Salonwirtschaft, den hohlen Glanz, noch ekelhafter als der Tagesruhm! O warum hat mein Schicksal das geduldet, mich in solche Kreise verstrickt? Die wären fähig, einen Achill zum Lotosesser herabzuwürdigen! Garten der Circe! Dies Highlife einer vornehmen Ehe mit lauter Routs und Maskenbällen und Gutsvisiten und Verwandtentroß — mir wird übel! Könnt' ich mein Leben nochmals leben, dann alles, nur das nicht!" Und die Stimme schien wieder zu lächeln: „Wir nehmen dich beim Wort, du wirst wieder leben, Sehr Ehrenwerter Mylord, und ohne dies schädliche Behagen. Doch weiter, wir nahen ja der Katastrophe!" —

Im Haus zu St. Jamesstreet herrscht dumpfe Stille und eine gewisse Unruhe. Milady ist soeben aufs Land gereist zu ihren Eltern samt dem nicht lange geborenen Töchterchen Adah. Um sich zu erholen, natürlich, die

junge Mutter. Aber mit dem Vater ist nicht auszukommen. Seine Diener, die alle Milady nicht leiden können und ihn anbeten, finden ihn zum ersten Mal unwirsch und reizbar im Befehlen. Der treue Fletcher schüttelt den Kopf, wenn er seinen Herrn immer wieder in finsterem Sinnen vorm Kamin brüten sieht. Er weiß noch mehr als andere. Eines Abends, Milady war aus, hat er einen Schrei gehört und den Lord gefunden, wie er zu Selbstmord die Pistole ansetzen wollte, ihn nur mit Mühe gehindert. Was war das? Zwar gab ihm sein Herr das Versprechen, es für immer dabei bewenden zu lassen, denn es sei feige, sich so davonzudrücken, aber die fürchterliche Stimmung blieb, mühsam beherrscht. Ist das Gerücht denn wahr, daß der exzentrische Herr, leider so gar nicht John Bull in Wesen und Lebenshaltung, an Geistesgestörtheit leide? Bah, die Diener lachen darüber, Mylord mag ein Sonderling sein, aber verrückt ist er sicher nicht, sondern bei klarstem Verstande. Aber was macht ihn denn so unglücklich, plötzlich über Nacht? Unglückliche Ehe? Kaum daß sein Kind geboren? Freilich kein Stammhalter seines Namens, aber daran liegt ihm wohl nicht viel. Miß Adah hat einen freundlichen Vater an ihm, so sehr ihn das Kindergeschrei belästigt. Und von Zwist der Ehegatten ist keinem Lauscher etwas bekannt, Byron läßt es nie an Rücksicht für seine Frau fehlen, sogar Fremden wie dem Amerikaner Ticknor fällt die ritterliche Liebenswürdigkeit des Gatten auf und die Gattin strahlt von Glück. Anmaßend wie eine verzogene junge Dame der besten Stände, die in ihren Kreisen als Ausbund von Klugheit und Begabung galt, hatte sie sich

vorgesetzt, ihn zu reformieren, und dies schien mit ein Grund, weshalb sie, die Vielumworbene, seinen Antrag annahm. Aber sie fand viel weniger Reformbedürftiges, als sie dachte. Mit seiner abscheulichen Marotte, kein englisches Frühstück einzunehmen, Beafsteaks und Puddings zu fliehen und von frugal asketischer Kost zu leben, befreundete sie sich am Ende und ließ ihm den Willen. Auch Grund zur Eifersucht, was sie am meisten befürchtete, gab er ihr nicht und ihr Zusammenleben gestaltete sich zuletzt so kordial, daß sie ihm als Sekretär diente und er ihr „Belagerung von Korinth", „Parisina" in die Feder diktierte.

Diese Meisterwerke unterschieden sich schon sehr wesentlich vom früheren pomphaften Stil, schon in der bewegteren Rhythmik und der einfacheren Wahrheit der Empfindung. Der Todesschrei der schönen Sünderin Parisina bei Hinrichtung ihres mannhaften Stiefsohns und Liebhabers erhob sich zur Höhe echter Tragik. Der kriegerische Tumult bei Erstürmung Korinths bot ein Schlachtbild sondergleichen. Die nächtliche Strandwanderung des Renegaten mit Erinnerung ans alte Hellas, in dessen Leichenantlitz er starrt, und seine Geistervision der toten Geliebten hatten eine grandiose Weihe, die heulenden Hunde und der zerstörte Tempel schufen einen Hintergrund von schauerlicher Düsternis. Dies war schon Poesie in ihrer höchsten Pracht, unübertrefflich, nur fehlte noch ein Letztes, die letzte Reife, und vor allem ein großer Gegenstand voll Gedankenfülle. Auch dieser unmerklich neue Stil konnte nur ein Uebergang zu weiterer Entwickelung sein, doch wohin? Das wußte wahrlich nicht dieser Lorddichter, der immer

noch den Dilettanten spielte. Wohin? Wo Aussicht zu freierem Entfalten der kaum gelösten Schwingen? Fürs erste saß er fest bei Weib und Kind. Nun, Lady Byron war sehr gebildet und mochte wohl stille Zweifel hegen, ob diese gefeierte Modedichterei wirklich schon einen Gipfel bedeute. Die intensive Leidenschaft der Darstellung befremdete jedenfalls ihr kühles Naturell, noch mehr aber die unverkennbare Tiefe des Leids in dieser wilden Melodik. Kann es für eine Frau besonders tröstlich sein zu durchschauen, daß ihr Gatte ihr innerlich fremd bleibt, daß er ein Leben, besonders ein vergangenes Leben, für sich hat, in dessen Blaubartkammern ihr der Zutritt verwehrt? Ist's heilsam zu spüren, daß die Gattin im Grunde nur wenig bedeutet, daß sie ihrem Erwählten keineswegs das Glück brachte, sondern er nach wie vor sein eigenes Unglück nährt und weiterschleppt? Ihr scharfes Auge täuschten seine Heiterkeitsgesten nicht. Als er einmal durch ausgelassenen Humor geglänzt und sie ausforschend fragte, ob die Gerüchte von seinem unheilbaren Spleen nicht lächerlich seien, bejahte sie trocken, er sei innerlich der Melancholischeste aller Menschen. Selbst bei religiösen Kontroversen vertrat sie mehr eine leichte helle liberale und tolerante Auffassung, während er als schottischer Calviner die düstern Probleme der Vorbestimmung und Verdammnis erwog.

Seine Freunde wie Moore hatten ihn gewarnt vor so makellosem Tugendspiegel, ihm empfohlen, lieber eine schöne, reiche Jungfrau wie Lady Adelaide Forles zu wählen, mit der er flirtete. Weckte sein Courschneiden geheime tiefere Neigung im Busen der holden

Adelaide? Sie blieb ihr Leben lang unvermählt, als traure sie dem Erwählten ihrer Jugend nach. Wäre diese Wahl glücklicher gewesen? Auch hier verschleiernde Unkenntnis aller inneren Beziehungen, wenn Oberflächliche allgemein an Byrons bloße Konvenienzehe glaubten. Er wußte am besten, daß dem nicht so war, daß er sich seelisch zu dem Wesen hingezogen fühlte, das als Trägerin seines Namens eine Unsterblichkeit des Unglücks erwerben sollte. So völlig überwog bei ihm das Geistige seine äußere lebhafte Sinnlichkeit, daß ihm Adelaides Schönheit gar nichts galt neben intellektueller und moralischer Kraft, die er in Annabella vermutete. Keine vornehme Haremsfavoritin suchte er, sondern passende Lebensgefährtin, und die glaubte er in ihr gefunden zu haben. Nicht ganz mit Unrecht, obschon es immer mißlich bleibt, dem Uebermenschen ein Weibchen dauernd zu paaren. Brauchte er wirklich geistiges Verständnis, wie Lady Byron allein unter allen Frauen, die ihm nahetraten, vielleicht es spenden konnte? Die Frau bleibt in solchen Dingen höchstens ein Talent, nachahmende Kopie, und das taugt wenig, das genügt nicht zu geistiger Paarung mit dem Genius. Lady Byrons Herz war redlich, voll Edelsinn, doch nicht groß genug, sich selbst zu vergessen, warm genug, doch ohne Glut selbstloser Hingebung. „Sie hatte jede Tugend, nur nicht die des Verzeihens," als später Byron diese Verse schrieb, da beweinte er eine gescheiterte Herzensehe. Aber sie hatte also doch etwas zu verzeihen? — „Bell, du könntest auch eine Dichterin sein, wenn du nur wolltest," rief er ihr einmal zu, obschon nachher alberner Klatsch ihr das Gänseschnattern unterschob:

„Wann wirst du die schlechte Gewohnheit des Verseschmierens aufgeben!", recht passend erfunden für die generöse Patronesse verhungernder Volkspoeten, worüber sich früher Junker Byron unbekannterweise in seiner Recensentensatire lustig machte.

Mit bitterem Hohn denkt der Sterbende jetzt daran, wie man später Lady Byron als einfältige Gans und bornierte Muckerin malte und wie wahrscheinlich dies Zerrbild bestehen bleiben werde. Sie war von alledem das Gegenteil, eine heitere, freundliche, gefällige Hausfrau und durchaus vornehme Dame von großer Belesenheit und nicht geringer Begabung, allerdings von ihrem eigenen Werte ungemein durchdrungen, aber ganz bereit, der Genialität ihres Gatten viel zu gute zu halten. Schmollen und Launen kannte sie nicht, Zanken lag nicht in ihrer Natur, zum Klatschen war ihr Stolz nicht geeignet und hielt Verwandte und Freunde in kühler Ferne. Nur ihre Kammerzofe, Mrs. Charlemont, ein ihr von Lady Noël beigegebenes Hausfaktotum, nahm sich Rechte einer Vertrauten und träufelte Gift, wo sie konnte. Den stolzen Herrn haßte sie mit jener instinktiven Wut niedriger, boshafter Philisternaturen gegen Ungewöhnliches. Man erzählte doch Wunderdinge, der Lord sei ein abgefeimter Wüstling. Wie, gar nichts davon zu entdecken? Da muß eine tiefere Unheimlichkeit dahinter stecken. Dem Unreinen ist alles unrein und zuletzt verfiel ihr Krötengehirn auf die schaudervolle Ahnung, hier walte Incest mit der Stiefschwester vor. Solche vertrauliche Zuneigung von Geschwistern ist doch gar zu unnatürlich, der Lord verkehrt ja fast mehr mit Augusta, als mit Milady selber.

Letztere, armes Opferlamm, widmet der guten Augusta Byron-Leigh sogar selber innigste schwesterliche Freundschaft. Oh, hier steckt ein Abgrund! Aber als die Kassandra mal ihre teure Milady zu warnen anhob, da lachte diese sie aus vollem Halse aus und schalt energisch, daß sie solch abscheuliche Gemeinheit nie wieder anzudeuten wage. Gleichwohl, in letzter Zeit schien Lady Annabella ihren Gatten heimlich zu beobachten, unruhig und voll schmerzlichem Argwohn. Der Incestkonflikt in „Parisina" berührte sie unangenehm, die Geisterbraut von Korinth machte sie stutzen. Denn nicht nur kam Aehnliches schon im „Lara" vor, sondern sie hatte betrübende Vermutung, daß diese Visionen eines reuegefolterten Hirns sehr nach der Natur aus eigenster Erfahrung gemalt seien. Ihr Gatte hatte so schwere Träume! Und nun auf einmal seine jähe, völlige Entmannung, dauernde Erregung, qualvolles Sinnen und halblautes Murmeln, ungeduldiges Abwehren ihrer Gegenwart, und daß er Hand an sich legen wollte, blieb ihr zuletzt nicht unbekannt. Was hatte er nur, was verbarg seine erkünstelte Fassung? Ihr böser Engel raunte ihr zu, sie müsse Gewißheit haben. Ihre Kammerzofe, in allen Sätteln gerecht, erbrach in ihrem Beisein ein Geheimpult Byrons, wie später ruchbar wurde, natürlich „aus Eifersucht". Aber das war es nicht, sondern ganz was anderes! Was sonst noch geschah, wer weiß es! Niemand erfuhr es je, genau auch Byron nicht, er konnte nur ahnen, daß ihr die nämliche Kunde ward und zwar aus gleicher Quelle, die Kunde, die ihn zu Boden warf. Denn diese Wochen, und nicht, was

später folgte, nannte er selber später die grauenvollsten seines Lebens. Welche Kunde?!

„Ach, wir beide wissen es," haucht die unhörbare Stimme. „Ja, sie lebt, auch die Kinder leben. Umsonst hast du sie beweint und dein Herz zerquält. Sie lebt, dir jetzt zum Verderben! Was ist nun deine Gattin, dein Kind, wer heißt Lady Byron?" Die Kunde kam nicht als Drohung, o nein. Freiwillig entschwand jene mit erdichtetem Selbstmord aus deinem Leben. Doch ein Verwandter weiß darum. Und wenn Lady Byron im Geheimpult den Beweis jener früheren Ehe entdecken konnte, so kam ihr schon vorher oder nachher zugleich die Gewißheit, daß diese Tote nicht im Grabe ruhe, daß ihr Ehering noch heute fessele. Dies alles ahnte der unglückliche Mann, als er plötzlich juristische Meldung erhielt, Lady Byron werde nicht mehr zu ihm zurückkehren, sondern sofortige Scheidung beantragen. Im ersten Augenblick trotzte er, weil ihm die Kunde unglaublich schien, nachdem sie in aller Freundschaft jüngst von einander schieden. Die vorgebrachten Gründe erwiesen sich auf den ersten Blick als fadenscheiniger Vorwand: Nichtigste Kleinigkeiten zusammengesucht, um schlechte Behandlung und offenbare Verrücktheit bei ihm vorzuspiegeln. Aber bald — bald gab er nach, zum Staunen seiner Freunde. Niemand ahnte warum.

Und die Stimme fragt: „Was dünket dich um deine Ehe? Wäre auch dies Drama nicht über dich hereingebrochen, war die standesgemäße Häuslichkeit mit einer vornehmen, anspruchsvollen Gattin dir angemessen?"

„Wahrlich nein! Früher oder später mußte es übel enden auch ohnedies. Solche Ehe bleibt immer Sklaverei für Leute meinesgleichen. Lange hätte ich doch nicht mehr in England ausgehalten, der Zug zum Süden und zur Freiheit hätte mich fortgerissen, und welche Kämpfe hätte es dann gekostet, den Widerstand meiner Frau zu brechen, vielleicht hätt' ich ihn nicht mal brechen können. Ja, diese Ehe war eine Torheit und mein entscheidendes Unglück."

„Meinst du? Und wer trägt die Schuld? Waren nicht alle Freunde dagegen, daß du grade diese Dame wähltest? Warum nicht die sanfte Lady Adelaide Forbes, die Schöne, die dir zugetan? War es Eitelkeit, eine Erbin heimzuführen, eine stolze Precieuse, die schon so viele Körbe gab? Oder gab vielmehr den Ausschlag, daß du sie eben n i c h t liebtest? Konvenienzehe schien dir kein Verrat an deiner toten Liebe? Aber war dies gerecht gegen Annabella? Denn daß du sie niemals lieben würdest, hast du ihr doch nicht vorausgesagt."

„Wäre auch falsch prophezeit gewesen. Ich hielt sie für einzig geeignete Genossin vermöge ihres geistigen Ranges. Und ich habe sie aufrichtig gern gehabt, lernte sie schätzen als Gattin, bin in meiner Weise leidlich glücklich mit ihr gewesen. Arme, unglückliche Frau! Ich glaube, sie hat mich geliebt in ihrer zurückhaltenden, kühlen Art. Möchte wetten, daß sie meine Witwe bleibt bis an ihren Tod. Und die wird alt, sie ist englisch zähe. Ja, sie konnte nicht anders! Mußte sich von mir trennen. Ich verzieh ihr lange. Nur daß sie mitschuldig an jener schändlichen Verleumdung —"

„Sie hat sie nicht ausgeheckt, sondern nur dazu geschwiegen oder ausweichend Antwort verweigert. Auch hier folgte sie unwiderstehlichem Zwange. Besser für alle Teile, daß unbewiesener, unwahrer Grund gemutmaßt, als daß ein anderer Verdacht auf richtige Fährte leitete. Mich kümmert nur, daß du jede solche Ehe als dein Verderben betrachtest, nicht zum Familienvater taugst. In der Tat, welch großer Unterschied ist hier zwischen dir und Rousseau, der seine Kinder ins Findelhaus aussetzte? Doch ja, hier geschieht es ohne deine Schuld, im Zwange des Schicksals. Erkennst du aber nicht, daß hier vieles unlösbar verknüpft, daß deine Lordschaft unwillkürlich zu solchem Elend verlockte, dich in doppelten Fluch verstrickte? Erst die Ehe unter deinem ‚Stande', die geheim bleiben muß, dann die Ehe standesgemäß, die auch ohne den leidigen bigamistischen Zwischenfall nun und nimmer gedeihen konnte. Die erste deinem Stande, die zweite deinem Wesen widersprechend! Wär's da nicht besser für Revolutionäre deiner Gattung, lieber in niedriger sozialer Sphäre ein freier Mann zu sein wie Rousseau? Was sagst du dazu, Todbereiter, der du eingehen sollst in neues Leben?"

„In neues Leben? Ist das so? Ja, es ist wahr, die Lordschaft war auch ein Uebel, gradeso wie Familienlosigkeit und verfrühter Tageserfolg. Und dabei war ich noch stolz darauf ... o Eitelkeit der Eitelkeiten!"

— — — — — — — — — — — —

Das ist ein gewaltiges Bild, was da vorüberzieht. Lärmende Pöbelhaufen in London vor Byrons Hause, brutale Verfolgung noch in Dover vor seiner Abfahrt.

Ja, der Ruchlose will seinem Vaterlande, das er durch unnennbare Laster beleidigt, den Rücken kehren und einem Lord natürlich sieht man alles nach, aber freie britische Bürger werden sich selber Lynchrecht verschaffen, Gerechtigkeit vollstrecken. Doch beidesmal die gleiche unvergeßliche Scene. Hochaufgerichtet mit festem Tritt schreitet der einsame Mann mitten durch sie hindurch und die heulenden Massen verstummen vor so viel stolzem Mut, senken den Blick unter seinen dämonisch flammenden Augen. Lautlos vollzieht sich die überwältigende Hypnose, Niederwerfung der Alltagsseele in ihres Nichts durchbohrendem Gefühl durch das erschütternde Aufblitzen des Uebermenschen. Schweigend verläuft sich der Pöbel, Schweigen folgt langsam auch dem wochenlangen Geheul der Pressemeute und des Gesellschaftsklatsches, als Pilger Harolds Schiff vom heimischen Strande abstößt und des Pilgers Fuß für immer seine Muttererde von sich stößt. Ihr mich verbannen? Ich verbanne euch! ruft auch dieser Koriolan.

Später wunderte man sich, wie so plötzlich und unaufhaltsam der Schmähorkan losbrach, wie unvermittelt allgemeinste Verdammung einen eben noch Hochgefeierten überschüttete, schuldigsprechend im äußersten Maße, ohne doch je den Angeklagten gehört und irgend welchen Beweis monströser Gerüchte in Händen zu haben. Die exemplarisch tugendhafte, sittige Lady Byron hat ihren Mann verlassen, schwört, nie mehr zu ihm zurückzukehren, und weigert Auskunft über ihre Motive. Man hört, nicht mal ihren Eltern hat sie sich anvertraut, nur ihrem Anwalt Lushington, und dieser bringt es fertig, in geheimer Unterredung Byrons eige-

nen Anwalt Sir Romilly so zu überzeugen, daß er Byron sein vorausgezahltes Honorar zurückschickt und ihn ohne Verteidigungsmittel läßt. Wohl ein beispielloser Vorgang in der Geschichte der Advokaten! Später als die Weltlüge entgegengesetzte Richtung nahm und bei vielen der vorher blindlings Verfemte als Unschuldsengel galt, erklärte man Romillys Fahnenflucht für einfache Feigheit vor der öffentlichen Meinung. Die so rasch urteilten, wußten wieder nicht, daß Romilly seine moralische Tapferkeit genügend durch Festhalten an Napoleonkultus bewies und der letzte gewesen wäre, einer Cause celèbre auszuweichen, die ihm Ehre und Gewinn versprach, auch nicht so hoffnungslos aussah, weil noch einige Einflußreiche gläubig an Byron festhielten. Dicht vor Byrons Abreise gab ihm die holde, liebenswürdige Gräfin Jersey noch eine Gesellschaft, um öffentlich darzutun, daß ihres Freundes guter Ruf ihr keineswegs verloren scheine. Selbst mitten im Skandalfeldzug der Presse, die sich zuletzt in so hysterische Exaltation hineinschwatzte, daß sie den Dichter mit Caligula, Cesare Borgia, Heliogabal verglich, gab es viele Vernünftige und Kundige, die über den Incestverdacht die Achseln zuckten. Man kannte doch die gute, unschuldig hausbackene Mrs. Leigh! Ja, als Bezeichnendstes für die innere Verlogenheit dieses Entrüstungsrummels, der nach jedem Vorwand griff, stellte sich bald heraus, daß die Gesellschaft nicht mal die „sündige, unglückliche Schwester" in die Acht tat und gelassen zuließ, daß Lady Byron nach wie vor „ihre teuerste Augusta" ans Herz schloß und hoffte, die Scheidung werde nicht i h r e Busenfreundschaft trennen! Niemand konnte behaup-

ten, von ihr selber die scheußliche Incestbeschuldigung auch nur andeutungsweise gehört zu haben, ihre Freundin Lady Barnard erhielt einen dies rundweg entrüstet ablehnenden und sonst farblosen zweideutig ausweichenden Antwortbrief. Nur die Kröte Charlemont und die von ihr instruierte gutgläubige Lady Noël, die von jeher auf ihren extravaganten unenglischen Schwiegersohn einen Zahn hatte, spritzten dies Gift umher, natürlich ohne den Schatten eines Beweises, mit dunklem Gemunkel. Und die Welt war nur zu froh, die Verleumdungslawine weiter zu rollen. Sie wollte gar keine Beweise, die möglichenfalls ebenso zweischneidig und sogar lächerlich ausfallen konnten, wie die in Umlauf gesetzten Indizien für Byrons Verrücktheit und gemeinschädliche Mißhandlungswut. Nein, sie wollte nur von vornherein verurteilen. Eine schöne Schauspielerin, mit der Byron als Mitglied des Aufsichtsrats von Drurylane keine drei Worte gewechselt, mußte unter zischendem Ausbruch sittlicher Tobsucht die Bühne verlassen, weil irgend eine böse Zunge flüsterte, sie sei des Scheusals Maitresse. Woher nur diese Uebereinstimmung sinnloser Wut? Denn die liberale verbrüderte sich bald der konservativen Presse zu gemeinsamem Anathema.

Macaulay schrieb später eine glänzende ironische Brandmarkung der periodischen Moralanfälle einer korrupten Gesellschaft, die in Byron einen Sündenbock für ihre eigene Verderbtheit opferte. Doch er hätte tiefer greifen können. Es war der allgemeine instinktive Haß der Mittelmäßigkeit gegen das Ungewöhnliche. Nicht etwa nur der literarische Neid frönt diesem Krieg

bis aufs Messer gegen das Geniale, sondern alle Stände durchdringt ein frommer Abscheu vor hochmütigen Uebermenschen, die ihr Haupt über das Gemeine emporrecken und deren Gedankenhoheit auf konventionelle Lügen herablächelt. Dieser Widerwille ist gleichsam berechtigte Notwehr, auf daß nicht eine neue vornehmere Rasse von Geistesriesen die herrschende Demokratie der Vielzuvielen erdrücke. Nur der materiellen Gewalt einer Napoleonspeitsche duckt man in solchem Fall sich untertänig, an wehrlosen Dichtern und Denkern darf man dafür sich austoben. Es brüllte der See und wollte sein Opfer haben.

Und nun entwich der Verfemte ohne Widerstand, unterzeichnete selber seine moralische Aechtung, indem er es auf öffentliche Verhandlung nicht ankommen ließ, sondern klaglos in die Scheidung willigte. Was bedurfte man weiter Zeugnis! Umsonst bestürmten ihn seine Freunde, doch offene Erklärung zu erlassen, daß der Lady Betragen ihm unverständlich sei. Schon hatte er so etwas niedergeschrieben: „Die feindlichen Sachwalter versichern, ihre Lippen seien versiegelt, ich versichere, daß sie nicht von mir versiegelt sind.“ Doch er zerriß dies Dokument und seine Freunde schüttelten den Kopf. Wollte er seine Frau partout los sein, kam ihm die Scheidungsklage gelegen? Daß an der Inceſtgeschichte kein wahres Wort, darauf legten sie ihre Hand ins Feuer. Aber es wurde bekannt, daß der Lady Anwalt, ein ausgezeichneter, ehrenwerter Mann, erst gar keinen Grund zur Scheidung sah, dagegen nach der Lady geheimer Eröffnung unerbittlich auf Scheidung bestand. Sie mußte ihm also Beweise gegeben

haben und er selber dito an Romilly, die diesen berühmten Juristen so außer Fassung setzten — aber für was denn, da die Schwestergeschichte erlogen und irgend welche sonstige Donjuanerie für Weltmänner damaliger Zeit unerheblich war, denn sonst hätte keine Ehe des Highlife mehr bestehen können. Und selbst letzteres lag schwerlich vor, da man Byrons erstaunlich gemütliche Häuslichkeitstreue beobachtet hatte. Zuletzt verfiel man darauf, Byron habe in Griechenland oder sonstwo einen Mord begangen, wie denn Goethe mit köstlicher Geheimtuerei nachher über Manfred schrieb: Der Lord habe in Florenz, wo er damals überhaupt nie gewesen war, einen Ehemann gemeuchelt, nachdem dieser seine untreue Gattin getötet!!

„Meiner Schwester, die, selbst unfähig zu Schlechtem, nichts Schlechtes in anderen argwöhnte, schulde ich das Gute, das in mir ist. Sie kannte alle meine Schwächen, doch hatte Liebe genug, sie zu verbergen," versicherte der Selbstverbannte später in Genua mit gewaltigem Ernst. Und jetzt während des Scheidungsskandals schrieb er gelassen: „Könnte mein Herz brechen, so wäre dies schon in früheren Zeiten geschehen." Und: „Vergangene Erlebnisse haben mich entnervt."

Nur Dankbarkeit für der Schwester rührende Treue regt sich noch in seiner dumpfen Gebrochenheit, sonst alles starr und tot.

Ein Quell in der Wüste springt noch,
Ein Baum der Wildnis erblüht,
Ein Vogel der Einsamkeit singt noch
Und von Dir nur spricht mein Gemüt.

Du stehst dem Weidenbaume gleich,
Der sanft sich beugt, doch nimmer bricht,
Und um ein Grabmal zärtlich weich
Die Zweige seiner Treue flicht.
Und rase Wolke auch und Wind,
Doch du warst da, wirst immer stehn,
Um deine Blätter zart und lind
Als Thränen über mich zu ehn.

Auf die Wahrheit kam niemand, absolut niemand. Nur scheint Hobhouse sie später erfahren zu haben, denn er befahl, seine hinterlassenen Memoiren erst 1900 zu publizieren, und selbst 1900 sind sie nicht erschienen, wohl auf Druck von interessierter Seite her. Auch Moore und Murray dürften aus Byrons eigenen Memoiren etwas erraten haben. Denn gemeinsame Vertrauensmänner für Byron und Lady Byron verbrannten feierlich diese Schrift in Murrays Drawing Room. Ganz sicher wußte die arme Schwester Augusta darum, die heldenmütig für ihren geliebten Bruder die Verleumdung auf sich nahm, ohne mit der Wimper zu zucken, und als Mittelsperson zwischen den geschiedenen Eheleuten bis an Byrons Ende fungierte. Sonst aber erriet kein Mensch die Wahrheit, und als Lushington auf seinem Totenbett versicherte, Lady Byrons Geheimnis habe nicht das Geringste mit dem Incestgerücht zu tun, gingen die Wellen längst über die einst so vielbedeutende Sensationsmär hinweg und man beruhigte sich mit der Gewißheit: nicht Byron, sondern Lady Byron sei offenbar verrückt gewesen! Als sie dann zuletzt vor ihrem Tode dem amerikanischen Negeremanzipationsblaustrumpf Beecher-Stowe das alte Incestmärchen aufgetischt haben sollte, erhob sich zwar gerechter Sturm

des Unwillens. Doch niemand dachte daran, daß die Unglückliche, durch endloses Kreuzverhör zudringlicher Yankeeneugier zur Verzweiflung gebracht, nur den Ausweg sah, halb und halb unklar und zweideutig Bejahung zu nicken, was sich in der Phantasie des sensationslüsternen Blaustrumpfs sofort zu umständlicher Beichte verdichtete. Und als nochmals später ein Forscher die seltsame Geschichte von Medora Leigh herausbrachte, ging es unbeachtet vorüber. Diese Medora mit dem ominösen Namen — so taufte nämlich Byrons Dichtung die Geliebte seines Korsaren — machte ihrer angeblichen Mutter Augusta Leigh von Kind an schwere Sorgen, dies allen Geschwistern unähnliche, ganz byronische Wesen schien wie ein Kuckucksei ins solide, triviale Nest des Oberst Leigh gelegt. Sie ging mit ihrem Schwager durch und wurde, frühzeitig in Schuld und Leid endend, von ihrer Tante Lady Byron aufgenommen aus christlicher Barmherzigkeit. Denn die Lady, bis zu ihrem späten Tod in einsamer Witwentrauer dahinlebend, von der Welt abgeschlossen, zum Teil sogar zur Sühne für ihre Vertreibung Byrons ausgestoßen, bis zuletzt starkgebildet und literarisch, widmete sich zumeist Wohltätigkeitsarbeiten großen Stils. Dieser Medora aber offenbarte sie, Byron sei ihr Vater: wohlgemerkt ohne hinzuzufügen, von welcher Mutter. Offenbar hatte Mrs. Leigh, die übrigens stets recht unmütterliche Strenge gegen die angebliche Tochter bewies und sie nach ihrem Fehltritt rundweg verstieß, dies Kind ihres Bruders angenommen, worauf sich die mannigfachen Geldgeschenke und Legate Byrons an Familie Leigh beziehen. Wie dies alles zuging, wußte niemand

als der Sterbende. Und er stieg ins Grab, ohne sein Geheimnis zu verraten, das Schicksal wollte nicht, daß seine röchelnde Todesbeichte verstanden werde. Und auch sie, die ferne Einsame in England, nahm ihr Geheimnis mit ins Grab. Sie starb und gab kein Zeichen.

— — — — — — — — — — — —

Der Genfer See! Clarens' Rosenbüsche, wo einst Rousseau gewandelt, als er die Neue Heloise schrieb! Jetzt wandert hier der fremde Selbstverbannte umher, mit ihm ein anderer Geächteter und Verbannter, sein nächster Geistesverwandter, Shelley. Auch ihn hat der Kuß des Genius berührt, auch ihn der Bannfluch britischer Heuchelei getroffen. Von schwächerem Stoff als der sportlustige Lord, kränklich und frühem Tode verfallen, schweift sein Geist noch kühner ins Ungemessene. Byron ist nur ein Skeptiker, Shelley ein geschworener Atheist und radikaler Revolutionär. Doch in beiden glüht das gleiche Gefühl des Unendlichen, gleiche Hingebung an die Mutter Natur, den himmlischen Geist der Einsamkeit, dessen reiner Fittich sich unbesudelt halten möchte vom befleckenden Staub menschlicher Gesellschaft. Entsetzen geht um in der englischen Touristenkolonie von Genf, da diese beiden Verruchten dies Erdenparadies des welthistorischen Sees unsicher machen. Die wackere Madame de Staël wirft, nachdem sie Goethe und Schiller genugsam angeödet, sich auf den berühmten Briten, der ihrer komischen Eitelkeit und aufgedonnerten Häßlichkeit in London nachsichtig und schonend begegnete, während alle andern konventionellen Salonbriten sich über die prätentiöse Fremde lustig machten. Zum Dank dafür will sie

ihn jetzt begönnern und bemuttern. Sie ladet ihn zu einer großen Gesellschaft ein, ein paar britische Gänse fallen bei Anmeldung des schönen Gottseibeiuns mit seinem diabolischen Hinkefuß auf der Stelle in Ohnmacht, wie es guter Sitte geziemt, und die Staël empfängt ihn als gütige Wirtin mit wohlwollender Strafrede: sie wenigstens sei über kleinliche Moral erhaben und werde ihn zu Gnaden annehmen. Der vornehme Mann hört sie belustigt an, verbeugt sich höflich und verläßt, ohne ein Wort zu sprechen, diese drollige Löwenhölle. Die sensationellen Interviews, die sich Dame Staël erhofft, sind vorbeigleungen. Byron hat wirklich von der menschlichen Gesellschaft genug und zieht es vor, in Chillon die Kerkerspur des Freiheitshelden zu betrachten.

Hier entringt sich seinem befreiten Gemüt der unvergleichliche Hymnus an die Freiheit, die indirekte Deduktion des Freiheitsbegriffs durch Darstellung des tiefsten Kerkerleids. Hier am Genfer See singt er die eddaartige Götterdämmerung der „Darckneß“, den Anruf des Menschheitsgenius „Prometheus“, hier verhaucht er sein Lebensleid in der unerreichbaren Lebenspantomime „Der Traum“, von der Goethe sagen wird, man müsse Englisch lernen, bloß um diese Dichtung lesen zu können. Hier entstehen die prachtvollen Strophen des dritten Haroldgesangs, Erinnerung an den Rhein und Waterloo, wo er jüngst auf eines Weltruhms Asche stand, in Anschauung des Gewittersturms über Rousseaus See. Bessere Gesellschaft genoß er jetzt, als kleiner Menschlein müßiges Treiben, Zwiesprach hielt er mit den Riesen des Berner Oberlands und aus

Lawinen der Jungfrau drang zu ihm ein stählender Hauch. Aus Häuptern ewigen Schnees stieg gewaltig, wie die gewaffnete Pallas aus dem Schädel des Zeus, die Vision Manfreds empor mit unerträglichem Eisglanz unnahbarer majestätischer Verlassenheit.

Noch blutet die frische Wunde. Den neuen Haroldsang beginnt und endet Anruf an das verwaiste Kind. „Gleichst du der Mutter, Adah meine Tochter?“ „Und werdest Haß du auch als Pflicht gelehrt, du wirst mich lieben.“ Unter strömenden Tränen seufzt er um seine unglückliche Gattin: „Fahrewahl und wenn für immer, dann für immer Fahrewohl!“

Als die Staël ausrief, jede Frau müsse sich stolz fühlen, an die solch Fahrewohl gerichtet, da hätte die blinde Welt erkennen müssen, daß hier ein unglücklicher Mann eine unglückliche Frau mit seinem Herzblut badete, daß die verbreitete Vorstellung einer Mesalliance des Genies mit ordinärer Philisterin schwerlich der Wirklichkeit entsprach. Seine tiefste Herzensliebe, die unvergeßliche, in Manfreds Astarte stand sie zwar wieder leibhaft vor ihm. Und vielleicht wählte er die kluge Annabella nur deshalb zum Gemahl, weil hier nicht Leidenschaft des Gemütes, schon lange vergeudet, sondern Achtung und ruhige Neigung ins Spiel kamen. Doch was von Gemüt noch in ihm übrig, hatte er redlich der Gattin geben wollen und selbst sein ingrimmig erbitterter Racheschrei „Die Beschwörung“, später in Manfreddichtung aufgenommen, zeugt nur für die Bitterkeit der vergifteten Wunde. Doch ein Zug Rousseauischer Sentimentalität und selbstbelügender Ueberschwenglichkeit vergiftet umgekehrt das allzu pathetische

Fahrewohl. Ein Erguß von zweifelhaftem poetischem Werte und nicht ganz zweifelloser Wahrhaftigkeit. Zwar klagt er nicht an, aber er heischt von ihr die weibliche Tugend der Verzeihung. Verzeihung wofür? Er hat ihr ja nichts getan; was er aber unwissentlich ihr zugefügt, dafür hilft keine Verzeihung mehr. Nun, hier Shelley ist ja in ähnlicher Lage und doch so unendlich glücklicher! Auch er, vornehmer Abkunft, altsächsischer Baronetschaft Erbe, ging Jugendehe mit einem Mädel niederen Standes ein, die an sein Mitleid appellierte, ohne dessen wert zu sein. Sie verfiel in Irrsinn und dem schändlichen Gotteslästerer der „Queen Mab" hat man von Amtswegen die Aufsicht über seine kleinen Kinder entzogen. Doch ein edles, hochgebildetes Weib, Mary Godwin, Tochter eines bedeutenden Autors und einer genialen Freigeistlerin, folgt dem jungen Dichter in Freier Liebe ohne das Kirchenband, bis der Irrsinnigen Tod ihr gesetzliche Heirat gestatten wird. Das ist alles viel glatter und minder tragisch, als Byrons verwickeltes Doppelleid. Warum findet nicht er eine solche brave Gefährtin? Siehe da, Marys Halbschwester, eine Miß Claremont, ein schönes Mädchen, die mit Shelleys reist, wirft sich ihm an den Hals, vernarrt in seine Schönheit, und er läßt sich gehen. Bah, daheim bricht ja man doch über ihn den Stab, Ehe gibt's für ihn nicht mehr, also los! Ach, es währt nicht lange und er hat genug von dieser sinnlichen, unbedeutenden Törin, die ihn gar mit einer neuen Tochter beschenkt. Er tut generös seine Pflicht, das ungebärdig störrige Kind begleitet ihn nach Italien und stirbt dort bald,

die Mutter schüttelt er ab. Sie wird bald neue Liebhaber finden.

„Ist diese Episode deiner würdig?" fragt die unhörbare Stimme. „Doch lassen wir das! Sieh, wie gnädig dein Schicksal trotz alledem! Dein äußeres Heim verlierst du, das nie innerlich zu deinem Wohlsein gehörte, dafür findest du den einzigen Seelengenossen und strahlend umarmt dich eine verwandte Natur. ‚Sind Berge, Wellen, Wind nicht ein Teil von mir, wie ich von ihnen?' ‚Ich lebe nicht in mir, ich gehe auf im All hier um mich her.' Als Harold diese Seufzer der Erlösung sang, als die unsterbliche ‚Epistel an Augusta' den Genfer See verglich mit einer Schwesterstimme, hast du da nicht gespürt ein seltsam Ahnen, als sei dir dieser See schon altbekannt, ein Heim aus früheren Tagen?"

„Ja, so ist's. Und als ich Rousseaus Seelenbild entwarf im Haroldsang, da rief die ganze Welt, dies sei ja nur mein Selbstportrait. Ich ahne."

„Hier sind zu Ende deine Wanderjahre, die Lehrzeit deines Wachstums. Hier beginnt das Wiedererwachen deines Selbst, des Unbewußten, des Ureigensten. Den Manfred nanntest du ‚Mysterium', und wahrlich, jetzt entfaltete sich erst das seelische Mysterium des Seins."

„Ja, mir wird's heller und dunkler, Schleier fallen und neue Finsternisse tun sich auf," brütete der Sterbende vor sich hin. „Meine Mutter verglich mich immer mit Rousseau, ich lachte darüber und wünschte nicht, einem so berühmten Verrückten zu gleichen. Nur so viel wußt' ich, daß ich nach eigener Manier leben wollte.

Ob ich dem Genfer gleiche? Vierzig Jahre zählte er, als er öffentliche Bühne betrat, ich s t e r b e gar noch früher. Doch auch die gute Staël verglich mich ihm, es muß wohl 'was daran sein, so gänzlich verschieden die Form. Er Prosaiker, ich Poet, von allem andern zu schweigen .. und doch spürt' ich, als Shelleys Pantheismus der Liebe mich am Seegestade überflutete, daß Rousseaus Geist hier mit mir lustwandele, als wäre er ein Stück von mir. Wie seltsam, daß erst in der freien Schweiz, mir halbe Heimat wie Italien, der rechte Demokrat in mir erwachte! ‚Ich hasse Krieg, doch nur Revolution befreit uns von der Höllenfäulnis Fron.' Hätt' ich das früher empfunden, geschrieben? Armer Rousseau, unselig minder durch eigene Schuld als den Fluch einer falschen Ordnung der Dinge, bin ich wirklich dein Bruder, dein anderes Selbst?"

„Gedenke deiner stolzen Selbstbefreiung, an alle Weisheit, die der Schönheitssee dir zugeraunt! Wie alle Ketten fielen und verjüngt du auferstandest aus dem Alpenbad!"

Und der Sterbende murmelt unhörbar: „Ja, dies heißt Schaffen und im Schaffen so gewinnen ein Doppelleben. Was bin ich? Nichts, doch nicht so du, o Seele meines Gedankens! Mit dir durchwandele ich die weite Erde, unsichtbar, doch allsehend, mit deiner Geburt verschmolzen, immer noch fühlend mit dir, ob auch mein irdisch Fühlen zu Asche zerdrückt ... Und so bin ich versenkt und dies heißt Leben ... Wenn endlich frei der Geist von allem Verhaßten der Knechtsgestalt, fleischlicher Fessel ledig, nur noch empfindend das Sein an sich, wie es beglückter atmet in Wurm und Fliege —

ja wenn endlich Element mit Elementen sich verwebt und Staub erst wieder Staub ist wie er soll — werde ich dann nicht fühlen, was ich schaue, minder blendend, doch innig wärmer? Den körperlosen Gedanken, den Geist jedes Ortes, mit dem ich schon jetzt teile sein unsterbliches Los. Denn mir sind hohe Berge ein Gefühl. Vom Sternenheer herab vereint sich alles in tiefinnerliches Sein, wo kein Strahl, kein Blatt vergessen: jedes hat sein Teil und ahnt die Urkraft, die alle schuf und schirmt. Da regt sich das Unendliche, als Wahrheit, die uns ganz durchschmilzt, uns reinigend vom Ich. Es ist ein Ton, die Quelle der Musik, die ewige Harmonien hörbar macht und einen Reiz wie Venuszaubergürtel um alle Dinge schlingt, mit Schönheit bindend. Es würde des Todes Gespenst entwaffnen, hätte er wirklich Macht zur Vernichtung. Des Geists Geschöpfe sie sind nicht von Staub, ihr innerst Wesen ist Unsterblichkeit. Und so entzünden sie in uns ein klarer Licht und ein geliebter Dasein, frisch begießend das Herz, dem seine Frühlingsblumen welkten, mit neuem Grün die alte Oede schmückend."

„Ja, hier am Genfer See, der dich gemahnt mit einer altvertrauten Schwesterstimme, da wurdest du erst deiner selbst bewußt. Hier ward der wahre Byron erst geboren, und hier zugleich starb jenes frühere Selbst, das Rousseau hieß. Was du bisher getan, das alles war nur dieses Rousseauerbe, in andere Zeit an anderen Ort verpflanzt, Rousseau als Britenlord und schöner Dandy. Verschieden, ungleich höher war die Form, in der sich gleiche düstere Leidenschaft melodisch hier ergoß, doch innerlichst glich sich der Kern, das

Wesen. Wahr und Falsch, echtes Gefühl und affektierte Pose, störrischer Menschenhaß und Eitelkeit, krankhafte Ueberspannung bittern Brütens gemischt mit Sehnsucht nach dem Ewigreinen, das alles machte rousseauhaft dein Dichten. Nun aber wuchsest du darob empor, aus Abgrund allertiefster Leiden schwangst du mit Manfred dich hinauf zur Alpenfirne und standest siegreich vor der Nemesis, ein Einziger mit seinem Eigentum des Uebermenschlichen, des Genius. Gemeines Erdenleid fiel von dir ab wie Ketten des Gefangenen von Chillon und außerhalb der Dinge stelltest du dich still abseit von deinem eigenen Ich und sahst als Traumbild nur dein eigenes Leben. ‚Und Stimmen aus dem Abgrund kündeten ein Wunder und Geheimnis, Sei es so!‘ So endet ahnungsvoll das Lied vom ‚Traum‘. Dies Wunder und Geheimnis warst du selbst, der endlich seinen Genius gefunden, durch Leiderfahrung hoch hinaufgewachsen in höhere Sphäre, als bei Ichgeburt. Kein Rousseau mehr, nein, eine Neugeburt! Lordsdichter nicht mehr, sondern Dichterlord. Wie du, ein Stümper, dann ein Dilettant, Lordsjunge und Weltbummler, über Nacht zum Genialen wurdest, aber noch gebannt ins Rousseauwesen der Geburt, und wieder dann mit einem einzigen Ruck über dich selbst hinaus nun aufgestiegen zur Höhe, wo die wahrhaft Großen thronen, das ist ein Wunder. Drum verehre du andächtig deines Schicksals frohes Walten, das du geschmäht mit eitelm Menschensinn!“ —

— — — — — — — — — — — — —

Venedig! Wo der gierig ohnmächtige Genfer umsonst Befriedigung seiner Lüste gesucht, da tobt der

stolze Brite in phantastischem Karneval. Man hat ihm grundlos ein Brandmal aufgedrückt, überall sieht er sich verfolgt von Schandgerüchten, der elende Dichterling Southey hat eine neue Mär aus Genf verbreitet, daß die beiden Gottlosen Byron und Shelley dort in wechselseitigem („promiscouos") Verkehr mit zwei gefälligen Schwestern lebten, hat den schönen Begriff einer satanischen Dichterschule geprägt. Da erwacht hohnlachender Trotz in dem gepeinigten Lord, der nicht umsonst ein Lord sein will und sich einmal gestatten darf, was nur zu üblich bei moralheuchelnden Standesgenossen. Das wilde freie Sinnenleben des Südens umfängt ihn, seine Schönheit entflammt leidenschaftlich Lagunentöchter. Es ist ein seelisches Fieber, das auch mit physischem Fieberanfall die erschütterten Nerven schwächt. Doch asketische Mäßigkeit und mannhafter Sport überwinden Ausschweifung und Schwäche. Tigerhafte Lustdirnen und wüste Gondoliere, als halbe Bravi immer mit dem Messer parat, kriechen demütig vor dem kühnen, stolzen Forestiere in rauher Anhänglichkeit. Und diese kurze Wüstlingszeit, die einzige in Byrons Leben, erreicht ja nicht entfernt die kalte Schmutzerei vornehmer Roués und sonstiger großstädtischer Liedriane. Auch hier übertreibt die Fama maßlos und nur zwei venezianische Liebchen machen den ganzen Harem aus, den man ihm angedichtet. Wer von armenischen Mönchen das schwere Armenisch lernt und mittlerweile den vierten Gesang des Childe Harold dichtet, Manfred vollendet und für venezianische Dramen Stoff sammelt, hatte wohl schwerlich Muße, sich ganz in Erotik zu vergeuden! Stundenlange Gespräche mit Shelley über die

höchsten Dinge bezeugen, wenn beide am Lido lustwandeln, wie wenig dieser „Don Juan" für Leporellolisten schwärmt. Shelley verewigt Byrons Unterhaltung in „Julian und Madollo" und nennt sie „gradezu berauschend". Hier besucht ihn der liederlich elegante Bankier Rogers, dessen Reisegedicht „Italy" das Wiedersehen schildert: „Süß war noch seine Stimme, aus dem Blick schoß blitzgleich der Gedanke... sein Herz war großmütig, edel. Edel in Verachtung von allem Niedrigen und Kleinen, nichts war drin gemein und knechtisch." Hier besucht ihn Hobhouse, sein alter Gefährte und Lebensfreund, der sich einst im Parlament gegen einen Ausfall auf Byrons Andenken erheben wird: „Mein Freund hatte einige Fehler, doch seine Tugenden waren alle vom ersten Range." Hier besucht ihn Moore, der sich in seiner Biographie über den Byronismus des Kontinents lustig und aus Byron einen nichts weniger als weltschmerzlichen englischen Sportsman macht! Dies alles war wahr, doch nicht die ganze Wahrheit, denn zu vielem fehlte den Freunden der Schlüssel und der innerste Byron jenseits von Gut und Böse, der inkarnierte Genius, entzieht sich sterblichem Blick. Nur einer erfaßt ihn ganz, obschon aus weiter Ferne: sein einziger Standesgenosse im Geistesreich, der Alte in Weimar, der aus anfänglich kühler und fast mißfälliger Betrachtung des fremden Phänomens allmählich zu schrankenloser Bewunderung sich erwärmt. Dieser Aufenthalt in Venedig macht den Briten erst international. Hier sehen ihn Schopenhauer und Grillparzer. Seine Berühmtheit wächst noch gewaltig, auch im Vaterlande, das den Propheten nicht

gelten lassen möchte. Das beweisen die ungeheuren Honorare, die Murray zahlt, weil der Absatz sich steigert. Der eine vierte Gesang des Childe Harold wird mit 50 000 Franks auf den Tisch bezahlt, nach damaligem Geldstand eine Summe, wie sie für Verse noch nie bezahlt worden ist. Schon gegen Ende seines Ehejahrs mußte er der aristokratischen Schrulle entsagen, den Lohn seiner Arbeit wegzuschenken, fortan pflegt er richtige praktische Autorschaft. Dies ermöglicht dem Lord fürstlichen Aufwand im so billigen ärmlichen Italien, zumal er später auch Newstead für anderthalb Millionen Frank verkauft. Ein schwerer Schritt für den ahnenstolzen Aristokraten, sinnbildlich genug: er will für immer jedes Band mit der Heimat zerreißen, er wirft sich Europa in die Arme, der weiten Welt, wo hinfür seine Stimme durch alle Lande dringt und nirgends stärker als in Amerika. Von jetzt ab werden Yankees, Deutsche, Franzosen, Italiener Pilgerfahrten antreten, um Pilger Harold leibhaftig zu sehen. Daß die Frauen sich für den schönen Dämon begeistern, wie ihn kontinentale Vorstellung sich malt, ist nur zu begreiflich. Und so flammt ihm hier auf einem Ridotto bei Gräfin Albrizzi schwärmerisch ein holdes Augenpaar entgegen, dem er Huldigung zollt: Gräfin Theresa Guiccioli, geborene Gräfin Gamba, blutjunge Frau eines ältlichen Gecken, die nach des Landes freier Sitte sich einen Cicisbeo wählen darf. Blond und blauäugig, wie manche Norditalienerin, sieht sie mehr einer Britin ähnlich. Romantisch und poetisch angehaucht, scheint sie vorbestimmt zur Dichterbraut. Und Byron hat alle Brücken hinter sich abgebrochen, mit eisiger Un-

nahbarkeit lehnt Lady Byron jeden Aussöhnungsversuch von sich ab, sein Privatleben kennt er am besten als unheilbar zerrüttet. Wozu soll er die kurzen Tage nicht noch genießen, da Ahnung frühen Todes ihn beschleicht! Und so schüttelt er Venedigs wollüstigen Zauber von sich ab, folgt der Erkorenen nach dem stillen Ravenna, wohin ihr greiser Gatte mit unbequemer Eifersucht sie verschleppt, und entführt sie hernach mit ritterlichem Trotz. Wieder ein Frauenopfer? Opfert Theresa ihm nicht ihre Stellung, ihre Ehre? Nun, nicht so tragisch nimmt man in Italien die Dinge. Doch wenn er sie verließe oder stürbe, was würde dann aus ihr werden? Ihre eigene Familie ist arm und in politische gefährliche Abenteuer verwickelt. Gleichviel, die „Stanzen an den Po" sprechen es aus: „Ganz südlich ist mein Blut, so muß es sein. Sonst folgte ich als Sklave nicht getreu, zum Trotz vergangener unvergessener Pein, der Dame meiner Liebe hier aufs neu. Wozu der Kampf! Laß jung mich untergehn und leben, lieben, wie mein Herz verlangt. Und ward es Staub, aus dem es mußt' erstehn, dann hat es ausgezittert, ausgebangt."

Und die Stimme flüsterte: „Was dünket dir heut um Venedigs Liebeleien und die neue standesgemäße Amour? Daß sie Gräfin war, fiel doch bedeutend in die Wagschale? Und ritterliche Ehebruchsromantik dazu? Ein junges Weib vom alten Mann erlösen? Ein Schnippchen schlagen dem Vorurteil, das Unnatur als Pflicht und Rückkehr zur Natur als Sünde tauft? Prüfe dich selbst, ob du zufrieden auf dein Südlandsglück zurückschaust. Ein Rückfall war es, alter Freund! Wo blieb die wunderbare Reinheit der Sprache und

schlichte Vornehmheit der Form, die dir gelehrt des Genfer Sees Geplätscher mit hehrster Traum- und Alpenpoesie? Das Pathos stellt sich wieder ein, Childe Harold! Ein falscher literarischer Ehrgeiz heißt dich nach Shakespeares Palme ringen und deine Venezianer Dramen sind Theater, Deklamation und weiter nichts, mit kraftvoll großen Stellen ohne Zweifel, doch wofür wärst du Byron? Heut bei der großen Abrechnung bereue, daß du aufs neue dich herabgewürdigt! Der Byron von Venedig bist nicht du, dein wahres Ich. Ein schwacher, eitler Selbstling, der sein Geschick nicht ruhig tragen will weltabgewandt in stiller Würde Größe, sondern in knabenhaftem Uebermut sich aufbäumt wider bessere Bestimmung. Was dir dein großes Lebensunglück schien, des Heims Zerstörung, Vaterlands Verbannung, das war dein höchstes Glück. Nicht aber so solltest du es dankbaren Sinns empfangen, nicht jämmerlicher Unrast, schnöder Gier der Außendinge hier dich überlassen und Leidenschaften haschen, Torheit suchen, wo Ruhe du und Weisheit finden solltest."

Unwirsch versetzt des Sterbenden Gefühl: „Du hast gut reden, transcendentes Ich, erlöst vom Sinnenschein! Wer schuf mich so? Mich mit der Lordschaft und der lahmen Schönheit! Wohl hätten meine Sinne sich beruhigt, doch die Verführung lag nicht in mir selber, die Welt kredenzte lüstern Taumelkelche. Verfluchte Lordschaft, verfluchte Schönheit und verflucht die Lahmheit dazu mit dem ewigen Stachel, der mich empfindlich machte für jeden Nadelstich, mich ausschied aus dem Chor gesunder Menschen und meine kriegerische Tatkraft lähmte! Ich sehnte mich nach Taten, nicht nach

Reden. Ein Krieger war ich und ein Mann der Tat tiefinnerlich. Was aber blieb denn mir, als Verse machen und mit Weibern kosen?"

„Versündige dich nicht und lästere nicht! Ein hohes Lied ist mehr als jede Tat. Doch tröste dich! Denn Selbstling im gemeinen Sinne warst du nie, auch damals nicht, wo du tiefinneres Weh mit lautem Sinnenlärm betäuben wolltest. Auch dies war nur ein Uebergang. Was künstlerisch du damals eingebüßt, rückfällig in Rhetorik, Rousseaupathos, das Venezianer deklamieren ließ nach Schillerart Standreden für die Freiheit, das ward ersetzt durch neuen breitern Reichtum erweiterten Gedankenhorizonts. In Junker Harolds Schlußgesang erheben Ideen sich und weite Ideale, wie sie kein Junker, und du warst ein Junker, kein einstiger Junker Harold je geahnt. Melancholie und hochgeborener Spleen, damit begann die schöne Melodie, Idealismus aber höchster Art erklang aus ihrem Ende. Dein Faliero, der für das Volk stirbt, ist ein Renegat ganz anderen Wesens als Korsar und Alp der abgefallene Christ, er ist ein besserer und reinerer Lara, ein Vorgeschmack des stolzen Nobile, der Byron heißt und wider Oligarchen und Monarchen des Volkes Recht vertritt trompetentönig. Drum singst du: ‚Ich erhebe lauten Schall, wie Rolands Horn im Tal von Roncesval. Mein freies Denken tausch' ich nicht beileibe um Kronen hin, ob ich auch einsam bleibe.‘ Und wie hier Don Juan zum Angriff bläst, so sprach Childe Harold schon mit Feuerzungen: ‚Freiheit, dein Banner wallt, das schlachtverwehte, wie Donnersturm gegen den Windesstrich! Und deines Rufs hinsterbende Drommete läßt

dennoch laut die Windsbraut hinter sich.' Schau hin auf deinen Sonnenuntergang, die neue letzte Spanne Erdenwallens, und sieh dich größer, als du je geahnt, ein Ebenbürtiger den Allergrößten!"

— — — — — — — — — — — —

Die Bilder rauschen eintönig vorüber, sechs Jahre, die einander gleichen, denn der Heimatlose hat nun innere Ruhe. Die holde Theresa, Byrons letzte Liebe, um die so romantische Gloriole gewoben, ist nur eine naive unwissende Romanin, weit entfernt, sein geistiges Leben teilen zu können, wie Lady Annabella es versucht. Sie ist im Grunde eine verliebte, eitle Gewöhnlichkeit, grundverschieden von jener Unbekannten, die Manfred als Astarte so schauerlich ernst beschwor. Nur diese beiden Frauen spielten im Leben des Schicksalgeweihten eine Rolle, nicht die fremde Italienerin, die zwar später ein rührendes Buch über ihren Geliebten schreibt oder unter ihrem Namen schreiben läßt, um sich wichtig zu machen und quälende Eifersucht gegen die legitime Gattin zu entladen, aber ruhig wieder heiratet und sich vom französischen Marquis hochtrabend vorstellen läßt: „Meine Frau, einstige Geliebte Lord Byrons." Mit welch kühl-verächtlichem Lächeln liest ihr Geschreibsel jene einsame Witwe, die als Märtyrerin ein langes Leben duldet und vergessen zur Grube steigt! Die Beecher-Stowe erzählt pathetisch von dem „himmlischen Glanz", der das Gesicht der Sterbenden umstrahlte, als sie des „göttlichen Genius" ihres Gatten gedachte, den sie in Verklärung wiederzusehen hoffe. Und es bedarf keines Pathos, um diese weihevolle Tragödie zu ahnen.

Wahrlich, auch die verhätschelte und zu eingebil-

detem Selbstgefühl erzogene Annabella hat bitter abgebüßt wie ihr Gatte, ein gnädiges Karma hat ihr Züchtigung und Besserung schon in diesem Leben gewährt. Sie hat wie er die Nichtigkeit und Niedrigkeit der Weltlüge erfahren. Ja, anfangs war sie ein Engel und Byron ein Teufel, beides auf bloßes Gesellschaftsdekret, doch dieser verfluchte Kerl, den man unterzutrampeln hoffte, erwies sich als der Stärkere. Was, sein Ruhm wächst unaufhaltsam, ganz Europa jauchzt ihm zu, und dieser nationale Kitzel insularer Alleingeltung soll für England verloren gehen? Bah, an die Incestgeschichte glauben wir auf einmal nicht, und selbst wenn wir daran glauben, werden wir plötzlich riesig tolerant und heucheln Unglauben, wie früher Glauben. Pfui über diese widerspenstige Ehefrau! Sie hat den großen Lord aus dem stolzen Vaterland vertrieben, das auf ihn stolz ist. Sie allein trägt Schuld, daß er sich seinen Landsleuten entfremdet. Die alberne Gans, die überspannte Närrin! Ja, sie ist offenbar verrückt, da steckt das ganze Geheimnis, leidet an „moral insanity“. So endet possenhaft gemein, was in tragischer Gemeinheit begann: die Verfolgungssucht wird Verfolgungswahn, eine betrügerische konventionelle Heuchlergesellschaft glaubt sich selber betrogen. Denn nur das Recht des Stärkeren gilt: unterwirf dich und mitleidslos tritt man dich nieder, ohrfeige die fauchende Menge und sie wirft sich dir zu Füßen.

Und das Ohrfeigen war jetzt Byrons Lieblingsplaisier, es regnete Fußtritte auf religiöse, politische, soziale Borniertheit. Alle teuersten Güter der britischen Menschheit, selbst den Waterlooschwindel, zerfetzte die-

ser Missetäter, dieser großartige Renegat, mit raffiniertem Hochverrat gegen chauvinistische Scheuklappenblindheit. Denn Byron hat nun Ruhe, mit sich allein zu sein und alles zu sagen, was er auf dem Herzen hatte. Nur hierzu dient die Theresaepisode morganatischer Häuslichkeit. Es war methodische Arbeit, den Genius aller Fesseln nacheinander zu entledigen und freies Spiel der Kräfte zu entfalten. Aus dem schmerzlichen Tiefsinn des „Sardanapal" zu „Kain", „Himmel und Erde", wo der Flug durch den unermeßlichen Raum alle Allegorien der Divina Commedia und allen Gedankenschwung des Faust weit hinter sich läßt, der Kainsmord shakespearisch erfaßt, die Sintflut und die Liebe der Engel zu den Töchtern der Menschen mit einer Flammnfeder aus einem Seraphimfittich gezeichnet, wo die Lucifergestalt wirklich von Hauch aus anderen Welten umspielt und Transcendentales greifbar wird, wo nach Goethes Urteil des Dichters „glühender Geistesblick Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durchdringt". Aus der genial spielenden Frivolität des „Beppo", der heitern objektiven Plastik von „Mazeppa" und „Insel", den prachtvoll funkelnden Zeitsatiren „Die Vision des Gerichts" und „Bronzezeitalter" keimte der Welthumor des „Don Juan", nach Goethes Spruch „grenzenlos genial", ein realistisches Weltgedicht statt der Allegorien Dantes, den engeren Symbolen des Don Quixote und Faust. Alles Schönste im Leben und Gefühl, alles Niedrigste und Lächerlichste der menschlichen Gesellschaft, alle Leidenschaften südlicher Zone und kalter nordischer Unsittlichkeit entrollen sich lückenlos und Thackerays Meistersatiren sind nur erweiterndes Breittreten

der vernichtenden Highlifesatire der Schlußgesänge. Aber höher als dies alles stehen die rein philosophischen Stanzen, über die der Oberflächliche gelangweilt hinliest, wo dieser einzigartige Genius es fertig bringt, Allertiefstes mit burleskem Plauderton in Worte zu bannen, deren scheinbar scherzhaftes Tändeln, beiläufig und leichthingesprochen, nicht minder gewaltig als die Kainserhabenheiten. Nie legte ein Sterblicher ähnliches Zeugnis ab einer dämonischen Ueberkraft, einer heiter-olympischen Beherrschung des weitesten Gedanken- und Empfindungsgebiets. Doch diese Gelassenheit eines souveränen Halbgotts jenseits von Gut und Böse bricht allemal in vulkanische Flammen aus, wenn es gilt, die Menschheit zu verteidigen und ihr zu idealem Kampfe das Ziel zu weisen.

Wohl bleibt hier immer noch das große Ich im Mittelpunkt. Verwandlungsfähigkeit des Fabulierens und Gestaltens, wie sie der Mob zur Unterhaltung vom Poeten heischt und die Aesthetik als Norm verlangt, tritt nur im „Don Juan" zu Tage. Und hier selbst dient die Fülle der Gesichte nur als Umrahmung für den Monolog des Uebermenschen, der darübersteht und schäkert mit den nichtigen Gebilden, was Menschen Handlung nennen. Zwar war der Vorwurf kindisch ungerecht, daß immer nur die nämliche Figur sich von verschiedener Seite zeige. Manfred, Kain, Lucifer sind so verschieden wie Hamlet und Faust, Mazeppa und die Insel-Abenteurer sind sehr verschieden vom Sardanapal, der Doge Faliero gleicht auch nicht dem Dogen Foscari und Loredano als finsterer Nobile nicht dem Lioni, der Märtyrer von Chillon nicht dem tapfern

Freiheit-Blutzeugen, dem Bertuccio, so wenig als dem Lara und Korsaren. Doch alle sind sie freilich einer Rasse, jeder ein Stückchen von dem großen Stammherrn, dem stolzen Lord der Freiheit, der sie schuf. Und wenn der Dichter sich gelegentlich zum Realismus spottend herabließ in Damen wie Donna Julia, Donna Inez und Lady Adeline, so sind Gulbeyaz, Duduh, Heidee, Neuha, so gut wie Myrrha, Adah, Angiolina, Aholibamah gleichem Stamm entsprossen: das leidenschaftlich sinnlich liebende oder das rein hingebende und stolze Herrenweib. Er kennt kein Mittelding, denn alles Zahmere paßt nimmermehr für solche Männertragik. Doch was dem Lesepöbel hier mißfällt und dem dogmatischen Aesthetenkram, just dies erhöhte für die Zeitgenossen und heute noch für alle Besseren den Reiz so wahren und intimen Dichtens. Wer wußte nicht, wer in den Foscari das Heimweh der Verbannung mit durchlitt, wes Stimme tönte aus San Marcos Glocke mit Falieros Opfertod? Wer kannte nicht den Lord Sardanapal, den menschenfreundlich trägen Adelsmenschen, den eine reine Liebe aufwärts reißt aus üppigem Müßiggang zu Heldentum, wie die Guiccioli ihren Liebsten lockte zum Karbonariaufstand?

„Ich spreche zu der Zeit und Ewigkeit, von der ich bald ein Teil, und nicht zu Menschen ... Ich bin nicht ohne Schuld, doch seid ihr schuldlos?" Wie majestätisch dröhnten diese Worte vom Block Falieros über Byrons Grab! „Nicht Schande ist's, den Mann geliebt zu haben. Ja, er verdient ein Griechenweib zur Buhle, ein Griechengrab als Monument!" Wie senkt dieser Zuruf Myrrhas für ihren Sardanapal sich in das Herz

der Welt, erhabene Vorahnung eines glorreichen Endes! Und wer las nicht ohne tiefe Bewegung Sardanapals Zwiesprach mit seiner geschiedenen Gattin: „Edle, Vielgekränkte! Ich bin ein Knecht des Zufalls, der Erregung, von jedem Windhauch hin und her gelenkt. Was ich sein sollte, weiß ich nicht, doch weiß ich: ich bin nicht, was ich sollte." Ob auch jene einsame Dulderin die edle Selbstentäußerung des Großen in dieser Beichte las?

Das ist nicht mehr der blasierte Junker, der als Korsar in menschenfeindlicher Isolierung ziellos schweift, auch nicht mehr der gletscherstarre Manfred, der sein Hohelied des herrischen Selbst in hochmütigem Ichwahn austönt. Das ist ein neuer und viel, viel stärkerer Titane, wundersame Metamorphose steter Entwickelung. Der Giaur war ein Knirps neben Lara, Lara ein Knirps neben Manfred, aber Manfred ein Knirps neben Kain. Ein Lucifer und Prometheus steht jetzt da, den armen leidenden Menschenbrüdern ein Licht der Erkenntnis zu bringen, sie zu empören wider angemaßten Herrscherolymp hohler Scheingewalten und Götzen. Das sind Rousseau und Voltaire in verhundertfachter Kraft, nicht mehr Prophezeiung einer bestimmten einseitigen Revolution, sondern allgemeine Revolutionierung des Menschengeistes. Ecrasez l'infâme! gellt das alte Voltairsche Schlachtgeschrei mit dröhnenden Posaunenstößen aus den Maskenscherzen Don Juans, für ewig gilt Lucifers Vermächtnis an Kain: „Duldet und denkt! Schafft eine innere Welt im Busen, wenn die äußere versagt! So kommt der geistigen Natur ihr näher, bis eure eigene sinnliche besiegt!" So spricht der Genius

hier zu sich selber. Die geistige Natur hat er erreicht, die eigene sinnliche bewältigt.

> O unbegreiflich hoher Aether du!
> Ihr Massen, ihr vervielfachten, der Lichter,
> Die immer neu entzündet und entzündend!
> In jubelnd fessellosser Trunkenheit
> Schweift ihr durchs luftge All endlosen Raumes,
> Berauscht von Ewigkeit! Hier laß mich sterben!
> Denn mein Gedanke ist zu dieser Stunde
> Eurer nicht unwert, bin ich auch nur Staub.

Wohl mag da Byron-Kain sich entdecken: „Untauglich fürder bin ich worden für menschlichen Verkehr."

So endet dieser unglückfrohe Mensch im höchsten Glück vollkommener Geistigkeit. Der müde Jüngling und gezierte Geck, der parfümierteste Salonpoet, ist Mann geworden, Mann im höchsten Sinn voll Kampfeslust und edler Rüstigkeit. Und der Korsar ist nun ein Menschheitsheld.

Aber fand er wirklich innere dauernde Ruhe? In die Karbonaribewegung verwickelt, in stetem Zwist mit der österreichischen Fremdherrschaft, muß er wandern von Ort zu Ort, verfolgt von Ueberwachung der Behörden und Ausweisungsbefehlen, auch von gedungenen Bravi des alten Guiccioli, der seine Hahnreischaft nicht glimpflich nimmt. Von Ravenna nach Livorno, nach Pisa, nach Genua muß er seine Zelte abbrechen. Doch ihn schützt die Unverletzlichkeit des britischen Peers und diese politischen Abenteuer beunruhigen seinen immer bereiten Mut so wenig, daß er mitten unter Revolten und Blutvergießen in ein paar Wochen so nebenbei den „Kain" schreibt, wohl die erstaunlichste Kraftprobe, die

je ein Menschengeist abgelegt. Auch sein nun wirklich begründeter Weltruhm — sehr unähnlich dem früheren der Londoner Löwenschaft — stört nur mäßig seine Arbeitsruhe, obschon ihm schmeichelt, daß die amerikanische Flotte bei seinem Erscheinen Salutschüsse löst wie vor einem Kaiser. Freilich muß er dabei nicht die englische Kritik und ihr Publikum fragen: danach wäre er von Stufe zu Stufe gesunken. Auch scheint zweifelhaft, ob vor seinem Tode „Kain" und „Don Juan" wirklich im übrigen Europa weit bekannt wurden. Und gar viel trug zu seiner Popularität sein Lebensschicksal bei; die äußerliche Stellung eines Lords bei damaliger britischer Weltherrschaft drückte seinem Dichten jenen Stempel der vornehmen Mode und Sensation auf, welcher allein der unreifen Menge imponiert. Niemand durchschaute dies klarer als er selber. Und so kam der Widerspruch für äußeren Anschein zu stande, daß spöttisches Mißtrauen in literarischen Tagesruhm ihn bewog, immer noch den dilettierenden Grandseigneur hervorzukehren.

Nach dem Tode Ladys Noels, deren Titel nun Lady Byron erbte, hatte er nach Sitte und Herkommen, auf besondere Uebereinkunft dem Wunsche seiner Gattin gemäß, den Namen Noel angenommen und unterschrieb sich nicht mehr Georg Gordon Byron, sondern Noel Byron. Lächelnd bemerkte er den Zufall, daß die zwei Berühmtheiten der Weltrevolution, der eine die praktische, der andere die poetische Seite vertretend, sich beide N. B. zeichneten. Natürlich griff die Presse dies auf, der Einfall lag zu nahe und dekretierte: „Die eitelsten Lebenden sind Exkaiser Napoleon Bonaparte und . . .

Sr. Lordschaft.“ Aber der angeblich Eitle entrüstete sich nur darüber: „Wenig träumte sich der große Korse, zu welch niedrigem Vergleich er noch herhalten müsse!“ Immer trug er eine Kamee mit dem geliebten Cäsarenkopfe als Talisman bei sich, weil einst von Napoleon selber getragen. Ekel über den Autorenberuf, der ihn jedem Kritikaster als Opfer überlieferte, zwang ihn, den Lord herauszubeißen. Doch auch hierbei verstand man nicht seine eigentümliche Lage. Die Gräfin Blessington hielt es für Adelstic, eines Byron unwürdig, daß er sich über die Widmung eines Dilettantenerstlings beschwerte: „X. seinem Georg Byron“, denn der junge Mann hätte ihm doch den gebührenden Titel geben sollen. Sollte er deutlicher die bodenlose Unverschämtheit betonen, daß ein Anfänger Ihn als „seinen Byron“ anredete, den Finger in die uralte Wunde des zuchtlosen Literatentums legen, daß hier jeder Feldwebel sich dem Feldmarschall gleichdünkt, jeder Reporter sich „Schriftsteller“, jeder Versemacher „Dichter“ nennt und die urteilslose Menge hier wirklich hoch und niedrig in einen Topf wirft? Er ahnte die zunehmende Verrohung durch die Presse, eine kommende Zeit, wo Unsterbliche als „der bekannte Schriftsteller“ in Spalten bedruckten Zeitungspapiers figurieren und erfolgreiche Nullen durch gute Pressefreunde mit dem Prädikat „berühmt“ begabt werden. Mit welcher Verachtung mußte er den literarischen Markt betrachten, wo Häupter britischer Kritiker den „Kain“ als ebenso langweilig wie blasphemisch begrüßten! Nur deshalb flüchtete er sich hinter seine Lordschaft, verschanzte sich hinter sein Wappen. Aber dabei spottete er unablässig über die Snob-

manie der freien Briten, nie über dem Dichter den Titel „Sr. Lordschaft" zu vergessen, ihn niemals ehrlich „Byron", sondern „der erlauchte Autor" zu schimpfen. Sogar Moore erstirbt fortwährend in seiner Biographie vor der hohen Geburt, nennt ihn konsequent „mein vornehmer Freund", „Sr. Lordschaft".

Daher die seltsamen Widersprüche der Zeugen, die ihre „Gespräche mit Byron" geschwätzig der Welt überlieferten. Plebejer wie Medwin, Kennedey, Parry rühmten seine harmlose Leutseligkeit, seine bescheidene Schlichtheit und Güte. Selbst religiöse Bekehrungsversuche nahm er mit gutem Humor entgegen und köstlicherweise tat er für manche des Guten zu viel mit seinem freundlichen Sichgehenlassen, oft in knabenhafter Fröhlichkeit: ein so großer Mann sollte sich doch nicht so mit unsereins gemein machen! Dagegen fand der unheimliche Abenteurer Trelawney, selbst ein wirklicher Seeräuber gewesen und selbst ein Stück echter Dichter, wie seine „Adventures of a younger Son" bezeugen, daß immer der Hochmutsteufel des großen Herrn unvermutet zum Vorschein kam. Und gar der radikale Literat Leigh Hunt, den Byron früher in London im Gefängnis besucht und ihn seither mit Wohltaten überhäuft hatte, schrieb nachher, nachdem er Jahr und Tag auf Byrons Kosten in Italien gelebt, ein sauberes Schmähbuch des Inhalts: Byron strotzte von Adelsdünkel, ein eitler, unanständiger Selbstling, der nie ein geistreiches Wort im Gespräch äußerte, sondern sich auf seichtes Salongetättel beschränkte! Die schöne Lady Blessington, später tonangebende Modeherrin in London, zeichnete zwar viele Kauserien Byrons auf, die

an Esprit, kaustischer Schärfe und manchmal an Genialität nichts zu wünschen übrig lassen, aber beklagte, daß er dann wieder zu kleinlichem Klatschinteresse an Londoner Gesellschaftsskandalen herabgesunken und überhaupt eine Mischung von humaner Güte und weltmännischer Kälte gewesen sei. Der hochbedeutende, damals als Autor noch völlig obskure Franzose Stendhal versicherte, daß beim Worte Genie ihm immer Byrons sublimer Ausdruck beim Anhören einer Rossinischen Oper einfalle und daß Byron, wenn ihm die Laune kam, die genialste Unterhaltung gepflogen habe, deren Stendhal je teilhaftig wurde. (Seine Ausdrücke der Bewunderung sind wahrlich eine seltene Ware, da der kühle Skeptiker überhaupt nur Napoleon und Byron über sich sah.) In der übrigen Zeit sei der große Mann zum großen Herrn herabgesunken, ein richtiger Lord und John Bull. Dagegen äußerte Shelley vor seinem Tode: nun sei Byron geworden. wozu die Natur ihn bestimmte, ein wahrhaft tugendhafter Mann! Und nach Theresas Buch war er ein Engel, dem bloß die Flügel fehlten. Nein, das war er nicht, aber fremde Beurteiler durften sich doch nicht einbilden., einen Byron zu kennen. Nichts bezeichnender, als daß man ihm sogar den Vorwurf des „Geizes" machte, ermutigt durch satirisches Lob dieser britischen Shopkeepertugend im „Don Juan", ihm, der jetzt erst recht ein Viertel und oft die Hälfte seines Einkommens für Bedürftige und ideale Zwecke weggab, der zuletzt noch für Hellas' Befreiung Gut und Blut daransetzte! Gegen sich selber war er freilich so geizig, daß er laut Lady Blessington sich gradezu schäbig anzog und bei seiner Tafel immer Schmalhans

Küchenmeister war. Wahr ist auch, daß er durch unermüdlichen „Geiz“ gegen sich selber Geld zu sparen suchte, um es seiner Tochter Adah zu hinterlassen. Warum er sich dazu verpflichtet fühlte, ahnte natürlich niemand. Und wahr ist auch, daß er sich anmaßende Menschen vom Leibe hielt, deren Maß er vermutlich auf den ersten Blick genommen hatte. An undankbare kindisch eitle Gesellen wie Leigh Hunt Gespräche zu verschwenden fiel ihm nicht ein; Trelawneys und Stendhals maßloses Selbstgefühl, das sich Unabhängigkeitssinn nannte und mit erlebten kriegerischen Taten prahlte, konnte er doch nicht mit Betonung seiner unermeßlichen geistigen Ueberlegenheit abtrumpfen; die Neugier Lady Blessingtons, die sich so hochgebildet dünkte, um den Dichterlord ganz zu entschleiern, vermochte er doch nicht zu befriedigen. Wie sollte er solchen Leuten das Innere eines Kolossus verständlich machen! So hüllte er sich denn in weltmännische Ironie oder zog sich reserviert in seine Lordschaft zurück. Daß er hingegen mit langweiligen, vordringlichen Pedanten und verkaunten Genies wie mit allem Unglück unendliche Geduld hatte, dafür zeugen viele Anekdoten seiner unerschöpflichen Herzensgüte. Erst nach seinem Tode, wo der englische Konsul Hoppner und seine mildtätige Gattin lautes Zeugnis ablegten, kam heraus, daß selbst in Venedig der angeblich in Sümpfe versunkene „Don Juan“ seine geheime unermüdliche Großmut so weit trieb, selbst Witwen und Waisen von Literaten zu unterstützen, die ihn mit Mistkübeln von Gehässigkeit übergossen hatten. Sein Brief an eine solche Witwe bleibt ein ewiges Muster vornehmer Gesinnung. Aber daß Menschenkenntnis und

Lebenserfahrung ihm leider Anlaß genug gaben zu dem bittern Ausruf: „Menschen ihr Hunde! Doch ich schmeichle euch damit!" und dem noch bittereren: „Daß Coleridge mich haßt und schmäht, dem ich Gutes tat, ist ganz in der Ordnung, aber daß Southey mich so unversöhnlich verfolgt, ist mir ein Rätsel, da ich ihm doch nie Wohltaten erwies," wer möchte das verkennen?

Natürlich begann der Entrüstungsrummel daheim von neuem, als die Peitschenhiebe des „Don Juan" herniedersausten. Der Erzbischof von London hielt eine öffentliche Hirtenrede, worin er „das größte Genie des Zeitalters mit tiefem Schmerz als größten Feind der Menschheit" denunzierte. Als Byron sich künstlerisch hinreißen ließ, Züge von Lady Byron als Modell seiner Donna Inez unterzuschieben, erhob sich ein Schimpfgeheul so beleidigender Art, daß Byron eine Erklärung drucken lassen wollte, was er aber wohlweislich unterließ. Sie entging allen Biographen und ist doch so bedeutungsvoll. „Das Hauptereignis in Byrons Leben, von dem der Recensent als entscheidend spricht, war zufällig ein sehr untergeordnetes, nichts als unvermeidliche Folge früherer Vorfälle und Umstände, die lange vor jenem Zeitpunkt lagen. Der letzte Tropfen macht den Kelch überfließen und meiner war schon voll." „Wäre ich je weltklug und selbstisch gewesen, dann hätte sich nie ein Abgrund vor meinen Füßen aufgetan." Er habe einst in der Vergangenheit einen folgenschweren Schritt getan, doch die Wahrheit werde noch eines Tages bekannt werden. Damit wurde freilich die Welt nicht klüger, da selbst die

Nachwelt für jede solche Andeutung taub blieb. Einmal vergaß er sich, als ein näherer Bekannter ihn unvermutet nach den unerklärlichen Gründen der Ehescheidung fragte: „Die Gründe, mein lieber Herr, waren zu einfach, um leicht gefunden zu werden." Wurde Lady Byron zufällig erwähnt, so sprach er von ihr mit liebevollster Anerkennung. Nur zu Anfang der Trennung wagte er, sie seine „moralische Klytemnestra" zu taufen in zürnenden Strophen, als er von ihrer Genesung aus schwerer Krankheit zeitungsweise hörte, ohne daß man vorher für gut fand, ihn mit einem Wort darüber zu unterrichten. Solches Schwanken, wie auch der verbissene Aerger im Inez-Portrait verrät, erklärt sich leicht, da Byron nicht bestimmt wußte, ob seine Frau sein volles Geheimnis kenne, und falls dies nicht der Fall, ihr Betragen allerdings gewissenlos hart gewesen wäre. Später war er wohl unterrichtet, wie es stehe, oder ahnte es mit Gewißheit und da durfte er wahrlich der Unglücklichen nicht zürnen.

Und dann lesen zu müssen, womöglich für alle Folgezeit, daß er überhaupt kein Geheimnis der Vergangenheit besitze, daß er mit dunkeln Andeutungen nur als ein Geck des Leids die Leser mystifiziere! Später nahm sogar Moore keinen Anstoß daran, als er in seiner Biographie Stellen eines früheren Tagebuchs abdruckte, daß die Laravision sich dort als Selbsterlebnis vorgezeichnet findet: „Wie mein Blut gefror! Ich sah sie deutlich, die Tote kam zu mir!" Das steht nun unvermittelt da, als wäre es ein belangloser Scherz. Aber die Tote war ja nicht tot, sie blieb ein lebendes Gespenst.

Als Shelley ihm in Genf Wort für Wort Goethes Faust vorübersetzte, mochte Byron wohl denken, daß auch ihm ein Gretchen sich opferte.

So spann sich dies Leben dem frühen Schlusse zu, glücklich nur im Gefühl triumphierender Geistesgröße und dem Bewußtsein, viele Tränen getrocknet zu haben. „Heut konnte ich zwei Menschen glücklich machen, aber ich schäme mich, daß dies mich selber so glücklich macht. Es war also eitel Egoismus," schrieb der Londoner Jüngling in sein Tagebuch mit der naiven Holdseligkeit einer Güte, für welche Wohltun innerste Natur. „Ich war kein Josef, aber ich habe nie eine Jungfrau zuerst verführt und keinem Liebchen gab ich je so viel, als einem leidenden Mitmenschen," durfte der Mann niederschreiben. Doch die Welt da draußen sah nur einen stolzen, verwöhnten Grandseigneur, den schon in Genf ein armer adliger Versemacher, Alfonse de Lamartine, grimmig aus der Ferne beneidete, ihn für den Ossian einer Hyperkultur hielt und nachher mit lächerlichem Salbadern „Ode an Byron" dem christlichen Mitleid empfahl!

Was Byron in dieser Zeit der heiligen Allianz, der widrigsten Reaktion, für die Menschheit gewesen ist, beredte Zungen haben es gemeldet. Er hatte Napoleon in Heldenverehrung aller freien und kühnen Seelen als Nachfolger abgelöst. Aber daß dieser gewaltige Tyrtäos der Freiheit zugleich der Menschheit ganzen Jammer, den echten Weltschmerz, den so viele ihm nachgeäfft, nur deshalb zum Ausdruck brachte und bringen konnte, weil selbst er alles Seelenleid verborgen litt, das hat noch keiner verstanden.

„Und foltert es mich auch, es soll dies Weh in mir die Zunge finden" (Manfred). „Gram ist ihm Hälfte der Unsterblichkeit" (Kain). „Denn die beherrscht sind vom Unmittelbaren, das sind gewiß in Wort und Tat die Wahren." „Mein Dom sind Meer, Gebirg und Firmament, alles was von dem Urquell ausgegangen, der unsere Seelen soll zurückempfangen." „Lauscht nur dein Herz, Musik ist überall, das All ist nur der Sphären Widerhall" (Don Juan).

— — — — — — — — — — — —

Wieder das rollende Meer. Junker Burun zieht auf Wikingsfahrt wie seine Ahnen, zum Kreuzzug für sein teures Hellas. An der Küste strandet beinahe seine Fregatte, man muß lange festliegen, umlauert von türkischen Schiffen. Sein heiterer, unerschrockener Mut feiert hier wieder Triumphe, die bangen Matrosen führt er allein zur Pflicht zurück. So hatte er einst schon als Junker Harold Bewunderung erregt, als er bei schiffbruchdrohendem Sturm sich in sein Plaid wickelte und auf dem Verdeck ruhig einschlief, da er ja doch nichts nützen könne. Bei den Karbonariputschen bewahrte er mitten unter stetem Drohen von Dolchen und Bajonetten kaltblütigste Ruhe. Diese Heldenhaftigkeit, die sofort in Missolunghi den englischen Obersten Napier und Stanhope militärische Hochachtung einflößte, war um so achtungswerter, als sie lediglich aus seelischer Stärke entsprang und Byron selber mit seiner naiven Offenherzigkeit versicherte, Nervosität mache ihn manchmal zum Hasenfuß und er fürchte sich zu blamieren. Aber man sah von ihm nie anderes als ruhige Tapferkeit und noch im Todesfieber hörte man ihn rufen: „Immer

vorwärts, folgt meinem Beispiel!" Noch stärkeren Eindruck machte auf den Wellington-Veteranen Napier, einen vorzüglichen Soldaten, Byrons überraschende praktische Genialität in militärischer und politischer Hinsicht. Napier schrieb ans Philhellenkomitee, nur Byron verstehe die Griechen richtig, nur er treffe brauchbare kriegerische Vorbereitungen. Ja, nicht mit schwärmerischen Illusionen wie all die andern Philhellenen stürzte dieser kaltblütige Brite sich in den Kampf, die angeblichen Nachkommen der Marathonier flößten ihm wenig menschliche Teilnahme ein und ihr Jubelruf, ihm Hellas' künftige Krone verheißend, ließ ihn kalt. Was ihn zu kommen bewog, war lediglich grundsätzliche Entschlossenheit für jeden Sohn der Freiheit auf Erden.

„Dies allein?" flüsterte die Stimme. „Nicht Ueberdruß und Langeweile und Lebensekel und Sucht nach abenteuernder Aufregung? Der Wunsch, dir selber zu entfliehen, der einst alleine dich zum Dichter machte, trieb er dich nicht auch in dies Heldentum?"

Doch gefaßt und stolz wehrte der Sterbende ab: „Wahr, aber halbwahr, mögen Verleumder es nachher für volle Wahrheit halten! Wenn ich etwas suchte, war's ruhmvollen Tod. Ich ahnte, ich wußte, ich sagte es allen, ich würde nicht lebend wiederkehren. Und von Herzen fühlte und dachte ich: Was bedeutet ein Ich, was bedeuten Millionen Ichs, wo sich's um ewige Güter handelt, um der Menschheit ewige Sache! Ja, was bedeutet das Ich, wenn ein einzelner Strahl, einer edeln Vergangenheit würdig, unverlöschlich an die Zukunft vererbt wird!"

Und sanft billigte die Stimme: „So ist's. Mensch-

liche Schwäche und Eitelkeit, wie dein Leben sie in dir gezüchtet, kroch wie Spinngewebe über dein Inneres fort, doch dies Innere selbst blieb unbesudelt echt und groß, selbstloser Begeisterung fähig und hochherziger Selbstverleugnung. Nun, was willst du mehr? Hier dein Opfertod erhöht deinen Lorbeer zur Martyrkrone und die Menschheit wird dies nimmer vergessen, sieht dich für immer in dieser Glorie gen Himmel gefahren. Du hast's erreicht, was du gewollt, deine Dichtung mit der Tat zu besiegeln.

Gott schütz' die Könige und unsern König!
Wir tun's nicht mehr, drum tu' es Gottes Hand:
Ein kleiner Vogel singt mir wundertönig:
Das Volk gewinnt zuletzt die Oberhand.
Vom Pöbel wie von Königen sollt ihr
Freiwerden, Menschen, so von euch als mir!
Ein heitres Rätsel werde es hinnieden,
Daß man von Thronen ernsthaft je gesprochen,
Wie Hieroglyphenschrift auf Pyramiden,
Wie eine alte Welt aus Mammutknochen.
Vergiß nicht, Nachwelt, wie ich stets bereit war,
Der Wahrheit Zeuge, eh die Welt befreit war!
Krieg schwöre ich in Reden und in Taten,
Jedwedem der befehdet den Gedanken.
Tyrannen, die den freien Geist verraten,
Sie alle fordre ich in meine Schranken.
Besiegen mich zuletzt die Potentaten?
Säh ichs voraus, ich würde doch nicht schwanken.
Offener und grimmer Haß in allen Landen.
Krieg bis aufs Messer allen Sclavenbanden!

Du hast deinen letzten 22. Januar, den Tag deiner Geburt, mit heiligen Versen gefeiert:

Was ungesucht so mancher fand,
Ein Kriegergrab dir einzig frommt.

Schau denn ins Land, nimm deinen Stand,
Die Ruhe kommt.

Es ist vollbracht, die Ruhe kommt. Bist du zufrieden?"

„Nun ja, doch besser wär's gewesen, ich hätte begonnen wie ich jetzt ende: als Häuptling wilder Männer. Was ist ein Poet? Ein Schwätzer. Taten, Taten! Geht nicht durch all mein Dichten ein kriegerischer Zug, durch Fabeln und Gestalten? Wie viel würdiger für mich, meine Fahne ins Feld zu tragen, mich mit der Kunst des Krieges zu befreunden, durch die allein der Freiheit Schlacht gewonnen werden kann!"

„Soldat möchtest du sein, du, der nie gehorchen könnte? Begreifst du nicht, daß dein innerst Sein dem widerstrebt? Höchstens als Feldherr wärst du am Platze, doch man wird nicht Feldherr über Nacht aus dem Stegreif, es sei denn als König. Du aber hassest ja jeden König und jeden Krieg, verabscheust Blutvergießen, hast als bester Pistolenschütz nie auf Lebendes gefeuert, seit du am ambracischen Golf einen Adler getötet. Denn dein liebevoll Mitleid mit jedem Wurm verabscheut Jagd und Angeln nicht minder, und du willst blutiges Handwerk pflegen? Daß Neigung für Kriegerisches dir angeboren, hängt zusammen mit edlerem Kämpfertum als dem rohen der Waffen, du Kämpe, Berserker, Athlet des Geistes. Doch jeder Wunsch aus innerem Drange wird vom gerechten Karma erfüllt und so lerne du nur, o Bewunderer des Halbgotts Napoleon, die Kriegskunst beherrschen, nur anders als du dir's denkst, denn das wahre Wesen gibt auch jeder Wunschverkörperung Form. Nun komm zum Ende!

Also keine Schönheit, keine Amouren — dann beklage dich nicht, wenn Nichterfüllung deiner Leidenschaften dich zu anderen Qualen verdammt — keine Lordschaft und doch bist und bleibst du Aristokrat bis in die Fingerspitzen. Du, dessen plebejische Feinde dich ungezogener Formlosigkeit ziehen, schriebst schon als Jüngling Briefe voll vornehmster Lebensart, Muster eines Edelmannsstils. Als du so freundlich den Amerikaner West auslachtest, der dein Portrait malte und über so schlichte Liebenswürdigkeit heimlich den Kopf schüttelte, da er sich stolzen harten Herrenmenschen geträumt: „Aha, Sie hielten mich für einen viel feineren Kerl?", warst du da nicht erst recht der echte Grandseigneur? Gut, du willst zum Volke herabsteigen, wieder Plebejer werden wie Rousseau, weil Kastenhochmut nur eine Bürde für geistiges Reifen sei — nur wundere dich dann nicht, wenn der eingeborene Grandseigneur in dir sich aufbäumt unter anderen Lasten der niederen Hülle. Und Eltern sollst du haben nach deinem Wunsch voll geistig-moralischer Würde und bis zur Grenze der reiferen Mannheit möge so harmonische Vereinigung dir blühen — doch sieh dich vor, daß sie dir nicht zu unerträglicher Fessel werde, o Selbstherrlicher! Nun, hast du noch andere Wünsche? Auch deines Britentums willst du wohl ledig sein als Quelle vieler Uebel?"

„Und das fragst du noch! Gibt es ein brutaleres, dummstolzeres, gemeindenkenderes Volk als die Briten? England, Stammsitz räuberischer Gewaltsamkeit und perfider Krämerberechnung, Hochburg der Weltausbeutung, ist dies eine Heimat für Dichter? Von der Wiege an ringen zu müssen wider diese verdammte Rasse,

ihre pfäffische Heuchelei, konventionelle Lüge, gecken-hafte Modeuntertänigkeit, bornierte Rechthaberei und Selbstgerechtigkeit und prahlerische Einbildung — o wie viel glücklicher wär' ich nicht geworden als Deutscher! Ja, Deutschland, das stille, bescheidene, träumerische, freigeistige, das ist ein Vaterland für Poeten. Wie be-neid' ich den alten Goethe! Wie wehte sein letzter Gruß mich an, als ich am Kap Leghorn bei widrigem Wind seinen Boten empfing mit dem kleinen Gedicht: ‚Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen!', wie ein Gruß aus reineren Lüften! O die Deutschen allein verstehen und würdigen mich. Universität Leipzig schrieb einen Preis aus für beste Uebersetzung meiner Werke, sie sind dort in aller Händen. Man liebt mich wie einen Landsmann und fürwahr, dort ist die Heimat meiner Seele."

„Dein Wille geschehe! Doch du kennst nicht, was du preisest, ahnst nicht, was du ersehnst. Der britische Philister ist nur ein Bruder des deutschen, britische Pfaffen und Junker findest du in deutschen Professoren und Bureaukraten wieder, britischen Adelstic in ebenso läppischer Ordens- und Titelsucht, kriechendes Snob-tum in noch hündischerer Lakaiengesinnung. Von Goethe verstehen seine Landsleute nur sein schlechteres menschliches Teil, seine reservierte Selbstsuchtkühle, sein servilles Kompromisseln und Paktieren und Katzbuckeln vor äußeren Weltgötzen, sein angebliches realistisches Philister- und Heidentum. Den religiösen Mystiker, der sich sogar seiner Präexistenz zur Zeit Hadrians er-innerte, den hohen Idealisten, deinen nächsten Geistver-wandten, ahnen sie kaum. Des Genius unsterblich Teil

ist immer fremd in seinem Vaterlande. Dich bewundern und begaffen die guten Deutschen, weil du Ausländer bist und Lord. Wärst du in deutschen Gauen geboren, ein armer bürgerlicher Poet, wie würde dich jeder Schulmeister schuhriegeln, jeder Pressebengel verhöhnen, jeder armselige Beamte, Militär, Universitätsspezialist dich als amt- und titellosen ‚Literaten' über die Achsel ansehen — bis du stirbst, denn dir d a n n Standbilder zu setzen und Jubiläen zu feiern ziemt dem teutonischen Idealismus des Volks der Dichter und Denker. Doch du hast trotzdem recht, sie haben gewisse Vorzüge vor Briten und Franzosen, und wer jene beiden genoß, mag ja auch die dritte der leitenden Kulturnationen am eigenen Leibe erproben. Nur zu! Und nicht wahr — wen die Götter lieben, stirbt jung — doch du bist jetzt anderer Meinung und möchtest längere Spanne Zeit dir zugemessen?"

„Nicht jetzt, fürwahr, dies Leben konnte nur jung enden wie heut, ich fühle ehrerbietig die Weisheit der ewigen Mächte. Doch wie vieles Können liegt noch unentladen in mir! Ich möchte künftig Zeit haben zu langer Entwickelung. Nur nicht dies jähe Erschöpfen der Goldminen! Ich beneide den alten Goethe, daß ihm vergönnt ward —"

„Du bist nicht Goethe, vergiß das nicht, sondern ganz anderer Art. Aber dein Wunsch ist berechtigt und sei gewährt. Nun aber wende dich zuletzt noch dem Intimsten zu, was ein Dichterherz im Leben bewegt: der Frauenliebe. Einer Lady Lamb wirst du nie entrinnen, vielleicht siehst du auch Lady Byron wieder, doch weder sie noch deine Italienerin sind deinem Reifen Be-

dürfnis. Hingebende, opferfreudige Liebe, nur sie ist hier das letzte Zauberwort. Nur des Weibes Herz ist sein Genie, dies kann intuitiv mit dem Gemüt das intellektuelle Genie erfassen. Das ist die Brücke zwischen den Söhnen des Himmels und den Töchtern der Erde, wie dein Mysterium ‚Himmel und Erde‘ so glorreich es predigt. Empfandest und fandest du niemals solche Liebe bis in den Tod?"

Der Sterbende erzittert mit den letzten Fasern des Seins. Auf der Ueberfahrt nach Hellas, als Byron fidel und leutselig auf dem Verdeck plauderte und lachte, hatte Trelawney einen bösen Einfall. Der damaligen englischredenden Welt waren Werke und Schicksale des Dichterlords so vertraut, wie heut Goethes Liebesgeschichten deutschen Philologen. Und so wagte Trelawney die Frage, deren Beantwortung Byron schon mehrmals im Leben mit finsterm Zürnen abgelehnt, wenn Neugier seiner Allernächsten sich dazu fortreißen ließ: „Wer war Thyrza?" Antwort: der noch eben so lustige Wiking erhob sich totenblaß, ging mit schwankenden Schritten in die Kajüte, schloß sich ein und erschien zwei Tage nicht mehr auf Deck, unsichtbar für jedermann. Und Trelawney tauschte hierbei mit anderen die Beobachtung aus, daß der Lord seit seiner Abreise von England nie einen andern als einen seltsam geformten, unansehnlichen Ring getragen hat, den er niemals von sich ließ.

Und feierlich sprach die innere Stimme: „Du wirst sie wiedersehen, deine Thyrza. Nicht in körperlosen Himmeln der kirchlichen Sage, sondern leibhaftig in steter Wiedergeburt. Denke daran im künftigen Leben, wann die Stunde naht, und erkenne die Stunde der

Prüfung! Nicht leicht werden wir's dir machen, Mylord Byron, verlaß' dich darauf, doch ich weiß, dein leidgeläutert Gemüt wird die Prüfung bestehen. Du hast verdient, unseliger Uebermensch, daß alles erfüllt werde, was du begehrst. Deiner edeln Taten Karma haftet dir an und wird dich führen zu klarerer Ruhe, reiferem Erkennen. Was du eingebüßt an fieberhaftem Elan, den deine Lebensumstände dir eingeimpft, an monumentaler Größe, die dir dein künftig Leben, genau wie du es willst, nicht mehr gewähren kann, das wird ersetzt durch Neues, wie weder kleiner Rousseau noch größer Byron je geahnt. Als Franzose ein Publizist, als Brite ein Dichter, wie es beiden Rassen genehm, kannst du als Deutscher ein Mittelding werden von beiden in vielseitiger Fülle, wie es der Deutschen umfassendere denkerische Anlage mit sich bringt. Nur aber wähne nicht, du werdest jetzt den Stein der Weisen finden, ein verbrieftes besseres Glück! Sich das Leben zur Hölle machen oder das Leben in Ueberdruß dahinstürmen, wie Rousseau und Byron, scheint wohl schlimmere Last, doch alles im Sinnendasein gleicht sich aus. Ihr beide müßt noch ein Leid durchkosten, das ihr nie erfuhret, vor allem niemals du, für euresgleichen tägliche Folter: blinde Verkennung echter Größe, Uebersehenwerden in buntem Schwarm lärmender Zwerge, unleidlich Mittelmaß äußerer Erfolge, lauwarm, gemischt und echolos verhallend im dröhnenden Tamtam der Histrionen. Ihr beide lebtet in gewaltiger Zeit, jetzt kostet mal ein ödes Leben durch inmitten frech regierender Mammonsbüttel, wo Fuchsinstinkt sich Realistik nennt, wo Geniales nur mit Krämerelle oder

Zwangsjacke von Normalverrückten gemessen, jedes freie Wort geknebelt. Laß sehen, wie euch das schmecken wird! Vorwärts denn, todbereiter Gladiator, wohlauf zu neuem Kampfe! Bestehst du auch ihn, überwindest du eitle Verbitterung und selbstischen Groll über tausendfache Unbill anderer Art, wie du sie nie gespürt, dann steigst du erneut zu höherer Stufe. Und ich Erlösungsuchender mit dir, näherrückend der großen Befreiung, dem Allgefühl des seligen Nirwan. Denn wähne nicht, daß Aenderung der äußeren Bedingung das innere Wesen ändert und das Glück. Das wahre Glück bleibt ewig unabhängig, zu tiefst im Unbewußten liegt sein Schatz, man kann ihn finden unter jedem Schicksal, in jeder Daseinsform. Nun lebewohl, mein Spiegelbild, auf baldig Wiedersehen! Wie ich unsterblich bin, so bist auch du, doch von dem Schatten, der hier Byron hieß, der seine Bühnenrolle für mich spielte, bleibt nur die Schminke übrig, nur ein Name!"

... Die Donner sangen in Lüften das Chillonlied als Requiem: „Der fessellosen Seele Genius, Freiheit, wie leuchtest du auf Kettenerz! Denn deine wahre Heimat ist das Herz in deiner Liebe seligem Genuß."

Und die Blitze zuckten hin wie von Laterna Magica des Unendlichen, und beleuchteten weit aufgerissene Fernen gespenstiger Ahnung, wie das erhabene Traumlied sie schon geschaut:

Zwiefach ist unser Leben, denn der Schlaf
Hat seine eigene Welt, ein Grenzland ist er
Zwischen den Dingen, Tod und Sein mißnannt,
Ein weites Reich von wilder Wirklichkeit . .
Und Träume werden unsrer selbst ein Teil.
Sie ziehn vorbei wie Geister des Vergangnen,

Herold der Ewigkeit, schaun sie uns an.
Sie machen uns zu dem, was wir nicht waren.
Ja, ein Gedanke, selbst ein schlummernder,
Ist in sich selber fähig langer Jahre
Und schrumpft ein Dasein ein zu einer Stunde.

Sein Auge bricht, das so oft den Himmel offen sah. Die Energetik der Elektronen verläßt die zerbrochene Hülle, das Prometheusfeuer erlischt. Doch mächtig stimmen ein Siegeslied an Orkan und Donner, wie ein Echo von seinem Prometheussang:

Und wie ausdauernd widerstand
Dein Geist der undurchdringlich hehre,
Den Himmel und Erde nicht überwand,
So leiht er uns gewaltige Lehre.
Ja, das Verbrechen deiner Werke
War Güte nur, die Not zu lindern,
Die Summe unsrer Qual zu mindern
Durch unsres eignen Geistes Stärke.
So triumphiert, wer Trotz nur bot,
Und so zum Siege wird der Tod.

Des Astrallichts bläulicher Schein ergießt sich über die höhere Ebene, zu welcher körperlos der Befreite empordringt. Wie rauschender Sphärenchor empfängt den Pilger sein eigener Manfredspruch, der aus Tiefen abgründiger Erkenntnis selber das Weltgeheimnis er= riet und beschwor:

Die Seele, die unsterblich ist, vergilt
Sich selbst, was Gutes sie gedacht und Böses.
Ihr Elend und ihr Ende schafft sie selber
Und Zeit und Ort. Ihr eingeborener Sinn,
Wenn er entkleidet dieser Sterblichkeit,
Entlehnt nicht Färbung von den flüchtigen Dingen.
Nein, sie versenkt in Leiden sich und Lust,
Aus der Erkenntnis eignen Werts geboren.

Frühere Tage nahen mit Erinnerung einer Musik, doch ihr Ton ist verändert und feierlich wie wolkiges Grollen sterbenden Donners in fernem Wind. Ein Brausen steigt hernieder, Atma der Gottesodem reißt dich fort weit, weit vom Erdgestad, o Seelenbarke! Die Welten klaffen vor dir auseinander, du wirbelst fort in düstere Furchtbarkeit, dahingeschleudert ohne Mast und Segel. Doch durch der Maja weitzerrissenen Schleier zieht dich das Sternenheer zu sich empor. Vermählt mit deinem überirdischen Ich, verwandelst du dich selber nun zum Stern und winkst von oben, wo die Ewigen wohnen. —

Die Donner rollten, die Stimme schwieg, der Völkerherold hatte zu atmen aufgehört. Und die Welt des Scheins trauerte bang, daß Lord Byron zu den Toten gegangen.

XXVI.

Die Bilder zerrannen, nicht der Trancezustand. In eigentümlichem Halbdunkel zeichneten sich Begriffe mit einer gewissen klaren Nüchternheit ab, wie Riffe und Leuchttürme aus nebelig verschwommenem Meer. Eine Stimme schien zu fragen: Erkennst du den unentrinnbaren, unzerreißlichen Ring? Unzufriedener Selbstling, genieße dein gutes und böses Karma, denn deine Leiden sind Folgen einstigen Uebels in deiner Seele. Trage dein Los, deines Stolzes lange Kreuzigung, dann trägst du sie restlos ab, die einstige Schuld des luciferischen Ich!

... Wieder verschwamm alles, der Trance verflüchtigte sich in Halbtraum, umwogt von sphärischen Tönen wie von unhörbarer Musik. Unbewußt fügten sich Rhythmen zusammen in des Dichters Traumgedanken, ein Traumlied von geliebten Grüften, von einem großen Toten.

Wo sich bläulich im Astralen Erde, Wasser, Luft verwebt, auferſteht ein neues Wesen und ein neues Leben lebt. Als ich starb in wilder Fremde, jung, ein Sänger und ein Held, trauerte an meiner Leiche alle Schönheit einer Welt. Noch erschallt von Meer zu Meere die Fanfare meines Ruhms und mein Name ist die Losung jedes Freiheitheldentums. Das war ich.

Was bin ich heute? Ein Gefangener, ein Knecht. Bin ein Stern, in Nacht versunken, ein Enterbter ohne Recht. Dieses Leben ist verloren, ist wie Spreu im Wind verweht, bis es, neuer Hülle würdig, als mein Rächer aufersteht...

Du kamst zu mir, mein einstig Ebenbild, wie in der alten Glorie vor Zeiten. Ich sah wie Sterne wunderbar und mild dein blaues Auge durch mein Inneres gleiten. Die Nacht war still hoch überm Alpenschnee, wie einst, da du die Stirne durftest baden am melodienreichen Genfer See und an des Mittelmeeres Huldgestaden. Du siehst mich hier in meiner Niedrigkeit, erstickt im Sumpfe unter feisten Zwergen. Wann werde ich befreit, wann naht die Zeit, da wieder wir vereint auf hohen Bergen? Auf deinem schönen Haupte sichtbar lag die Krone, die bestimmt für unseresgleichen, dein junges Sterben war ein Ruhmestag, für immerdar dem Genius ein Zeichen. Du trugest Leid, wie ich es nie erfuhr, doch wie Juwelen strahlten deine Wunden und meine Narben sind von Peitschen nur und meine Kraft ist abgrundtief gebunden. Nun schaue her, ich dulde hier für dich, zerrissen und erdrückt von Zorn und Wehe, es ist ein Fluch, der nimmer von mir weicht, daß nimmer ich an rechter Stelle stehe.

Da lächelte der nie gestorbene Geist: Ich dulde mit in deiner Striemen Blöße. Ich wußte nicht, was tiefstes Leiden heißt: sich selbst verzehren in begrabener Größe. In deinem setze du mein Schicksal fort, um dein Geheimnis mit ins Grab zu nehmen: wir sind nur eins, getrennt nach Zeit und Ort. Doch alles Irdische ist nur ein Schemen...

Leben, Ahnen, Tod, Erinnern — Worte nur nach Menschenart. Doch der Gott in deinem Innern hat sich wortlos offenbart. Mit dem ewig Ursachlosen sich vermählen Raum und Zeit, und der Freiheit schönste Rosen flicht dir die Notwendigkeit.

— — — — — — — — — — — —

Als Geist wieder zu sich kam, lag er in seinem eigenen Bette. Wie er dorthin gelangt, wußte er nicht, wahrscheinlich automatisch in willenlosem Trance. Auf dem Nachttisch neben ihm lag ein Zettel mit englischer Schrift. Er griff ihn auf und las:

„Wenn der Säugling ins Licht blickt, so weiß er nichts vom Ich. Denn dies Bewußtsein ist nur erworbene Eigenschaft durch Assimilieren der Sinneseindrücke. Das Kind sagt ‚es‘, nennt sich in dritter Person. Wann der Mensch zum ersten Male ‚ich‘ sagt, hat er die Stufe irdischer Vernunft erklommen, sieht sich abgesondert von allem Nicht-Ich. Und das ist wohlgetan. Sich als Ich fühlen heißt Erwachen der Erkenntnis, daß man auf Grund besonderer Ahnen und deren gesamter Vergangenheit dies eine besondere Wesen sei. Kontinuität des Ich im langen Leben ist nichts als Erinnerung, logisches Fortspinnen der Vergangenheit. Doch dies Ich bleibt eben nur Selbstvorstellung, hartnäckige Täuschung. Denn nicht, was du als dein irdisches Ich fühlst, ist etwas Besonderes, Abgetrenntes. Dies und dein Bewußtsein sind nur Reflexbewegung der Außenwelt. Was dich trennt vom anderen, liegt tiefversteckt in jenem Grunde, wo gemeinsam alle Menschen ihr gleiches unsterbliches Teil vergruben: im Unbewußten, wo es kein Ich mehr gibt im irdisch mensch-

lichen Sinne vergänglicher Person. Schein und Tod ist die Person, Sein und Leben die Persönlichkeit, wie sie fort und fort schwebt über den Wiedergeburten und sich an ihnen entwickelt. Je näher du aber schreitest dem Allerheiligsten deines Karma, desto ferner entweicht das Ich. Das ist das große Lebensgeheimnis: erst sein Ich erwerben und dann es verlieren. Alles Sehnen und seelische Qualen des Menschen will nichts anderes, als dies geliebte gefundene Ich abstreifen, zum Teufel jagen. Du, o kleinlich selbstsuchttoller Sterblicher, sahst einen Schimmer des transcendentalen Ego, sahst deiner Präexistenzen nächste Vergangenheit. Wirst du daraus lernen? Wirst du begreifen, warum dein Leben so sein muß und so nur sein kann und anders nicht? Lebewohl, wir sehen uns niemals wieder. Mein Segen geleite dich, denn nicht so fern wie anderen Verblendeten und Verstockten ist dir Dhamma, das hohe Heil. In deiner Todesstunde denke an mich, mein Sinnen wird bei dir sein. Dann werden wir schauen, ob du würdig gelebt gemäß der Erkenntnis und ob du dir Bahn gebrochen zu reinerem Karma. Noch einmal, mein Sohn, lebe wohl und die Herren von Leben und Tod mögen dir gnädig sein!"

Geist saß eine Weile schweigend, dann gähnte er, steckte sich eine Zigarre an und schrieb eine grobe, bissige Polemik gegen einen Zeitungsschreiber, der ihm kritisch in die Suppe spuckte. Dies war der gedeihliche Einfluß der Offenbarung.

— — — — — — — — — — — —

Eines Morgens erhielt er folgenden Rohrpostbrief: „Kommen Sie doch morgen früh in meine Wohnung!

Sie werden mich allerdings nicht mehr lebend finden. Ich war in letzter Zeit sehr leidend und es ging mir auch sonst miserabel. Na, nun ist es bald zu Ende. Gut so! Wollte Sie nicht mit meinen untergeordneten Angelegenheiten belästigen. Was liegt daran! Ein Mensch weniger! Ich suche jetzt das große Vielleicht. Ob Ihr Glaube richtig sei, woran ich zweifle, werde ich ja nun erproben. Wiedergeburt? Nochmals dies nutzlose Dasein abhaspeln? Uebermenschen gibt's nicht und wird's nie geben, Mensch sein aber ist jämmerlich. Frühere Generationen durften sich noch mit irgend welchen Idealen trösten, wir heutigen haben keine. Kunst ist nur angenehme Täuschung, Freiheitbegriff ein Phantom. Wie naiv glücklich die Sozialisten, die ihren Blödsinn ernst nehmen! Leider nur wenige, sonst ja auch nur bloße Magenfrage von Neid und Gier. Hunger und sogenannte Liebe — nun, ich habe kaum mehr was, um beides zu stillen, und von der Liebe habe ich ohnehin genug. Leben Sie wohl! Ich weiß, Sie behalten mich in gutem Andenken, und seien Sie versichert, daß ich Ihrer in der Todesstunde gedenke. Ihr alter Zecconi."

.... Schon einmal hatte Geist eine ähnliche letzte Botschaft empfangen, von einem alten italienischen Professor im Kanton Tessin, ehe er sich ersäufte aus reinem Lebensüberdruß. Selbstmord ist das letzte logische Wort des modernen Menschen. Als er in das Schlafzimmer stürzte, wo der Tote lag, platzte er in gellen Krakehl hinein. Wie zwei Furien standen zwei Frauenzimmer an jeder Seite des Betts sich gegenüber. In der einen erkannte er die einstige Gattin, in der andern die junge Dame, mit der Zecconi ein Verhält-

nis unterhielt und die er „ein gutes, unschuldiges Kind“ nannte.

„Du verdammte Dirne!“ schrie Frau Zecconi. „Ich habe ihn nicht gut behandelt, weiß Gott, aber jetzt, wo er so still daliegt, tut's mir im Herzen weh. Ich habe ihn wenigstens nicht ausgeplündert wie du! Mach, daß du fortkommst, oder ich lasse dich hinauswerfen! Ich nehme mein Recht als angetraute Frau, mag ich sonst sein, was ich will. Du hast hier nichts zu suchen und wozu auch? Er kann dir nichts mehr schenken, der arme Tropf! Gottedoch, sind die Männer dumm! Um so ein niedliches Saustück wie dich —“

Die andere kreischte zwar fortwährend dazwischen mit verzerrtem, erdfahlem Gesicht und bösem Augenzwinkern, das gute, unschuldige Kind. Aber gegen den Redestrom der famosen Signora Landsmännin, die wie eine gereizte Löwin die Leiche zu verteidigen schien, war gar nicht aufzukommen. Ein Bekannter, der Geist stumm grüßte, stand dabei mit verschränkten Armen. Frau Zecconi schrie Geist an: „Ah, da sind Sie! Sagen Sie doch der Person, sie soll sich zum Teufel scheren, sonst vergreife ich mich an ihr. Sie will wohl erben oder so was, hahaha, hier gibt's leider nichts mehr, das ist ihr Kummer. Nicht einen Groschen mehr im Kasten, sie hat ihn glatt ausgeplündert. Weiß Gott, wenn's was zu erben gäbe, ich rührte keinen Finger danach. Aber wenigstens hab' ich das Recht, den armen Kerl auf meine Kosten ins Grab zu legen.“

Geist sah sie ernst an. „Ich sehe schon, das ehrt Sie. — Hm, meine Dame, als Freund des Verstorbenen glaube ich wirklich, Sie müssen hier das Feld

räumen. Oder möchten Sie vielleicht zu den Beerdigungskosten beitragen?"

Diese Drohung machte auf das gute, unschuldige Kind entschieden Eindruck. Sie schluchzte ein weniges, kreischte aber dann: „Mein Herr, ich kenne Sie gar nicht. Für diese Beleidigungen werden meine Verwandten Rechenschaft fordern. Ich bin eine geborene v. Zuckelwitz."

„Seht mal! Und ich bin eine geborene v. Borsdörffl! Was die Person sich für Airs gibt!"

„Ah, so haben wir ja den ganzen hohen Adel beisammen," bestätigte Geist gravitätisch. „Ihre Verwandten, meine Gnädige, werden mir sicher gern die Frage beantworten, weshalb Sie, eine junge, feine Dame aus adeligem Hause, im Schlafzimmer eines fremden Herrn Ihr Heim aufschlagen. Für jetzt bitte ich um schleunige Entfernung! Man kann nie wissen, ob die Toten nicht im Astralleib es schmerzlich empfinden, wenn Leute, deren Anblick ihnen Pein verursacht, ihre Leiche belästigen. Ich habe die Ehre!"

Die Donna verschwand mit wuterfülltem Blick. Eine skandalöse Geschichte kam heraus, wobei Frau Zecconi und der gemeinsame Bekannte abwechselnd berichteten. Die adelige Maitresse spürte eines Tages angeblich das unbezwingliche Bedürfnis, sich persönlich mit der adeligen Ehefrau über die schwebende Scheidungsfrage zu bereden, d. h. nach Rom zu reisen, wofür sie dem armen Zecconi eine übermäßige Summe abpreßte. Erschien auch wirklich bei der adeligen Zirkusdame in Rom und wurde zur Tür hinausgeworfen.

„Ich werde mich doch nicht mit solcher Bagage gemein machen!“ betonte die geb. v. Borsdörffl kraftvoll. „Ein paar falsche Haare hab' ich ihr ausgerissen, damit sie doch ein Andenken an mich nach Hause brachte!“ Es mochte eine liebliche Szene gewesen sein. Seither empfing Zecconi von dem guten, unschuldigen Kind nur immer gute, unschuldige Briefe, daß sie noch nicht zurückkommen könne, daß übrigens Rom sehr teuer sei und er doch Geld schicken möge. Dann bekam er eines schönen Morgens ein Briefchen seiner ehemaligen Frau:

„Du Narr! Das Luder, das Du Dir aufgelesen hast, verputzt hier Dein Geld mit andern Liebhabern. Wenn Du mir nicht glauben magst, frag' Deine Römer Freunde!“ Und die Freunde hatten sich nicht lumpen lassen, sondern mit dem edeln Eifer der Freundschaft, wenn man böse Nachrichten rotangestrichen übersenden kann, ihn brühwarm auf dem Laufenden erhalten. Während dessen fielen ihm Mutter und sonstige Familie des guten, unschuldigen Kindes auf die Tasche. Als Kennzeichen, wie es damit stehe, erzählte er mal seinem Bekannten, der einst sein Trauzeuge gewesen, in heller Entrüstung: Neulich habe er fünfzig Flaschen geschickt, damit er doch wenigstens, wenn er komme, anständige Bewirtung finde; als er aber kam, setzte man ihm eine Flasche Tivolibier (zehn Reichspfennig) und ein faules Ei als Labsal vor. Natürlich! Solche Ehre, mit einer adeligen Familie intim zu verkehren, kann nicht teuer genug bezahlt werden.

„Ach, daß du nicht adlig bist!“ seufzte immer das gute, unschuldige Kind und brachte den armen Kerl so herunter, daß er behauptete, einen erloschenen Grafen-

titel zu besitzen, wohl vom Erzvater Abraham. Sie drängelte so lange, bis er versprach, in der Sache Schritte zu tun und sich an den Grafen Lanza zu wenden, also sich unsterblich lächerlich zu machen. Erst als ihr jedes Bargeld ausging und er drohte, ihr nicht mehr die Rückreise zu bezahlen, kam die Holde über die Alpen zurückgeflogen. Doch auf ihren Fersen wie ein Rachedämon folgte ihr die noch holdere Alma, mit Beweisstücken in der glaceebehandschuhten Rechten. Nachdem Zecconi, seit lange heimlich an Herzschwäche leidend, einen schweren Anfall erlitt, der ihn aufs Krankenlager warf, verbot er zwar Alma seine Tür, behielt aber ihre Beweise, und da alles Lügen sich umsonst erwies, entpuppte sich die liebenswürdige Marie v. Zuckelwitz in ihrer ganzen Unschuld. Ihre giftigen, frechen Reden bis tief in die Nacht hinein, am Vorabend seines Todes, gaben ihm den Rest. Der befreundete Arzt konstatierte Herzlähmung, doch das täuschte niemanden. Wahrscheinlich Opium. — Er mußte auf gemeinsame Kosten beerdigt werden. Sein letztes bares Geld hatte er dem guten ‚unschuldigen Kind ins Gesicht geworfen.

„O die Weiber, die Weiber!“ jammerte der gemeinsame Bekannte, als sie den Toten verließen. Bei diesem blieb die merkwürdige Alma zurück: „Ich will beten. Sie mögen lachen und denken, was Sie wollen, ich will beten.“ —

Geist schüttelte den Kopf. „Ich gehe da nicht mit. Solche Bestien wie dies ‚gute, unschuldige Kind‘ findet man unter Männern in Masse, fast als Regel. Wie kommen wir dazu, bei einer Frau es so viel schlimmer zu beurteilen? Steckt uns noch der alte Marienkultus

im Blute, daß das Weib ein Muster aller Reinheit und Güte sei oder wenigstens sein solle? Wieso denn? Wäre es das, würde es wohl nicht solche Männer gebären, die doch meist Muster aller Unreinheit und Selbstsucht sind. Und umgekehrt, sind solche Männer nicht die Väter der Frauen und vererben ihnen daher all ihre eigenen schlechten Eigenschaften?"

„Bah, ich halt' es mit Weininger: ‚Der schlechteste Mann ist immer noch mehr wert als die beste Frau,'" brummte der andere.

„Diesen Blödsinn kann man Weiningers Jugend verzeihen, die weder Männer noch Frauen kannte. Ideologische Paranoia. ‚Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan'. Dies tiefsinnige Wort bezieht sich auf das Mutterelement der Schöpfung und das Weibliche im genialen Manne; denn wer geistig gebärt, wird hiermit weiblich. Wer es wörtlich auf jedes Durchschnittsweib bezieht, muß natürlich in Enttäuschung fallen. Doch Weibliches zieht nur den hinab, dessen eigene niedere Art dazu prädestiniert."

„Ich dachte, Sie hielten Zecconi für eine vornehme Natur. Da haben Sie doch ein Beispiel."

„Eine vornehme, aber schwache und haltlos frivole Natur, unfähig zu wahrem, männlichem Idealismus, obschon mit Antrieb zum Höheren. Weil etwas in ihm selber solchen Weibern entsprach, fiel er in ihre Schlingen. Damit blieb er freilich immer noch hocherhaben über den Durchschnittsmann. Vornehme Naturen, selbst schwächlich gebrochene, sind so selten. Er hatte ein Herz, er wollte und mußte lieben."

„Deshalb auch seine Anhänglichkeit an Sie, nicht

wahr? Er sprach bis zuletzt immer von Ihnen mit so viel Wärme, ganz erstaunlich, denn er war doch sonst zurückhaltend und kühl, ganz der Weltmann."

„Sehr richtig! Doch diese Anhänglichkeit hätte ich auf keine ernste Probe stellen mögen. Freundschaft ist bei Männern nur eine Fable Convenue. Männer und Frauen faseln übereinstimmend, daß Frauen unter sich keine Freundschaft kennten. Auch so eine traditionelle Legende! Bei Eifersucht, handle es sich um Weib oder Ehrgeiz, hält keine männliche Freundschaft Stich. Ueberhaupt haben die Männer alle Fehler der Frauen — nur daß die Eitelkeit bei ihnen sich nicht nur auf den Spiegel richtet — und keine ihrer Tugenden. Blicken Sie doch in die ganze Schöpfung! Ueberall steht das Weibchen hoch überm Männchen. Bienen und Ameisen, die höchsten Ideale des Staatssozialismus, sind weiblich. Wir sagen ‚das Pferd' und meinen dabei stets nur die Stute. ‚Schwachheit, dein Name ist Weib!' hätte Shakespeare dies als eigene Weisheit ausgekramt, müßte man an ihm irre werden. Doch nur Hamlet spricht so, der freilich viel treffender übertreibt: ‚Wir Männer sind alle Schurken, trau' keinem von uns!' Und den Spruch ‚Toujours femme varie' kann nur ein Trottel äußern, denn wer ist wankelmütiger als der Mann!"

Der andere sah ihn erstaunt an. „Na nu, Sie ein Frauenlob? So viel Galanterie hätte ich von Ihnen am wenigsten erwartet."

„Lassen Sie doch das dumme Wort Galanterie! Im Französischen bedeutet es ganz was anders, als wie wir Deutschen es anwenden, hat den richtigen erotischen

Beigeschmack! Denn Süßholzraspeln ist Herablassung des Sultans an die Sklavin. Der Naturtrieb muß ja leider die Frauen verblenden, sonst würden sie ihre schlimmsten Feinde in den Ladies-Men erkennen. Daß ein so junger Bursch wie Weininger Weiber haßt, ist an und für sich ein gutes Zeichen. Wer in der Jugend die Frauen anschwärmt, ist entweder ein dummer Junge oder ein Liebschaftenjäger. Wahre Verehrer der Frauen sind nur reife Männer, die aus Lebenserfahrung wissen, was sie ethisch von Männern und Frauen zu halten haben. Die Fehler der Frauen, abhängig schon durch die Natur und noch mehr durch die vom männlichen Egoismus geschaffene Gesellschaft, verdienen weit mehr Nachsicht, als die Charakterlosigkeit der Männer, ihre Tugenden aber volle Verehrung. Nur so wird ein Frauengeschlecht allmählich entstehen, das wirklich Verbesserung der Rasse bewirkt, was ja nur vom Weibe abhängt. Die erotische und Frauenfrage ist die wichtigste von allen, ein künftiges Geschlecht wird darin weiter sein... Was nun unsern toten Freund betrifft, so war er seiner wahren Natur nach ein vornehmer Genüßling, wahrscheinlich früher ein venezianischer Nobile der Renaissance, ein Kunstmäcen als Grandseigneur. Sein jetziges unerfreuliches Leben war wohl Buße, sein Leiden wird Läuterung sein für künftiges Leben."

„Ach so! Jetzt wird's theosophisch-metaphysisch! Weiß schon!" lächelte der andere. „Dann war er also früher k e i n Jude?! Ist mir als Juden sehr interessant. Pardon, doch wie können Sie dann antisemitisch denken? Was schützt z. B. Sie selbst davor, als Strafe

für Ihre sogenannten Sünden — falls Sie welche begingen — Jude zu werden, um in Ihrem Sinne zu denken, oder umgekehrt als Belohnung für Ihre Verdienste, wie ein fanatischer Jude urteilen würde? Dann ist doch die ganze Rassentheorie ein Schwindel."

Geist blieb stehen und sah den andern überrascht an. „Wahrhaftig, Sie haben recht. Sowie Theosophie nicht Männer und Frauen kennt, sondern nur Seelen — denn warum soll ein Mann nicht als Frau wiedergeboren werden und vice versa? —, so darf sie auch keine Verschiedenheit der Rassen transcendental anerkennen. Sehr möglich, daß ein deutscher Prinz von hundert Ahnen als Jude wiedergeboren würde, gradeso wie ein größenwahnsinniger Gottesgnadenkönig als sozialdemokratischer Arbeiter! Man könnte annehmen, daß alle materialistisch verknoteten antiideellen Gemüter, welchen Volkes auch immer, ins Judentum hineingeboren werden oder alle höheren heldenhaften Naturen, und seien sie Malayen gewesen, ins Indogermanentum. Vielleicht wandeln Heine und Lassalle heut als Urgermanen dahin oder als Inder, wohin Heine auf Flügeln des Gesanges sich nach der Lotosblume gesehnt. Ist's denn Zufall, daß alles Giftigste, was über diese genialen und von so wahrer Deutschlandliebe erfüllten Juden persönlich gesagt, von Juden ausging, daß Lassalle seufzte: ‚Nichts hasse ich so sehr, als Juden und Literaten, leider bin ich beides,' daß Marx den Mammon die einzige Religion der Juden nannte, daß der jüdische Idealist Weininger dem Judentum grimmigste Fehde ansagte? Wird solche Selbstbefreiung nicht belohnt werden von der Karma ewiger

Gerechtigkeit? Das wäre wundervolle transcendentale Evolution im Kampf von Ormuz und Ariman."

Der andere sah ihn dumm an und biß sich auf die Lippen, um nicht hell aufzulachen. In den hartköpfigen Judenschädel geht Metaphysik nun mal nicht hinein. Wenn die Juden sich Mühe gäben, triftige Argumente zu finden, müßten sie selber von ihrem kindischen Aberglauben eines „auserwählten Volkes" sich lossagen und darauf verweisen, daß es eine reinsemitische spezifische Judenrasse gar nicht gibt, weil nicht nur die Galiläer möglichenfalls Arier waren, sondern später viele Griechen in Aegypten oder Slaven in Südrußland die mosaische Religion annahmen, demnach eine Masse Arier als angebliche Juden sich fortsetzten. Natürlich ist dies Argument zweischneidig, denn mit angeblicher Rassereinheit der Juden als eines auserwählten Volkes ist's dann vorbei. Darum paßt diese einzige vernünftige Widerlegung des äußerlichen Rassenhasses den Juden selber nicht in den Kram. Also Unwissenheit, Aberglauben, Intoleranz und Selbstüberhebung auf beiden Seiten.

... Vom jüdischen Kirchhof in Weißensee, wo Zecconi beerdigt, fuhr Geist in finsterem Sinnen weit nach dem Westen hinaus. Er empfand ein unbezwingliches Bedürfnis, das Grab seines Vaters zu besuchen, als sei dies letzte Heimstätte für selbstverbannte Einsamkeit.

Venus Vulgivaga, Tannhäuserfluch ... doch selbst der letzte Surrogatbehelf, Venus Urania, Beatrice Dantes, hatte ihm nichts zu sagen. Metaphysik der Liebe?

Ihr lang entschwundenen, an die ich denke,
Wo weilt ihr heut, ihr einst geliebten Frauen?

Ist mir so ganz Erinnerung zerronnen?
Daß ich umsonst mir diese Stunde schenke,
In der Vergangenheit getrübten Bronnen,
Den halbverschütteten, hinabzuschauen?

Ist dieses Leuchten, das wir Liebe nennen,
Nur kalter Starrheit narrheitkrampfig Dehnen,
Stumpfheit im Enden, Dumpfheit im Beginnen?
Des Selbstverzehrens und Begehrens Brennen,
Begeisternd und bemeisternd in den Sinnen,
Befeuert es, beteuert edles Sehnen?

O Herenkessel, Fessel tief im Innern,
Wo die Begier nicht zu Besitz erwarmte!
O sklavereigeborner Lustverfechter! —
Ihr, die nicht Liebesreigen mir umarmte,
Bleibt mir zu eigen nur als Traumerinnern,
Verschwistert unvergeßlich Knecht und Knechter.

Die Berge schauten weiß und still hernieder,
Es duftete das Gras am grünen Rain,
Die Amsel sang den Blumen Abendlieder,
Und du warst mein.

Bald welken hier die Veilchen und Syringen,
Bald kost der Schmetterling im Sonnenschein
Um Kelche, die voll Perlentropfen hingen,
Doch du warst mein.

Verstohlen müssen wir im Schatten wandern,
Von Abschied säuselt hier der Eichenhain.
Wo wir geträumt, da lärmen einst die andern.
Doch du warst mein.

Und trocknet auch der Blumentau wie Zähren
Sehnsüchtig wonnevoller Liebespein,
Uns strahlt ein Licht aus erdenfernen Sphären,
Denn du warst mein.

Mein blonder Falke, mein schlankes Reh,
Wir streifen einsam im tiefen Walde.
Einst deckt uns beide der Winterschnee
Auf kahler Kirchhofhalde.

Noch aber leben wir, noch braust
Das Blut in unsern feurigen Adern.
Die Burg, drin unsre Liebe haust,
Ragt noch mit festen Quadern.

Prinzessin, mich leitet empor zu dir
Deiner Anmut leuchtende Marmortreppe.
Wie eine Kette umschlingt mich hier
Deiner Anmut seidene Schleppe.

Ich kniee vor dir, dein treuer Vasall.
Wir jagen allein im stillen Walde.
Ein Elfhorn tutet mit Wunderschall:
Balde, balde, balde!

Ein schwüles Duften wie Jasmin haucht mir von deinem Mund entgegen,
Und dieser Duft geleitet mich für immer auf geheimen Wegen.
Wer unter rankendem Jasmin betäubt entschlummert in der Laube,
Den trifft ein todesschwerer Schlaf, als ob er ihm den Odem raube.
Mein bleicher, blühender Jasmin, du bist mein Tod und bist mein Leben.
O könnt' ich schlummern immerfort, von deinem weichen Duft umgeben!

Er kannte „toute la lyre", die ganze Skala, und die törichte Phrase von der Sphinxnatur des Weibes gab ihm niemals Rätsel auf. Ach, er war zu einer höheren Liebe geboren, zu imperatorischer Menschheit-

liebe, zu liebendem Heldentum für eine große Sache. Daß ihm jede Betätigung hierzu versagt, war seines Daseins eigentlicher Fluch.

Muß es denn sein, daß man dies klägliche Dasein bis zu Ende trägt, sich knirschend seinem Karma unterwirft? Meldet nicht tibetanische Sage, daß auch ein als Sterblicher reincarnierter Mahatma-Buddha seine Degradierung nicht länger dulden wollte und das Fleischgewand gewaltsam abwarf? Hat der moderne Mensch so unrecht, wenn ihm wie Nietzsche in qualvollen Nächten der Gedanke an Selbstmord einen letzten Trost gewährt?

Indem Geist so finster vor sich hin sann, ließ er sich auf der kleinen Steinbank innerhalb des Begräbnisplatzes nieder. Auf diese Bank von Stein wollte er sich setzen, als wolle er niemals wieder aufstehen, nicht gemütlich träumend wie Walter v. d. Vogelweide, der setzte sich auf einen Stein und schlug ein Bein wohl übers Bein. An quikender Maschinenkurbel literarischer Handelsbeflissenen mitzudrehen, o feiger Kompromiß der Martyrologie! Marionetten für Daseinsprozesse, drahtlose Telegraphie, die Entferntes zusammenfunkt, o Weltgeschichte, Nennwort für Weltunsinn!

Nu, wenn schon! Vor dem All bist du weniger als Null, ja wahrlich minus Null!

Mit bitterem Ergötzen gedachte er eines Münchener Abends, wo sein greiser Intimus, der dichtende und malende Oberst, wie angewurzelt vor dem Hofbräuhaus stehen blieb, Falkenauge und Habichtsnase zum Abendhimmel emporstreckte und mit gesträubtem Schnurrbart knurrte: „Haben Sie heut gelesen von den neuen

Sonnennebeln? Unsere liebe Sonne auch nur so eine von vielen Sonnen, ein inferiores Talglicht in der großen Heizmaschine! Ja, was sind denn wir? Das ist zum Verrücktwerden. Im Grunde bleibt nur eine Logik: sich eine Kugel vor den Kopf schießen!"

„Sehr richtig oder gemütlich zum Töppchen Bier wandern, wie wir!" hatte er gelassen gelächelt. „Dies fidele Gefängnis hat halt seine eigenen Dienstregeln."

Ja, aber der Alkohol taugt auch nichts, erschwert nur das Lebensübel. Und wen die Logik des Töppchens Bier nicht mehr tröstet, sollte den nicht wirklich die Logik der Pistole locken?

Die Erde schläfert leise und ich, ich suche Ruh, mir und der müden Sonne fallen die Augen zu. Was rollt ohn Ende die Erde durch rollende Aetherflut? Nur den wiegt feste Ruhe, wer unter der Erde ruht.

Wie unsäglich kindisch erschien ihm jetzt sein Größegefühl, wie widerlich seine selbstbespiegelnde Analyse des werten Ich! Im All sich aufzulösen wäre das einzige anständige Größegefühl, nur der Sterbende ist ein Höhenmensch, jeder Lebende ein eilter Wurm. Wer nichts liebt, nicht mal sich selber, wer nichts hofft, nicht mal ein Jenseits, wer nichts glaubt, nicht mal seine eigene Metaphysik, bleibt dem noch andere Auswahl als der Tod? —

Geist erhob sich mit einem Entschluß. In Größe sterben, wo ist dafür die richtige Bühne? Das Meer, das Meer! Das einst so geliebte, so lange entbehrte. Zum Meere sehn' ich mich hin, zum Meere! Thalatta, Thalatta! Verschwinden für immer in der heiligen Salzflut!...

O unbeschreiblicher Ekel des Jahrmarkts geistiger Tandelware und tamtamlärmender Schaubuden!

... Ob ein pensionsberechtigter Hoftheaterdirektor sich hinterlistig gezähmt als knurrender Bullenbeißer über die Glatze streicht, gekrönt von Schlafzipfelmütze des deutschen Nationalheiligen Michel Schlendrian, und in Bierflecken auf angeblätterten Manuskripten unglücklicher Dichter die Löwenklaue verrät, oder ob ein kritischer Salonprofessor mit hochnotpeinlicher scharfer Frage literarischen Missetätern zusetzt bis an ihr unseliges Ende und den armen Blinden als ästhetischer Augenarzt den Star sticht, — immer nur Blendung für Outsider, Klüngel, Schwindel! Welcher Magenbitter für schlechte literarische Verdauung, dies Schiller-Jubiläum! Eine hysterische Jungfrau, die bei Orleans wirkte, ein Infanterist von Spanien als liberaler Kronprinz, ein k. k. Feldzeugmeister, der Dank vom Hause Habsburg erwartet, die Auflehnung biederer Schwyzer gegen rechtmäßige k. k. Obrigkeit — wie würde man derlei heut von heiligen Hallen fernhalten! Da lobt man sich eher die Grillparzerrolle: ein treuer Diener seines Herrn. Was sollen uns solche ollen Scharteken aus Modergrüften! Dann noch eher Handeln mit alten englischen Hosen, die ein paar literarische Schacherjuden hübsch neu gebürstet und gewendet haben. Und wenn heut ein Schiller Redivivus etwa ein großes soziales Drama verbräche ‚Viel Kabale und wenig Liebe‘, so würden jene unmittelbar aus Abrahams Schoß entsprungenen Brahminen der Kunsttempel mit gnädig hängender Unterlippe und pipsenden Fisteltönen eines schwindsüchtigen Papageis belehren,

daß so naive Marotten mit der Kleinarbeit des genialen Dialektikers schlesischer Dialekte nichts gemein haben. ‚Schön ist häßlich, häßlich schön‘, freilich läßt der Altmeister nur Truggeister so singen, doch heut ist ja die Muse selber eine Macbethsche Hexe. Was, soziale Dramen gegen jüdischen oder nichtjüdischen Kapitalismus? Waihgeschrien! Die wahre Liebe ist das nicht, der wahre Liberalismus. Und wollte einer gar wie Schiller Hofmarschälle, Präsidenten, Fürstenmaitressen despektierlich auf die Bühne bringen, wehe ihm! Freilich, läßt man sich erst Totenschein als Klassiker ausstellen! Man muß Dichtern den dringenden Rat geben, sich erst totzuschießen, dann is det Jeschäft schon richtig. Jubiläumsfeiern bis zum Erbrechen und die allerschönsten Reden — nach dem Tode, nie ohne dieses. Als Student ist man Schillerhasser, dann schreibt man einträgliche Schillerbiographie. Im übrigen verdirbt man sich den Magen mit oberschlesischen Schnapsbrüdern, zerbricht sich die Zunge an Weberdialekten, wandelt unter lauter Untermenschen und hysterischen Weibern in Hosen und Unterhosen und nennt dies die Moderne, als ob derlei Kleinkram nicht ebensogut unter Sesostris und Xerres hätte passieren können. Das wirklich Moderne spürt man, wenn man in „Nora“ freigeistige Schicksale der Gräfin Montignoso mitempfindet, und wenn man die Buchstaben in „Nora“ rückwärts liest, so heißt es Aron. Dagegen ist Bismarck so gut wie Bebel schnuppe für moderne Kunst. Sei'n Sie so gut und behelligen Sie uns nicht mit geschwollenen Gedanken und Gefühlen wirklich moderner Konflikte. Wir stehlen silberne Löffel sittlicher Werte,

wagen den Pranger vor gesundem deutschem Gefühl, das Laster erbricht sich und die Tugend setzt sich nicht mal zu Tisch. Und wer wider Kotzebues Geist, den man bei Philippi wiedersieht, den Geist des Herakles beschwört, den tut man in den großen Bann. Vorwärts, Schilleridealisten! Durch Subskription bei Gebrüder Mendelssohn für Volksschillerfamilienpreise wird das Jahrhundert unserm Ideal nun reif. Schauen wir uns um in Gottes herrlicher Natur, überall blüht frei und munter echtdeutsche Aesthetik mit der Freiheit, die wir meinen. Und Schiller Redivivus kann sich aufhängen im auserwählten Volk der Denker und Dichter.

Zeigt sich mal flaue Tendenz in Aktien des Kliquenrings, droht Panik auf dem Spekulationsmarkt und zieht Publikus seine Depositen in Reklamewerten zurück — o dann, Mitbürger, Freunde, Römer, hört mich an! Dann halten wir Oberschulmeister die Aktien doch noch über Pari, indem wir Auslandsstimme als Gottesstimme mobilisieren. Made in Germany, ist's die Möglichkeit! Pears Soap erfreut sich verdienten Weltrufs, und wenn Briten 'was manschen, sind sie sicher nicht die Eingeseiften. Business for ever, wie werden Oxforder Universitätsesel nicht deutschen Kollegen die Hände waschen! Da geht ihnen eine Diogeneslaterne auf oder, populär gesprochen, ein Seifensieder. Mr. Hoopmán, Hootmán, Hautmán oder wie der verdammte Foreigner nun heißt, muß herhalten, um ihre internationale Gerechtigkeit, Friedensliebe, Völkerfreundschaft zu demonstrieren. Patriotische Spekulation mit Nationalseife, der deutsche Michel wird ein-

geseift, indem man einen von deutschen Kollegenkliquen ans Herz gelegten Ehrendoktorhut auf den Schädel eines Beliebigen stülpt, von dem natürlich kein Orforder je eine Zeile las. Auf dies Englisch-Latein der Rektorrede stammelt der erkürte Laureatus dann: „Ich — ich — ich" und Chorus kichert ihm nach: Ochs fort! Shakespeares Geist dreht sich im Grabe um: „O Narr, ich werde rasend!" „Ziegen und Affen!" und der Geist Giordanos hat die Ochsen von Orford, diese Wiederkäuer des Brotstudiums, umsonst im „Aschermittwochsmahl" satirisch geschlachtet. Dem Großen, den sein Vaterland verstieß, verweigerten sie Heimatsrecht, den fremden Lügenpropheten schließen sie an den Busen der Alma Mater. Wann wäre je aus diesen Professorenseelen anderes zu erwarten, als Nachstammeln eines verbildeten Schwindels! Erst wenn Giordanos „Austreibung der triumphierenden Bestie" wahr würde, könnte die Parole tönen für allen Schwindel: Ochs fort!

O diese Preisverschworenen, Hauptmanager des Klüngels mit Fakultätendiplom! Wen der Schuh drückt, ruft den Schuster, nicht einen Historiker der Stiefelkunde, der eine Vorlesung hält, wie man in Babylon Stiefel wichste. Doch für Kulturphilister ist der Universitätskatheder da, um zu erfahren, wo uns literarisch der Schuh drückt.

O das Satirspiel der Berlin-Wiener Cohncordia mit lauter handelnden Handelsjuden und nichthandelnden Teutschen! Unterstützt von allerlei fleischfarbenen und monumentalen Kallen Lauerberg mit stolzem Nasenturm, so gen Damaskus schauet! Schier dreißig Jahre

sind sie alt, haben manchen Sturm erlebt. O stille Liebe für Renommierchristen auf gegenseitige Kündigung, denen man die Salonreklamecour schneidet, damit sie guter Hoffnung werden! Diese Hoffnung wird nicht zu Schanden, dieser Sektkelch geht nicht vorüber, in diesem Treibhaus des Tiergartenruhms watscheln die letzten überzähligen Musen und der Weg zum Parnaß geht nur über ihren Leib. Pfui wie schön, nicht über Leichen! wir sind sehr lebendig und obendrein vom Stamm Nimm für germanische Hausсklaven. Auf Genie steht ja sonst Todesstrafe, lebenslängliches Totschweigen, oder Einzelhaft als Boykottierter, doch wenn die Lauerbergs auf Berühmtheitsfang und Modegründung eines Ramschbazars und Warenhauses für geistige Werte erpicht, wird von bestochenen Richtern vor geheimen Anwälten auf lebenslängliche Freisprechung erkannt: dieser Erwählte ist unsterblich, so lange er lebt! Anteilscheine bei solcher Gründung sehr begehrt. O selig, auf wen das Taschentuch der Sultanin fällt, der Neusten und Freisten Presse! O selig, ein Kind noch zu sein, Parcival der reine Tor, der germanische Bär, dem man einen Schottenring durch die Nase zieht, die immer länger wird! Der ist besorgt und aufgehoben. Wehe dem blindungläubigen Thomas, der einen neuentdeckten Fixstern nicht sieht, wo ein Komet mit langem Lichtschweif der Reklame durch holzfreien Papierblätterwald dahinschleift! Fixstern kommt von „Fixen" — an der Börse. Unser blonder bleicher Poet wird gemacht, wir schwärmen für Blondinen in plötzlicher Menschenfreundlichkeit, wir ollen Menschenfresser. Die schnödesten Erwartungen werden übertroffen, Geschwin-

digkeit ist keine Hexerei. Man so dhun! Der neue Planet ist im Schwunge, er kann's und vermag's. Blond und bleich schon faul? Schwarz und feist is die rechte Kouleur? Was Se nich alles wissen! Wie haißt! Ein Renommierchrist als Judenschutztruppe ist die allerfeinste Kouleur. Was man aus Liebe tut! O blonder bleicher, zu netter Urgermane, wir Laufburschen der Klaque winden dir den Jungfernkranz, die Veilchen des Ruhmesfrühlings riechen schon wie ein Blumenboot oder ein Mistbeet — Vergißmeinnichts, o teurer Erkorener, ahnst du Fürchterliches? sie werden dir unvergeßlich teuer werden. Das kostet was, ist aber des Schweißes der Edeln wert, und reitet der Prinz aus Genieland erst ins alte romantische Land der vollen Theaterkassen, dann spürt er schon die Stelle, wo wir alle sterblich sind. O fetter Bissen, blond und bleich! Was, aus eigener Kraft? Oller Renommierstengel, der du ohne die guten Geister aus Inowrazlaw der Balancierstange des Erfolges dich nahst — das geht dir über die Kraft. In unsern faulen Jaköppchen malt sich anders die Welt, welche die Bühnenbretter bedeutet. Wir, die wie Jakob um Rachel um die deutsche Sprache so lange werben, bis wir in heimlicher Unzucht einen Wechselbalg zeugten: das Zeitungsdeutsch!. O Sprachbereicherung, o geborene Presseschutztruppe für ganz Inowrazlaw! Los an die Gewehre, stillgestanden im Feuer unserer Personalinspektion, unserer ollen ehrlichen Interviews und Premièrenglossen mit sogenanntem Vorschuß! Hat ihn schon, wir sind alle fürs Blonde, Lohengrin und Oberst Piquart, Wagnerianer bis aufs Messer! So werden Unsterbliche lebendig ge-

macht, so leben, so leben wir in Berlin alle Tage, immer noch diejenigen, welche. Die Börse honoriert den Dichtercoupon, unsern Segen hat er, und wer dies unflaue Termingeschäft nicht mitmacht, den ernennen wir zum Ehrenmitglied im Klub der Ahnungslosen. Die bewährtesten Professoren der Hektographie, die im ganzen Deutschen Reich herum ihre Waschzettel an Fürsten v. Krähwinkel widmen und deren Orden wie Unkraut weiterwuchern, bis man für Sonnenorden von Persien und Geh. Hofrat des Prinzen von Monaco reif — trachtet am ersten nach einem Titel und alles andere wird euch von selber zufallen! — sie alle stottern: „Popo—pup—ulär! Unser blonder bleicher Poet!", bis sie ihn selber mit Standeserhöhung anprofessern. Selbst die Geheimsten Justizräte der Privilegierten Fortschrittspresse, deren Chefredakteure gewisse Recensionsexemplare für den Finanzteil einstecken, werden zum Volke herabsteigen und blonden und bleichen, bis ihr Ahnherr Gotthold Ephraim Lessing in dem neuen Messias einen würdigen Stammhalter erhielt. Ich und mein Haus werden dem literarischen Fortschritt dienen! denkt Lessings seliger Erbe. Und die andern so lange gesuchten Urdeutschen mit lauerndem Treuaug, die wuchtig heranschleichen, — laßt wohlbeleibte Männer bei uns sein, die nachts gut schlafen! denken Lauerbergs — verbluten sie nicht an geheimem Seelenschmerz, daß die feinsten Trauben Kanaans als geschätzteste Weinsorte auf Diners bei Israel nicht auch ihnen kredenzt? Ach, nur eins war ihnen immer unangenehm: Farbe bekennen! Sie sind weniger für Lessing als für Goethe, Goethebünde als Verein zur Abwehr des Antisemitis-

mus. O Schönbartspiele, o Rauschebart! Denn ihr Bart ward nicht geschoren und im Bart lag ihre Kraft ... koscheres Zitat aus Heine! Und als Geburtshelfer dazwischen all die Pseudonymen aus dem Schlosse von Gradetzko hintenwärts von Temesvar, die in der Lohengrinrolle bleiben und Nam' und Art nicht nennen ... so blau! ihr Name ist Meyer, aus unbegreiflichen Gründen ..., diese Heldentenöre, die das Sprichwort widerlegen wollen „dumm wie'n Tenor" und deshalb lieber Geistesstörung simulieren, das Wunderbare ... ja, so stehen sie vor der Kulisse, auf ihr Schwert gestützt, echt, ihr Eigentum, und hypnotisieren Statisten durch ihren mit allerhöchster Genehmigung wildwachsenden Schnurrbart, es ist erreicht ... wer kennt nicht den Typ der Ueber-Untermenschen, der Männer von Eisen, die auch Gemütsmenschen sind und das Publikum gewaltsmenschlich anbrüllen: Die Börse oders Leben, du sollst und mußt klatschen!

Eine Seelenkrankheit haben sie auch — wo denn? — und lallen mit Zarathustra. Nietzsche? Nitschewo! Mach nur so fort, blonder bleicher Poet! Wir haben selten so gelacht. Wirklich sehr blond, als Bleichgesicht weniger auffallend für solche Rothäute, die schon tausend Autorenbleichgesichter skalpierten. Unter diesen Jagos und Jaguaren ... Cohncordia heißt die Kanaille ... wirst du als gefräßiger Haifisch noch die Hechte im Karpfenteich fressen. Machen wir! Wie war doch gleich die werte Nummer? Blond und bleich? I nu sehen Sie mal, den Tric muß ich schon mal gehört haben. Und wenn die Vertreter von Freihandel, Fortschritt und jener Freien Presse, die einstimmig unsern

Dreyfus freisprach, sich zu ihren Stadtvätern versammeln und durcheinander kreischen: Teufelsinsel, Jesuiten, Harakiri oder was beißt mich da! — nachklappender Chorus: Mercier ins Zuchthaus! —, so wird der Befreiungskrieg für die heiligsten Güter — „Güter" is ausgezeichnet — auch einen gebenedeiten, blonden und bleichen Poeten als pythischen Dreifuß der Poesie zirkulieren lassen und ihn sicher begnadigen, wenn er mal etwas verraten hat. Ach, der liebe Mensch, der heimliche himmlische Pfiffikus Ethischer Kultur! In unsere Arme, blonder bleicher neuer Goethe! Das ist kein schwankender Charakter, der freimaurert mit uns durch Dick und Dünn, immer vornehm! Wie Dreyfus ein moralisches, war der Taufpate der Goethebünde ein intellektuelles Genie, dessen römische Elegien ein Laienbrevier für uns Moderne bilden, die sich das Nackte in der Kunst nicht rauben lassen ... und in der dekolletierten Natur, bitte gehorsamst! Non olet — oder heißt's non liquet?! Ehrenmitglied der Cohncordia, tanze hinan zu Pipanhöhen, Pipipopocatepetl!

... Nur zu Helden der Vergangenheit flüchten aus unheldischem Stubenhocken stählt verzweifelnde Erschlaffung. Was ist des Karma schlimmster Fluch? Zu leben an falschem Orte in falscher Zeit ... Ewiges Hannibalsymbol! Doch der starb wenigstens an Rom und nicht an Jerusalem. Und war er größer als jeder Römer, Rom war größer als er. Dessen Mauer bröckelte nicht nach Cannä's Sicheln und Karthagos Götter blieben fühllos stumm wie alte Römer. Von Göttern und Römern hofft man kein Erbarmen, nur Fangballspiel mit Bruderköpfen. Der Jugend gehört der Sieg,

Roms Sommer ist noch fern, die Didoburg fault im Zeichen des Herbstes. Doch kennt Afrika denn Winter, ist's nicht ewiger Sommer? Bricht über Nordland einst der Frost herein, dann mag Europa bei ihm um Wärme betteln. Doch Römer denken nur der Gegenwart, nüchtern wie hungrige Wölfe. Ergraut in rußiger Schlachtenesse unter des Kriegswagens eintönigem Rasseln, rauscht dem großen Punier keine Musik durch des Lebens Hallen. Des Meeres Riesenschlange und der Alpen Riesen sind seinesgleichen, kalt, düster, unnahbar, doch wohin er seine Hand legt, sprießt Denkmal ewigtönender Größe, wie in Wüsten der Memnonsstein, einsam mit sich allein und düsterem Schicksal. Verschlissen wie ein durchlöcherter Mantel, läßt der Leu, der Italia durchbrüllt, nichts zurück als Erbteil des leeren Namens. Wenn ihm, dem letzten Aufrechten, der Liktor mit dem Henkerbeil den Fuß auf den Nacken setzt, wenn die Welt noch unverdaut Roms heißhungriger Wölfin im Magen liegt, dann nickt gnädig der hohe Herr, der latinische Mars. Rom will nur, was es kann, und es kann alles. Nur ihm, dem unauslöschlicher Haß seine erste und einzige Liebe, dem kein Gift mehr bitter schwankte, weil er Galle auf Galle trank, tat Rom die Ehre an, zu hassen. Und sein eigen Krämervolk feilschte so lang um seine geduldete Größe, bis es mit ihm schmolz vom Blitzstrahl des donnernden Jupiter. Maschinen von Erz, Tücke im Busen, homerische Verse auf den Lippen, handeln die Scipionen Tragödien, wo schaudernde, zaudernde Zuschauer nacheinander selbst die Leidtragenden werden. So erobert man die Welt... homerisches Gelächter der Auguren

als Chorus. Doch, wurzeln sie im Heut, die Herren des Tages, fern graut unermeßliche Zukunft und alles kehrt wieder. Im Wüstensande der Vergessenheit endlose Klagen singt die Memnonssäule, doch einst erwacht die Sphinx von Afrika, verschüttet unter Asche alter Glut. Herrscht nur, Emporkömmlinge, Ahnenlose, schmiedet das All an euren Beutewagen! Der Wölfin Brut — die Völker, die noch zuckend hinabgeschlungen in den blutigen Schlund, würgt wieder aus, an eurer Gier erstickend. Die Ewigkeit ist weit, die Stunde kommt, die euch in Fetzen reißt den alten Purpur, ob ihr nun Römer oder Briten heißt!

Nie ist vergeblich, was ein Held gelebt, sein Tod zeugt Leben und sein Leiden Sieg. Fechten auf verlorenem Posten, ist's drum verlorenes Lebenswerk? Nicht wofür und warum man kämpft, nein, daß und wie man kämpft, adelt Leben und Tod. Welche Sache und welche Menschen verdienen des Helden Mühsal! Er durchkämpft nur Erfüllung des innersten Selbst. Verderben, auch du bist Erfüllung. Er ist zufrieden, er ist bereit . . . .

Am andern Morgen rollte er vom Lehrter Bahnhof ab, Helgoland zu. Dort, in Erinnerung an Ausfahrt und Heimkehr manch einstiger Seefahrt, wollte er dem Dasein der Selbstverachtung ein Ende machen...

In tiefer Nacht, ehe das Morgendämmer sich regte, strich er den Strand entlang. Unablässig zogen die Gedanken an ihm vorüber wie Geschwader wirbelnder Wolken und sie alle zogen ihn nieder zur Tiefe.

Langsam wie in wachem Traum zog der Mond seine endlose Bahn durch die wolkige Leere. Haucht

seine erstorbene Scheibe nicht blassen Tod, spinnt sein ewigalter Schimmer nicht unserer Erde ein Leichenhemd, singen Ebbe und Flut unter seinem magischen Druck nicht ewigaltes Sterbelied? Schmerz ist unser Fährmann durch nimmer ebbendes Meer, unser schwankes Ruder der Daseinswille. In der Tiefe verschwinden die Fahrtgenossen, einsam röcheln Heimwehmelodien bei angsterfülltem Aufwärtsschauen. Heimweh wonach? Wir wissen's nicht. Was schäumen hier die bittersalzigen Wasser? Todesgedanken. Was braust des Lebens ruhloser Strom hinein in die ewige Leere? Wir versinken mit Raum und Zeit in dem einen, dem ewigen Meer.

Mondlicht spielte in krausen Ringeln auf den Wogen, Licht und Flut drehten sich hin und her, wie schwimmender Nixentanz.

— — — — — — — — — — — — —

Die Nordsee rauschte kalt und düster im Morgendämmer, als trüge sie ein Echo vom Eismeer her, vom Nordpol, dem unheimlichen Sinnbild künftiger Vereisung. Und des Dichters vernichtungstrunkene, todesschwangere Seele schweifte zum arktischen Gestade, schlüpfte in Fritjof Nansens einsames Wikingherz hinein, der nicht für Strohhalm-Ruhm, sondern in wildem Forscherstolz das Unerreichbare gesucht...

In Efeulettern geschrieben steht manche verschollene Mär,
Ins Mark der Erde geschrieben gar lang, gar lang ist's her.
In bronzener Ambrafarbe leuchtet der herbstliche Wald,
Pfaubunte Kräutergarbe durchräuchert die Bergeshald.
Einst wälzte durch Marschen und Riffe sich Mammuth wuchtig einher,

Einst Norlands Drachenschiffe bespritzte dies türkische Meer.
Noch züngelt aus dem Grünen der Drachenmund hervor,
Frühlicht umknospet die Dünen wie Butterblumenflor.
Wo Büffel düster schlendern, Blaudistel im Salzwind nickt,
Hat hier aus Klippenrändern Urmensch Kristalle gepickt?

Goldfürsten sind heimgegangen im Schrein von Elfenbein,
Grashüpfer als güldene Spangen glitzern im wilden Wein.
Doch küßt mit hellem Hohne die Sonne das Leichengold,
Die Leiche und die Krone zum gleichen Staube rollt.

Aus dem Wüstentraum gerufen, wo ihn Römeraar geweckt,
An des Kapitoles Stufen Obelisk den Finger reckt.
Lorbeer gleißt wie Eisenringe, doch die Adler fliehn vorbei,
Schattenarm vergangener Dinge schlägt die Sonne Roms entzwei.
Giftig wie der Otter Schnaufen Fieberdunst zur Küste weht,
Wo, des Abends Scheiterhaufen, Circes Kap in Flammen steht.
Und wir steh'n am Strand und lauschen, Lichtgewalten wogen rings,
Doch es sagt uns nichts ihr Rauschen, ewig schweigt die Sphinx.

Grüner Sümpfe Schlangenknäuel hexenhafte Pracht umglänzt,
Efeu diese güldne Muschel, grüngeringelter, umkränzt.
Unterm sonnengoldnen Wasser schläft die Burg der Riesenzeit,

Heut vom Blumenmeer ummauert und vom Kraut Vergänglichkeit.
Plumpgeschäftige Füße schurren nicht mehr durch die Totenstadt
Und in grünen Einsamkeiten welkt der Urwelt Riesenblatt.
Staubige Zwerge, scharrt nur weiter, was der Ahne übrig ließ,
Doch das alte Reich Atlantis war der Riesen Paradies.

Weißwolke flattert als Taube durch lichten Meerestraum,
Mit Lilienblütenstaube betupft den Strand der Schaum.
Fledermäuse und Spinnen surren und schwirren vorbei.
Muß das Leben verrinnen, verhallen wie Eulenschrei?
Maulwurf in Abgrundtiefe, wühlst du denn nimmermatt?
Fraß an der Atlantis Leiche sich nur der Haifisch satt?
Unter rollenden Fluten begraben weltentief,
Tote Jahrtausende ruhten, taub wie das Chaos schlief.
All, birgst du im Schoße andere innere Welt,
Reglos geheimnisgroße, ewig unerhellt?
Wo sich Korallen spreiten, modert da Blatt an Blatt
In schwärzlichen Einsamkeiten, was blühend genossen hat?
Geschlechter schlummern und warten, warten auf was, auf was?
Drüber der Lebensgarten ist Kruste von dünnem Glas.

Bist du der alten Riesen Schild, vollgüldener Mond,
Die einst auf Seewaldwiesen in Tropfsteinhöhlen gewohnt?
Wo in Sternschnuppentanze ein Strahl schießt durch die Luft,
Ist es die Silberlanze über Orions Gruft?
In Drachenblut gefeuchtet, geschleudert zum Himmelszelt,

Wo sie für immer leuchtet über der öden Welt?
Ward ihm Flügelgewährung, wo der Halbgott gejagt,
Schwebt er in Strahlenverklärung, bis die Sonne uns tagt?
Finsternis der Gedanken, Schwanken und Kranken im Sein ...
Wo Menschensterne versanken, glüht droben der Widerschein?

... Die Sonne ging auf. Verstreute Strandblöcke blinzelten schläfrig wie versteinerte Robben. Ein paar gelbe Flecke schwammen auf der Brandung wie ölige Butterblumen. Und dem Einsamen war, als streue sich sänftigend Oel auf seines Innern stürmische Wogen. Zog's ihn denn unerbittlich hinab zur Tiefe? An einsam moosigem Runenstein das Morgenrot verträumen, ist das nicht Ausblick auf ferne Inseln des Lichts? Sinkt hier der Himmel ins Meer, steigt Unendlichkeit hernieder, schweift die Seele im lichten Raum und segelt mit dem Schweigen der Wolken, gebadet in geheimnisvollem Frieden, der stofflos hoch im Aether kreist? — Wie weiße Schmetterlinge flatterten ferne Segel auf leisbewegter Flut. Aus Klippengräsern blinkte ein Blumenstern, als bluteten rote Blüten aus unfruchtbarem Fels. Möwen schwirrten lustig, abgebröckelter Stein rollte herab, Wind sprach geheimnisvolle Worte, Luftazur berührte den Wasserspiegel, Licht verschmolz Gestade und Wellen ... Ja, wer dies Ruhebild im Herzen spürt, der wandelt aufwärts in den Stand der Gnade. Ist dieses stumme Licht dein Himmelstor? ...

Geist reckte sich auf, als ob er auf etwas lausche. Die Panzerkuppeln der Strandbatterien schillerten im

Morgenlächeln der weithin segnenden Sonne. Hier, wo noch die roten Signaltonnen das graue Gewässer zeichnen, hier soll wohl schrecklicher Donner rollen, die Seeschlacht der Briten und Deutschen? Und ihm ward mit einemmale, als ob eine Schale in ihm zerbreche um verborgenen Kern. Denn in dem Augenblick, wo Heimat und Volkheit angetastet, da plötzlich schwindet der alte Wahn, der Ichsucht selbstverliebte arge Täuschung. Was Uebermensch, was Genius! Und wärest du der Großen Größter, wie klein bist du vorm Genius der Rasse, ein Tropfen nur im unerschöpflichen Becken!

Da gibt es nichts zu deuteln und zu sieben, ob dies Gefühl ein hohes sei, ob nicht. Es läßt sich nicht bekritteln, denn es ist. Die Menschheit lieben, Buddhas Spuren folgen, vielleicht ein künftig Ziel, heut unerreichbar. Zu zähe klebt noch Kama Rupa fest, die sinnlich eitle Selbstbefriedigung. Zum Theosophen ist der Weg zu steil und zum Mahatma bist du nicht geboren. Doch tief im Innern lebt noch ein Gefühl, das aus dem Ich loswindet und beglückt, der Rassenstolz auf seines Volkes Größe. Und wer die Heimat schmäht, sie fliehen will, unwiderbringlich zieht es ihn zurück, verwachsen mit der Scholle, die ihn nährte. Stiefmutter dünkt das Vaterland wohl vielen, doch in der bittern Stunde der Gefahr erkennt man wieder seine alte Mutter. Der welterobernde Germanenstolz mag sich nach Deutschen und nach Briten teilen, für Deutsche gibt's nur einen deutschen Stolz. Dies große Volk, das vielgepeinigte, erhaben über das Geschwätz der Fremden, soll sein Walhalla immer höher bauen und seiner Zukunft eigener Meister sein. Die Götterdämmerung tagt in der Ferne.

Vom Himmel fallen die heitern Sterne wie weggeblasen. Es blitzt die Sonne der Schlachtengötter vom funkelnden Schwerte der Asen. Nicht herrschen mehr die alten Götter, doch mächtig kommen die Riesen her, die neuen Menschen, die Frischen, Freien und Frommen. Denn der Menschheit Hochgedanke ragt so fest wie Gotteskraft und die Sonne ist ihr Banner und der Fels ihr Bannerschaft. In der Tiefe muß versinken Thron und Altar, Herr und Knecht, aus der Höhe steigt hernieder einst ein neues Lichtgeschlecht.

Deutschland! Gehe in Splitter, die undeutscher Kram, heule auf deinen Trümmern, Zwingburg des schlechten Alten und schlechten Neuen! Deutschland! Streiche die Flagge, du undeutsch byzantinisches Reich der Knechte! Deutschland! Du allein vom Belt bis zu den Alpen, von der Leitha bis zum Rhein, du bist unsterblich durch alle Zeiten. Kommt nur an, ihr heulenden Fenriswölfe, ringle dich, Midgardschlange, gegen Donars Hammer und Wodans Speer! Deutschland überlebt euch alle und der Teutonen Schicksal zwingt die Welt.

Was Karma des einzelnen Erdenwurmes, was Wiedergeburt des Ich! Mag das Selbst mit sich selbst seine einsamen Schlachten schlagen, taumelnd von Niederlage zu Niederlage, über sie alle rollt siegreich weg die Woge der Rassengemeinschaft und sie kennt nur Siege auf ihrem unaufhaltsamen Weg. Deutschlands Karmabestimmung, der Deutschen ewige Neugeburt!

Tod, wo ist dein Stachel, so lange noch etwas lebens- und liebeswert: aus dem Selbst geborene Liebe zum größeren Selbst der Stammgenossenschaft. Genius

der Rasse, dir diene, wem jede andere Hoffnung und Liebe in Stücke ging! ...

Er fuhr heim, ein besserer und weiserer Mann. Heimat ist die letzte Liebe. Der neue Geist hatte seine Heimat gefunden und der alte Geist hatte zu leben aufgehört.

halt) mit einer figurenreichen bewegten Handlung, die das Interesse über das Schicksal der Hauptfigur und ihrer Gegenspieler hinaus erregt, indem sie in die verschiedensten Kreise und Geistesströmungen der Zeit führt, von der diese „subjektive Epopöe" einen dichterischen Abriß in großen Zügen gibt.

Es ist dies die Zeit vom Beginn der Krinoline bis zur heutigen Gegenwart. Reich wie diese an Gegensätzen, hastigen Uebergängen, tiefen Entwicklungen, stürmisch bewegten Ereignissen, ruhmlosen Untergängen und stolzen Aufstiegen, ist auch der Roman, der übrigens weniger eine Kritik dieser Zeit geben will, als ein Bild von ihr, vom jeweiligen Standpunkte der Handlung aus. Demnach wechselt in ihm Humor und Ernst, Komik und Tragik, realistische Schilderungen und moralistische.

Das Buch setzt, so unterhaltend es ist, reife Leser voraus, die bereit und fähig sind, sich beim Lesen ebenso jenseits von Gut und Böse zu stellen, wie es der Verfasser beim Erzählen getan hat. Solche Leser werden in diesem Buche, an dem Leben, den Taten und Meinungen und der Höllenfahrt eines Wohllüstlings nichts Anstößiges finden, sondern sich in den wechselnden Bildern einer Kunst erfreuen, deren auf das Ganze des Lebens gerichteter Blick auch vor moralischen Abgründen nicht zurückschreckt.

Hauptwerke von Karl Bleibtreu:

Allgemeines:

Die Vertreter des Jahrhunderts. 3 Bände.
Geschichte der englischen Literatur. 2 Bände.
Von Robespiere zu Buddha usw.

Romane und Novellen:

Größenwahn. 3 Bände. — Freie Liebe. — Schlechte Gesellschaften usw.

Lyrik:

Kosmische Lieder. Lyrisches Tagebuch usw.

Schlachtdichtungen:

Dies Irae. Vivat Fridericus. (Waterloo). Aspern. Napoleon bei Leipzig. Heroica. Friedrich bei Collin. Wer weiß es! Schlachtbilder aus 1870 in 12 Bänden. Königgrätz. Düppel — Alsen.

Kriegshistorie und Theorie:

Die große Armee. Geschichte der Strategie und Taktik. Soult. Die Wahrheit über Mars la Tour. Kritische Beiträge zu 1870 usw.

Dramen:

Karma. Der Heilskönig. Byrons Geheimnis. Schicksal. Weltgericht. Ein Faust der Tat. Der Dämon. Die Edelsten der Nation usw.

Polemik:

Paradoxe der konventionellen Lügen. Revolution der Literatur. Verrohung der Literatur.

Im gleichen Verlage erscheint demnächst vom gleichen Verfasser:

Der wahre Shakespeare

Tragikomödie in 5 Akten. Mit einer Einleitung:

Das neue Shakespeareevangelium

geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.50.

In diesem Werke wird ein neuer Shakespeare verkündet, sowohl dem Theaterdirektor Sharper als dem Lord Bacon sehr unähnlich. In ausführlicher unwiderleglich logischer Untersuchung wird dargetan, daß auch nicht zwei Urheber der Shakespearepoesie vorhanden sein können, wie jüngst ein pseudonymer Autor mit geistvoll gesammeltem, aber unrichtig verwendetem Material zu begründen versuchte, sondern daß es sich nur um Einen handelt, der unterm Deckmantel des Namens Shakespeare die größten Dichtungen der Menschheit schrieb. Wer dies war nach einer Reihe überzeugender Indicien, wird hier von Bleibtreu enthüllt. Der wissenschaftlichen Untersuchung folgt dann die packendste Veranschaulichung in der Tragikomödie „Shakespeare" wohl das Bedeutendste, was Bleibtreu auf dramatischem Gebiete schuf. Eine Fülle der verschiedenartigsten Konflikte werden hier mit tiefgründiger Psychologie gelöst, oft spürt man durch diese bittere Satire auf Künstlers Erdenwallen in Englands größter Zeit, daß der Dichter auch manchen Modernen den Spiegel vorhält. Die Gestalt der bedeutenden, aber maßlos eitlen und tyrannischen Elisabeth ist ein Meisterstück von Fürstenpsychologie, die Schilderung Bacons eine klassische Geiselung jenes hochmütigen Wissenschaftsdünkels, der mit lächerlicher Seelenniedrigkeit Hand in Hand geht. Ueberhaupt strotzen alle Figuren des reichbelebten szenischen Gemäldes von Lebenskraft und wahrer Charakteristik. Das Werk wird schon seines Stoffes wegen das größte Aufsehen machen.

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt

Errata.

Infolge mangelnden Revisionlesens sind mehrfach Correcturen nicht ausgeführt.

Auf der Titelseite lies im Motto „même“ statt „mêure“, „importuner“ statt „importaner“.

S. 185 Z. 24 lies „gottvollen“ statt „gootvollen“.

S. 324 Z. 6 lies „Thebaner“ statt „Trojaner“.

S. 325 Z. 26 lies „Nüchternheit“ statt „Kladderadatsch“.

S. 328 Z. 22 lies „hämisch Grinsenden“ statt „versoffenen Trottel“.

S. 421 Z. 13 lies „Geistesjuden“ statt „Geistesjunker.“

Im Verzeichnis der Hauptwerke im Anhang hinten lies „Schlechte Gesellschaft“ statt „Gesellschaften“ und „Waterloo“ statt in Klammer klein (Waterloo).

Unter Schlachtdichtungen ist nachzutragen: Cromwell bei Marston Moor. Wellington bei Talavera. Der Imperator. Unter Romane: Der Nibelunge Not. Unter Allgemeines: Geniekaiser und Welt.